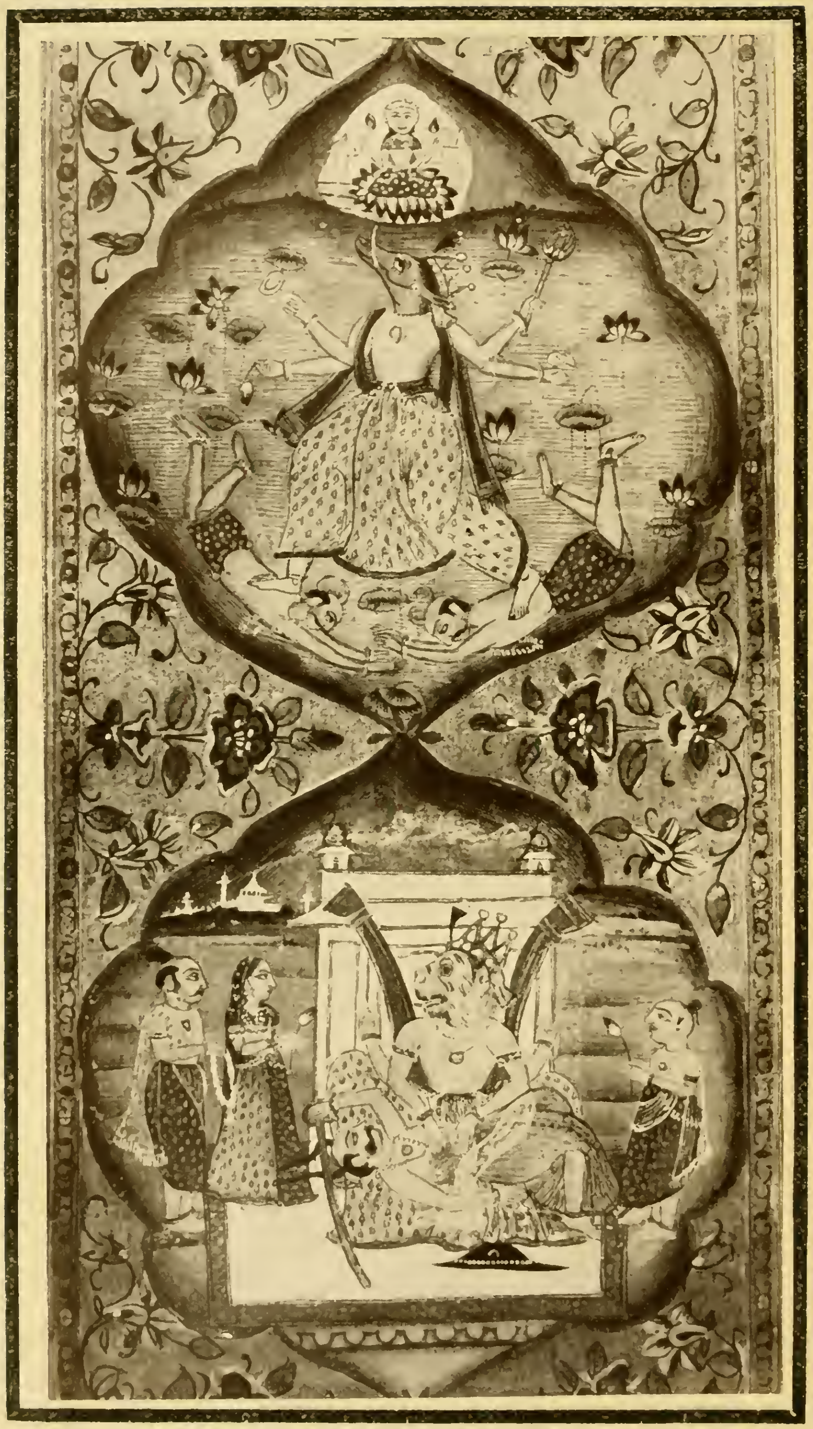
Indische Märchen

Iris Wolfers.

Die Märchen der Weltliteratur

Herausgegeben von
Friedrich von der Leyen und Paul Zaunert
Buchausstattung von F. H. Ehmcke



Indische Märchen

Indische Märchen

Johannes Hertel

Herausgegeben von Johannes Hertel

Sechstes bis fünfzehntes Tausend

Verlegt bei Eugen Diederichs Jena 1921

Mit sieben Abbildungen
aus der illustrierten Mahabharata-Handschrift
in der Bayr. Staatsbibliothek in München

Dem Andenken

Friedrich Lippolds

des begeisternden Lehrers

des weitschauenden, tiefschürfenden, feinsinnigen Gelehrten

des edlen und warmherzigen Freundes

† 2. Oktober 1913

Vorwort

Der vorliegende Band enthält nach Form und Inhalt charakteristische Erzählungen der nichtbuddhistischen Inder. Er wendet sich an einen literarisch gebildeten Leserkreis und ist nicht etwa eine Jugendschrift. Die gewählten Texte zeigen die Inder, wie sie wirklich sind, mit ihren Vorzügen und Fehlern, und enthalten ein reiches kulturhistorisches Material. Die Übersetzung ist möglichst sinngetreu, sucht aber dabei nicht etwa die starken stilistischen Unterschiede zu verwischen, die zwischen den einzelnen Stücken bestehen. Dies bitte ich namentlich für die volkstümlichen Übersetzungen aus der Gudscharātī-Sprache zu beachten.

Sämtliche Stücke der vorliegenden Sammlung sind vom Unterzeichneten selbst aus den betreffenden Urtexten übersetzt worden. Der der Sammlung zu Grunde liegende Plan ist aus dem Inhaltsverzeichnis zu ersehen, das auch die Stellennachweise für die einzelnen Erzählungen enthält.

Indische Namen und andere Wörter sind nicht in der Umschrift gegeben, welche in indologischen Werken üblich ist, sondern im deutschen Alphabet. Nur ein Laut ließ sich durch keinen Näherungswert unseres Alphabetes ausdrücken. Wir setzen für diesen das Zeichen ṃ ein, welches aber keinen Labial, sondern nur Nasalierung des vorhergehenden Vokals bedeutet; „aṃ" ist also wie das französische Substantivum an zu sprechen. Die Betonung indischer Namen entspricht den lateinischen Betonungsgesetzen.

Die unserem Bande beigegebenen Abbildungen stellen indische Götter, namentlich Awatāras des Gottes Wischnu dar. Sie sind der großen illustrierten Mahābhārata-Handschrift der Königlichen Hof- und Staatsbibliothek München entlehnt. Auch an dieser Stelle sei der Direktion dieser Bibliothek für die Erlaubnis zur Benutzung der Handschrift und zur Veröffentlichung der Bilder herzlichst gedankt.

Döbeln, den 1. Juli 1918 — Johannes Hertel

Einleitung

Der vorliegende Band enthält Proben der Erzählungskunst der Inder seit den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Ausgeschlossen sind die buddhistischen Märchen, denen in den „Märchen der Weltliteratur" eine gesonderte Behandlung zuteil werden wird.

Wenn der Titel von „Märchen" spricht, so ist dieses Wort nicht in dem technischen Sinne zu fassen, den ihm die europäische Wissenschaft beilegt, sondern in dem allgemeinen Sinne der erdichteten Erzählung. Die Einteilung der Erzählungen in Märchen, Schwänke, Fabeln, Novellen, Sagen, Geschichte, Mythe usw. beruht auf der Weltanschauung der Europäer und den literarischen Formen ihres Schrifttums; für den Inder, der die Dinge, die ihn umgeben, mit völlig anderen Augen sieht als wir, hat diese Einteilung keinerlei Berechtigung.

Des Inders ganzes Leben von seiner Geburt bis zu seinem Tode ist von den religiösen Anschauungen beherrscht, in denen er aufwächst. Mit wenigen Ausnahmen aber sind die indischen Religionen noch heute wie in der grauen Vorzeit des wēdischen Altertums polytheistisch. Die Dreiwelt oder die drei Welten, d. h. die Welten der Götter, der Menschen und der Dämonen, mit anderen Worten Himmel, Erde und Unterwelt oder Hölle sind mit göttlichen und dämonischen Wesen aller Art gefüllt. Die spätere Zeit kennt wie mehrere „Inseln", d. h. Kontinente, auf denen Menschen wohnen, auch mehrere Himmel und Höllen. Die verschiedenen Religionsgemeinschaften haben über diese Dinge zum Teil verschiedene Anschauungen entwickelt. Alte Götter sind aus ihrer ursprünglichen Machtsphäre im Laufe der Zeit herabgesunken, ja ganz aus dem Pantheon verschwunden, und neue sind in Menge an ihre Stelle getreten; aber der Grundzug der indischen Mythologie ist bis auf den heutigen Tag derselbe geblieben.

Die indische Götterwelt setzt sich zusammen aus anorganischen und organischen Naturkräften, die nur teilweise anthropomorph gedacht werden, aus Dämonen und aus Abstrakten. Die Dämonen werden namentlich in späterer Zeit sehr oft den Göttern

gleichgesetzt und wie diese mit dēwa, „Gott", bezeichnet. Daneben treten vergöttlichte Menschen und Menschen, die auf Grund der Kaste, der sie angehören, auf Grund der Askese und auf dem Wege des Zaubers den höchsten oder niedrigeren Göttern gleichstehen. Alle diese Geschöpfe leben in Welten für sich unter eigenen Königen oder kommen nebeneinander in der Welt der Menschen vor. Der immer anthropomorph gedachte Götterkönig oder „König der 30 (32) Götter", der Himmelsgott Indra, der seinen diamantenen Donnerkeil (wadschra) als furchtbare Waffe führt, ist in alter Zeit der Fürst des Himmels. In späterer Zeit treten bei den Brahmanen über ihn das personifizierte Abstraktum Brahman (Andacht, Gebet) als persönlicher Gott und Schöpfer, Wischnu als Erhalter, Schiwa als Vernichter und Herr des Zaubers, dem die Krieger und die Räuber, die Hexen und Zauberer huldigen. Bei den Dschaina werden die 24 Propheten oder Dschina (Arhat) vergöttlicht und in späterer Zeit als die „Obergötter" betrachtet, denen alle anderen untergeordnet sind[1]. Der König der Vögel ist der göttliche Adler Garuda, später als Wischnus Reittier gedacht, der König der Vierfüßler je nach den verschiedenen Gegenden Indiens der Löwe oder der Tiger, der König der Pflanzen in wēdischer Zeit der Sōma, das Kraut, aus welchem zu Opferzwecken der Unsterblichkeitstrank gebraut wurde. Das Gefäß, in dem dieses indische „Nektar" — in späterer Zeit Amrita, „Unsterblichkeit", genannt — bei den Göttern aufbewahrt wird, ist der Mond, der oft mit ihm unmittelbar identifiziert und ebensooft zugleich persönlich gedacht wird. Denn die Inder haben die den alten Indogermanen überhaupt eignende merkwürdige Gabe, sich personifizierte Naturkräfte zugleich in ihrer elementaren und in ihrer vermenschlichten Gestalt vorzustellen, während es andererseits auch zahl-

[1] Der zur Verfügung stehende Raum verbietet hier ein genaueres Eingehen auf die Anschauungen der verschiedenen Religionsgemeinschaften der Inder. Die für das Verständnis der Dschaina-Literatur wichtigen religiösen Anschauungen der Dschaina sind kurz dargelegt in der Einleitung zu des Verfassers Buch: „Ausgewählte Erzählungen aus Hēmacandras Pariśiṣṭaparvan." Leipzig, W. Heims, 1908, S. 10ff.

reiche Stellen in der Literatur gibt, die von Verwandlungen aus der einen in die andere Gestalt sprechen.

Einige Beispiele für die höheren Wesen, welche nach indischem Glauben die Welten bevölkern, seien hier angeführt. Himmel (Winatā in Gestalt eines weiblichen Adlers), Erde (Kadrū in Gestalt einer weiblichen Schlange), Feuer (Agni), Sonne (Sūrja), Mond (Tschandra), Morgenrot (Aruna), Wolke (Pardschanja), Winde (Marut); Flüsse (Apsaras, zugleich Götterhetären am Hofe Indras), namentlich die Gangā, der Strom, der aus der Welt der Götter, in der man sie als Milchstraße sieht, auf Schiwas Haupt herabfällt und von da aus durch die Welt der Menschen in die Unterwelt strömt; das Meer; der Himālaja, dessen Tochter Durgā, die mit blutigen Opfern verehrte Göttin, Schiwas Gemahlin ist; Bäume (der Rauhiṇa im Sauparṇa, unten S. 353 f.), die Wunschbäume und Wunschlianen in Nandana, dem Parke Indras, gelegentlich aber auch auf der Erde, welche alle an sie gerichteten Bitten erfüllen, wie unter den Steinen die Wunschedelsteine; Tiere: die Kuh, die überall in Indien als heiliges Wesen gilt und in der Wunschkuh Surabhi (S. 370) und den anderen alle Wünsche gewährenden Wunschkühen ihre edelste Gestalt erreicht; die acht Weltelefanten, welche die Haupt- und Nebenhimmelsgegenden bewachen; der Reiher Nādīdschangha (S. 41); der Rischi Tārkschja, ein Vogel (S. 346); der Adler Garuda, der die Schlangen vertilgt (unten S. 94 und 344 ff.), Frösche (unten S. 33 ff.), Schlangen, sowohl die himmlischen (S. 88) als die aus der Unterwelt auf die Erde emporsteigenden (S. 26, 72 ff., 346 ff., 358). Alle diese dämonischen Tiere können Menschengestalt annehmen. Unter den Gestalten, in denen Wischnu die Welt erlöste, befinden sich die tierischen des Fischs, der Schildkröte, des Ebers und des Schimmels. In einer anderen Verkörperung tritt er als Mischgestalt, halb Mensch, halb Löwe, auf, wie die die Gebirge bevölkernden Kimpuruscha oder Kinnara (S. 40) als Wesen gedacht werden, die Roßköpfe auf Menschenleibern tragen. Außer dem bereits genannten, zum obersten brahmanischen Gott erhöhten Abstraktum Brahman gibt es noch andere

Abstrakta, welche als Götter und Göttinnen gedacht werden und jederzeit Menschengestalt annehmen können: z. B. Wātsch, die Rede, die als Hymnus — Gebet oder Zauber — die Götter zum Geben zwingt, als Fluch, namentlich aus dem Munde eines Brahmanen, zu unfehlbarem Verderben führt. Die Segens- und Fluchformeln sind dem Inder noch heute nicht zu bloßen Höflichkeitsphrasen oder Interjektionen des Ärgers verblaßt, wie dem Europäer, sondern haben Zauberwirkung. Wie in der Sūra-Geschichte unten S. 137 f. der Siegeswunsch zum wirklichen Siege führt, so siegt in wēdischer Zeit Indra durch den Siegeswunsch und Lobpreis der Windgötter. Niemand denkt sich bei uns mehr etwas dabei, wenn er einem Niesenden „Gesundheit!" zuruft. Der Inder, der in gleichem Falle „dschīwa!" („lebe!") ruft, weiß, daß er damit verhindert, daß dem Niesenden der Lebenshauch aus der Nase fährt. Die Metren erscheinen in Garuda verkörpert, z. B. im Sauparna (unten S. 345 u. 353). Ebenso erscheinen als Göttinnen oder Götter in Menschengestalt irgendwelche Zauber (S. 238), besonders die Widjā, „Wissen", d. h. bestimmte als Göttinnen gedachte Zauber, durch deren Besitz man zu einer Art göttlichen Wesens, Widjādhara oder „Wissensträger", mit übernatürlichen Fähigkeiten wird (unten S. 142 usw.), das Glück (die Göttin Lakschmī, auch = Reichtum und Herrschaft), das Bhāgja (die Folge guter Taten in einem früheren Dasein; unten S. 118). Im Rigwēda finden sich zwei Hymnen, die an den „Zorn" gerichtet sind (X, 83, 84). Wie die eben genannten Widjādhara durch den Besitz der Widjā, die man sich durch besondere Zeremonien noch aneignen (sādh) muß (S. 155, 200, 220, 235 f.), zu göttlichen Wesen geworden sind, so erlangen die Jōgin, meist schiwaitische Asketen, durch Zauber übernatürliche Kräfte. Der Zauber spielt in Indien überhaupt eine große Rolle; wer die verschiedenen Geheimwissenschaften studiert, vermag sich zum Herren der Menschen wie höherer Wesen zu machen (S. 145). Häufig erwähnt wird die namentlich durch Zauber bewirkte Herstellung eines goldenen Mannes, dessen abgeschnittene Glieder sich immer wieder ergänzen (S. 235, 291, 329), wie man sich andererseits durch eine alchi-

mistische Flüssigkeit Gold verschaffen kann (S. 185 ff.). Durch Zauberpillen und magische Stirnzeichen vermag man seine Gestalt zu verwandeln (S. 211 ff., 237 ff.). Dem Schiwa und seiner Gemahlin Durgā (Dēwī, Bhattārikā), deren Tempel auf den von allem Spuk umgebenen Verbrennungsplätzen stehen, welche zugleich Richtstätten und oft im Walde gelegen sind („Väterhaine", d. h. Ahnenhaine), huldigen auch die Hexen, die die übernatürliche Macht, die sie besitzen, namentlich dem Genuß von Menschenfleisch verdanken. Sie suchen darum nächtlicherweile die Verbrennungsplätze auf und verzehren die Leichen oder wissen sich auf andere Weise Menschenfleisch zu verschaffen. Weiter gewinnt man übernatürliche Kräfte durch strenge Askese, und ganz allgemein als Götter, die auf Erden wandeln, als „Erdengötter" (bhūdēwa) werden die Brahmanen bezeichnet. Der jeweilige Oberpriester der verschiedenen wischnuitischen Sekten gilt als Inkarnation Wischnus. Sonst genießen nur der König und die Königin göttliche Ehren, indem man sie mit dēwa, „Gott", und dēwī, „Göttin", anredet, was wir nach altem Herkommen abschwächend mit „Majestät" übersetzen. Zauberzeremonien sind die Opfer, durch die man die Götter in seine Dienste zwingt, seine Gegner vernichten und alles erreichen kann, was man will.

Unter den Dämonen sind besonders die Rākschasa (fem. Rākschasī) zu nennen, welche teils eigene Staaten bewohnen (s. unten S. 43), teils in der Menschenwelt und meist nächtlicherweile ihren Spuk treiben und sich von Menschenfleisch nähren, auf menschliche Frauen lüstern sind (S. 99 f.), in ihrer weiblichen Form auch die Pest verursachen (S. 241 f.) und Schwangeren gefährlich werden (S. 241), wie andere Dämonen die Menschen durch andere Krankheiten schädigen (S. 74) und die Empfängnis verhindern (S. 199); niedere Götter sind die Jakscha, welche sich die brahmanischen Inder als Diener Kubēras, des Gottes des Reichtums, denken, während sie bei den Dschaina ohne diese Beschränkung oft als Schutzgottheiten von Dörfern und Städten, aber auch als Diener der Dschina erscheinen. Die Dämonen hausen namentlich gern auf Feigenbäumen (njagrōdha, vata,

pippala), besonders wenn diese auf Leichenverbrennungsplätzen stehen.

Nachdem in spätwēdischer Zeit die Lehre von der Einheit der Einzelseele mit der Weltseele allgemeine Verbreitung gefunden, entwickelte sich aus ihr die Seelenwanderungslehre, die Lehre, welche behauptet, daß jede Einzelseele eine Reihe von Tier-, Menschen-, Dämonen- oder Göttereristenzen durchmachen muß, bis sie erlöst werden kann. Die Taten (karman) bestimmen das folgende Dasein. Existenzen im Himmel sind bei den Dschaina noch nicht gleichbedeutend mit der Erlösung; diese besteht erst in dem völligen Aufhören des Daseins, dem Nirwāna (S. 201), während sie bei den brahmanischen (hinduistischen) Indern mit dem Aufenthalt im Himmel des Gottes der betreffenden Religionsgemeinschaft oder Kaste zusammenfällt. Der „Schatz guter Werke" (punja), der bei den Dschaina besonders durch Schonung alles Lebens, durch Tempelbauten, durch Unterstützung der Mönche und der Armen und durch ein sittlich einwandfreies Leben erworben wird, zeitigt Glück in den folgenden Existenzen, während jedes Vergehen in ihnen Unglück zur Folge hat. Eine Vergebung der Sünden kennt diese Religion nicht.

Bei den anderen indogermanischen Völkern sind in historischer Zeit die Menschen durch eine feste Schranke von den anderen Wesen der Schöpfung getrennt; doch weisen Spuren im Glauben und Aberglauben und zahlreiche alte Sagen darauf hin, daß in den ältesten Zeiten bei ihnen diese Schranken ebensowenig vorhanden waren wie bei den Indern. Bei diesen hat es gar nichts Auffälliges, wenn im Rigwēda (X, 86) ein Affe als Hausgenosse und Freund Indras erscheint und zwei- bis dreitausend Jahre später ein anderer als Freund und Bundesgenosse des indischen, in nachchristlicher Zeit vergöttlichten Nationalhelden Rāma auftritt, oder wenn unten S. 41 ff. ein Reiher der gemeinsame Freund des höchsten Gottes Brahman und eines Rākschasa, S. 101 ein Rākschasa der Freund eines Affen ist. In dem merkwürdigerweise in seiner Wichtigkeit für die Geschichte des indischen Epos und Dramas von der indologischen Wissenschaft völlig verkannten Sauparna (unten S. 344 ff.) verkehren ungezwungen

miteinander der Vogel-Asket Tārkschja, die als Adlerweib und Schlange gestalteten, Eier legenden Himmel und Erde, der Adler Garuda und die Schlangen, die Sonne, der Mond (Sōma), das Morgenrot Aruna, der Baum Rauhina, der Gott Indra und die menschlich gestalteten Asketenscharen der Wālakhilja und Waikhānasa, von denen die ersteren daumengroße Zwerge sind; von den wunderbaren Mondwächtern ganz zu schweigen, welche uns Indra nennt und welche der Adler besiegt hat. Kein europäisches Märchen vereinigt soviel heterogene Wesen in sich, wie in dieser wēdischen Dichtung erscheinen und teilweise sogar als nahe Blutsverwandte dargestellt werden. Bei den anderen Indogermanen trennte sich mit fortschreitender Kultur der Mensch von den übrigen Geschöpfen: bei den Indern wurde er ihnen noch mehr genähert durch die Seelenwanderungslehre, die noch heute das religiöse Denken der Hindu beherrscht. Nach dieser Lehre besteht zwischen Pflanzen, Tieren, Menschen, Dämonen und Göttern überhaupt kein Wesensunterschied; nur die bei einzelnen von ihnen sogar in demselben Dasein, bei allen in den verschiedenen Existenzen wechselnden äußeren Gestalten sind zeitweilig verschieden. So können die Inder denn auch weder Tiererzählung noch Märchen als besondere Gattungen empfinden, wie sie andererseits keine wirkliche Geschichte als Wissenschaft entwickelt haben. Für die Hindu verschwimmen Geschichte und Märchen, Wirklichkeit und Dichtung völlig ineinander. Alle Erzählungen ihrer großen Literaturen gelten ihnen als gleich wahr oder zum mindesten als gleich möglich. Darum mangelt ihren Märchen — abgesehen von manchen in dschaina-theologischen Kommentaren auftretenden lehrhaften Geschichten — auch die Unbestimmtheit der europäischen; sie beginnen nicht mit einem allgemeinen „Es war einmal", sondern nennen fast immer Stadt und Land, König und Kanzler, auch wenn diese in der betreffenden Erzählung gar keine Rolle spielen, und natürlich erst recht die Helden der Erzählung, mit Namen. Viele Erzählungssammlungen und Erzählungen, welche wir als Märchen bezeichnen würden, sind in Indien mit

historischen Persönlichkeiten verknüpft (Wikramāditja, Mundscha, Bhōdscha). Was wir als Märchen oder Legende oder Sage betrachten, hat in den Augen des Inders, der an alle die Wunderwesen und Wunderdinge glaubt, die in ihnen vorkommen und nach seiner Überzeugung ihn täglich und stündlich umgeben und sein Leben beeinflussen, denselben Wert wie für uns die Geschichte oder der realistische Roman. Und wenn sich das Außergewöhnliche in Erzählungen, wie der von Sūra und den Hexen (unten S. 130 ff.) oder in dem „Märchenroman" von Mahābala und Malajasundarī (unten S. 185 ff.), in besonderem Maße häuft, so findet auch dies seine nach indischer Anschauung ganz natürliche Erklärung, sobald am Ende dieser Erzählungen ein allwissender Mönch den Helden derselben auseinandersetzt, wer sie in früheren Existenzen gewesen sind und was sie getan haben, und ihnen ihre wunderbaren Erlebnisse im gegenwärtigen Dasein als Folgen ihrer Taten im vergangenen erläutert.

Will man demnach von Einteilungsversuchen indischer Theoretiker absehen, die an Äußerlichkeiten kleben, wie denen, ob der Held selbst oder ein anderer die betreffende Geschichte erzählt, so kann man, da die weitaus meisten Erzählungssammlungen der Inder belehrende Zwecke verfolgen, nur dem Dschaina-Schriftsteller Haribhadra (vgl. S. 374) recht geben, wenn er die Erzählungen einteilt in solche, die dem Nutzen, solche die der Liebe, solche, die der Religion dienen und solche, die mehrere dieser Zwecke zugleich verfolgen. Diese Einteilung beruht auf den drei indischen Lebenszielen. Unter den Erzählungen, welche dem Nutzen dienen, sind solche zu verstehen, die Klugheit lehren, teils unmittelbar, indem sie zeigen, wie man im öffentlichen und im Privatleben klug handeln soll, teils mittelbar, indem sie — wie die Narrenbücher — darlegen, wozu törichtes Handeln führt. Zu der ersten Art gehört das Pantschatantra in allen seinen Fassungen; die zweite Art hat Verfasser als Gattung nachgewiesen in seiner Abhandlung „Ein altindisches Narrenbuch"[1]. Die vorliegende Sammlung bietet ein weiteres Beispiel in den „32 Erzählungen der Bharataka"

[1] BVKSGWL, ph.-h. Kl., 64. Bd., 1912, 1. Heft.

(S. 148 ff.). Unter den Erzählungen, die der Liebe dienen, versteht Haribhadra wahrscheinlich Werke der Art, wie Kschēmēndras Samajamātrikā und Dāmōdaraguptas Kuttanīmata[1], vielleicht auch bestimmte Arten des Kunstromans.

Wollte Verfasser also nicht ein falsches Bild der indischen Märchenliteratur geben, so durfte er sich bei seiner Auswahl nicht an die europäische und nur für die europäische Kultur gültige Definition des Märchens binden, sondern mußte charakteristische Erzählungen aller Art bringen. Bei dem beschränkten Raum, der ihm für seine Auswahl aus einer etwa dreitausend Jahre lang gepflegten und unendlich reichen Literatur zu Gebote stand, mußte er darauf verzichten, in der Einleitung eine eigentliche Geschichte dieser Literatur zu geben. Aus demselben Grunde verbot sich — von einzelnen besonderen Fällen abgesehen — ein Nachweis von Parallelstellen, der, sollte er nicht sehr dürftig ausfallen und daher wertlos sein, unverhältnismäßig viel Raum beansprucht hätte.[2] Ebenso mußten die Anmerkungen so knapp wie möglich gefaßt werden.

Die indischen Erzählungen werden in verschiedenen Formen vorgetragen, in einfacher Prosa, in Prosa mit eingelegten Märchenstrophen, wie sie uns aus den Märchen der Brüder Grimm geläufig sind (in der MBh.-Erzählung S. 35 werden zwei solche Strophen ausdrücklich zitiert), und namentlich Strophen didaktischen Inhalts, und in ganz metrischer Form, endlich in einer Mischung von Erzählung und Dialog oder in reinen Monologen und Dialogen. In diesen Monologen, Dialogen und der Mischung von Dialog und Erzählung liegen zugleich die ältesten Formen des indischen Dramas vor. Noch heute bestehen die volkstümlichen Dramen der Inder genau wie das Sauparna (unten S. 344 ff.) aus Dialog und Erzählung.

Aus der Zeit der wēdischen Hymnen sind nur Monologe und Dialoge überliefert. Die Erzählungen der Brāhmana sind pro-

[1] Beide übersetzt von Johann Jacob Meyer, Lotus-Verlag, Leipzig (o. J.). [2] Mit * bezeichnete Nachweise hat Herr Professor von der Leyen gegeben.

saisch. Von der spätwēdischen Zeit an finden wir metrische und aus Prosa und metrischen Bestandteilen gemischte Erzählungen. Die Hauptmasse der brahmanischen Erzählungen findet sich im Mahābhārata, im Rāmājana und in den Purānen. Bedeutendere Erzählungswerke brahmanischer Verfasser sind weiter das Tantrākhjājika, Dandins „Abenteuer der zehn Prinzen" und Sōmadēwas große Sammlung „Meer der Ströme der Erzählungen". Da die Brahmanen nicht predigen, so lag für sie kein Anlaß vor, die religiöse Erzählung weiter zu pflegen. Der Roman artete bei ihnen schließlich zu einem Vorwand aus, die Sprache in ihrer gekünsteltsten Form und die Vertrautheit des Verfassers mit allen heimischen Wissenschaften an einem völlig gleichgültigen Stoff zu zeigen und hat in diesem Falle für die indische Erzählungsliteratur keinen Wert. Dagegen haben es die Dschaina verstanden, Erzählungen aller Art zur Ausbreitung ihrer Lehre zu verwenden. Sie sind auf dem Gebiete der Literatur die Haupterzähler der Inder und haben die Erzählung in allen Formen und in Sanskrit, in Prākrit und in den neueren indischen Volkssprachen gepflegt.

Für die Auswahl, die Verfasser im vorliegenden Bande bietet, waren folgende Gesichtspunkte maßgebend. Gewisse Hauptwerke der indischen Erzählungsliteratur mußten unbedingt vertreten sein. Lagen von ihnen indessen schon deutsche, französische oder englische Übersetzungen des Ganzen oder bedeutender Teile vor, so begnügte er sich mit Proben geringen Umfangs, um aus anderen Werken, die meist noch nicht einmal in der Urschrift veröffentlicht sind, bisher Unbekanntes bieten zu können. Die selbst in wissenschaftlichen Kreisen herrschende Ansicht, die Hauptwerke der indischen Erzählungsliteratur seien bereits allgemein zugänglich, ist nämlich ebenso verzeihlich wie — irrig. Man darf also von der vorliegenden Sammlung nicht erwarten, daß sie wirklich aus allen Hauptwerken der indischen Erzählungsliteratur Proben böte. Sie sucht nur die Hauptgattungen dieses Schrifttums nach Quellen verschiedensten Alters zur Darstellung zu bringen, die dem Verfasser erreichbar waren. Die brahmanischen Quellen waren

alle im Druck zugänglich; von den übrigen Erzählungen beruhen nur die aus der Māhārāschtrī-Sprache übersetzten und die der Chirad Afrōs auf Drucken, alle anderen auf Handschriften, welche dem Verfasser größtenteils von dem Dschaina-Bischof Schāstrawischāradadschainātschārja Schrī Widschaja Dharma Sūri geliehen worden sind. Da in den meisten Fällen nur jeweilig eine und natürlich stets fehlerhafte Handschrift zur Verfügung stand und da die volkstümlichen Stücke S. 290 ff. obendrein in Mundarten abgefaßt sind, welche noch keine lexikalische Behandlung erfahren haben, so sind in diesen Texten einzelne, durch Fragezeichen in Klammer und wo nötig in den textkritischen Bemerkungen (S. 383 ff.) stets bezeichnete Stellen unsicher. Von der nach Ausweis der indischen Bibliothekskataloge reichen Literatur in Māhārāschtrī ist leider nur sehr wenig für unsere Zwecke Brauchbares veröffentlicht, und Handschriften sind gegenwärtig nicht zu beschaffen. Absichtlich habe ich von in der Weltliteratur verbreiteten Stoffen — sei es, daß sie auf gemeinsamem Erbe der Indogermanen beruhen oder durch Wanderung von Volk zu Volk im Osten und Westen heimisch geworden sind — verhältnismäßig wenig aufgenommen, da ich dem Leser vor allem Erzählungen bieten wollte, die ihm nicht schon aus den Literaturen anderer Völker bekannt sind.

Die Übersetzungen sind möglichst sinngetreu und lassen nirgends etwas deutschem Empfinden Anstößiges aus. Außer bei zwingendem Anlaß sind die metrischen Urschriften in Prosa wiedergegeben. Wo in der Urschrift Zitatenstrophen stehen, sind diese in der Übersetzung durch Einrückung kenntlich gemacht.

Zu den einzelnen Stücken unserer Sammlung sei auf die Anmerkungen am Ende des Buches verwiesen.

Die zweite Ausgabe ist durchgesehen und an mehreren Stellen verbessert. Zu Seite 378 unter Nr. 3 sei bemerkt, daß 1918 Mānikjasundaras Fassung von Amritlāl in Bombay veröffentlicht worden ist.

Wēdische Literatur

1. Hebung der Erde

Aus Fluten, aus Wasser bestand dieses All im Anfang. Auf diesen bewegte sich Pradschāpati[1] in Gestalt des Windes. Da erblickte er ein hervorstehendes Lotusblatt. Er dachte: „Es muß etwas vorhanden sein, auf dem es steht." Da sah er die Erde. Er ward zum Eber und holte sie herauf. Er breitete sie auf dem Lotusblatt aus und festigte sie durch die Steine.

2. Wie die Gebirge entstanden

Pradschāpatis älteste Nachkommenschaft sind die Gebirge. Diese waren geflügelt. Sie flogen auf und ließen sich nieder, wo immer es ihnen beliebte. Nun war damals diese Erde noch locker. Da schnitt Indra ihnen die Flügel ab. Mit diesen Gebirgen festigte er die Erde. Aus dem, was die Flügel gewesen waren, entstanden die Gewitterwolken. Daher schweben diese auf das Gebirge zu; denn es ist ihr Ursprungsort. Darum regnet es am meisten im Gebirge. Was beim Abschneiden der Flügel herausfloß, daraus entstanden die Karīra-Früchte[2]. Darum ziehen so zur Regenzeit die Gewitterwolken auf. Man opfert deshalb dann mit dem Waruna-Praghāsa-Opfer, bringt Regen damit hervor. Darum regnet es dann am meisten, denn man bringt damit Regen hervor.

3. Entstehung der Nacht

Jama[3] war gestorben. Die Götter suchten Jamī den Jama auszureden; doch wenn sie sie fragten, sagte sie immer: „Heute

---

[1] Pradschāpati, „Herr der Schöpfung" (oder: „der Geschöpfe"), ist der Name des Schöpfers in den Brāhmana. [2] = Capparis aphylla. [3] Jama „Zwilling", dazu fem. Jamī, das erste Menschenpaar. Nach seinem Tode ward Jama der König des Totenreichs; in nachwēdischer Zeit ist er zugleich der Todesgott.

ist er gestorben." Da sagten sie: „So vergißt sie ihn nicht. Wir wollen die Nacht hervorbringen!" Denn damals gab es nur den Tag, keine Nacht. Da brachten die Götter die Nacht hervor. Darauf ward es Morgen. Da vergaß sie jenen. Darum sagt man: „Tage und Nächte lassen das Leid vergessen."

4. Der Feigenbaum[1]

Die Götter und die Asura[2], beide von Pradschāpati[3] stammend, stritten um die Herrschaft. Da gingen alle die Bäume des Waldes zu den Asura über; nur der Feigenbaum verließ die Götter nicht. Als die Götter die Asura besiegt hatten, entzogen sie ihnen die Bäume wieder. Sie sprachen: „Wohlan! Die Nahrung, welche sich in diesen Bäumen befindet, ihren Saft, lasset uns in den Feigenbaum legen! Sollten sie wieder von uns gehen, so mögen sie uns erschöpft verlassen, wie eine leergemolkene Kuh, wie ein Stier, welcher gezogen hat." So legten sie die Nahrung, welche sich in diesen Bäumen befand, ihren Saft, in den Feigenbaum. Infolge dieser Stärke reift er, wenn jeder andere Baum es auch tut; deshalb ist er immer saftreich, immer voll Milchsaft. Daher vereinigt der Feigenbaum in sich alle Nahrung.

5. Entstehung der Mondphasen und der Schwindsucht

Pradschāpati vermählte seine Töchter, die Nakschatra, dem König Sōma[4]. Er aber wohnte nur der Rōhinī bei. Die andern, mit welchen er keinen Umgang pflag, gingen wieder von ihm. Daher geht ein Weib wieder, wenn man mit ihm keinen Um-

---

[1] Genau: Ficus glomerata (udumbara). [2] Götterfeinde, d. i. „Titanen" oder „Dämonen". [3] Der Name des Schöpfers in den Brāhmana. [4] „König Sōma" ist die Pflanze, aus welcher der berauschende Unsterblichkeitstrank bereitet wird, dieser selbst, und schließlich das Gefäß, in dem er aufbewahrt wird, nämlich der auch, wie in obiger Sage und unten im Sauparna, persönlich gedachte Mond. Pradschāpatis Töchter sind die Nakschatra, die Sternbilder, welche die abendländische Astrologie als „Mondhäuser" bezeichnet. Eins von ihnen heißt Rōhinī. — Die übrigen indischen Formen der obigen Sage wird man in des Vfs. „Altind. Natursagen" zusammengestellt finden.

gang pflegt. Er ging ihnen nach und warb wieder um sie. Pradschāpati aber gab sie ihm nicht wieder. Er sagte zu ihm: „Wohne allen gleichmäßig bei; dann will ich sie dir geben." Er aber wohnte wieder nur der Rōhinī bei. Dieses Unrechts wegen ergriff ihn die Krankheit. Der Mond aber ist der König Sōma. Indem ihn, den König, diese Krankheit ergriff, entstand die Königskrankheit [= Schwindsucht]. Er trocknete aus wie ein Strohhalm. Da flehte er Pradschāpati um Hilfe an. Dieser sprach: „Wohne allen gleichmäßig bei; dann will ich dich davon befreien." Daher weilt seitdem der Mond bei allen Nakschatra gleichmäßig. Da opferte Pradschāpati für ihn ein den Allgöttern geweihtes Mus in der Neumondsnacht. Dadurch befreite er ihn von der Krankheit. Der König Sōma nahm zu in dem Maße, in dem jener [Mond am Himmel] zunimmt. — Das den Allgöttern geweihte Mus soll in der Neumondsnacht opfern, wer sich etwa vor der Schwindsucht fürchtet. Der Opferpriester befreit ihn dadurch von der Schwindsucht. Der Kranke nimmt zu in dem Maße, wie jener [Mond am Himmel] zunimmt.

6. Indra tötet den Namutschi

Nachdem Indra den Writra[1] getötet und die Asura[2] besiegt hatte, konnte er des Asura Namutschi nicht habhaft werden. Er suchte ihn durch Geschicklichkeit zu fangen. Sie rangen miteinander. Da war Namutschi ihm gegenüber im Vorteil und sagte zu ihm: „Laß uns einen Vertrag schließen; dann will ich dich loslassen. Du sollst mich weder mit Trockenem töten noch mit Nassem, weder bei Tag noch bei Nacht."

Da goß Indra den Schaum der Gewässer auf ihn; denn dieser ist weder trocken noch naß. Es dämmerte, aber die Sonne war noch nicht aufgegangen; es war also weder bei Tag noch bei Nacht. In dieser Zwischenzeit schleuderte er ihm mit dem Schaum der Gewässer das Haupt heraus. Dieses verfolgte ihn, weil er zum Verräter an seinem Freund geworden war. Da

[1] Ein Dämon, der die himmlischen Wässer raubte. [2] S. 16, Anm. 2.

ließ er die Apāmārga-Pflanzen entstehen[1]. Diese opferte er. Durch diese wehrte er die Dämonen von sich ab.

7. Die Sintflut

Dem Manu brachte man am Morgen Waschwasser, so wie man es noch heute zum Waschen für beide Hände bringt. Während er sich wusch, kam ihm ein Fisch in seine Hände. Dieser redete zu ihm das Wort: „Hege mich! Ich will dich erretten." — „Woraus willst du mich erretten?" — „Eine Flut wird alle diese Wesen hinwegspülen. Aus dieser will ich dich erretten." — „Worin besteht deine Pflege?" — Er sprach: „Solange wir noch ganz klein sind, droht uns vielfaches Verderben, und besonders frißt ein Fisch den andern. Hege mich zuerst in einem Kruge! Wenn ich über ihn hinauswachse, so grabe eine Grube und hege mich in dieser! Und wenn ich über sie hinauswachse, dann trage mich nach dem Meere und setze mich hinein! Dann bin ich dem Verderben entwachsen. Dann wird in dem und dem Jahre die Flut kommen. Baue dann ein Schiff und warte auf mich. Wenn dann die Flut emporsteigt, so gehe in das Schiff. Dann will ich dich erretten."

Nachdem Manu den Fisch so gehegt hatte, trug er ihn nach dem Meere und setzte ihn hinein. Und in dem Jahre, welches der Fisch genannt hatte, baute er ein Schiff und wartete auf ihn. Als die Flut emporstieg, ging er ins Schiff. Da kam der Fisch zu ihm geschwommen. Über sein Horn warf Manu vom Schiff aus eine Schlinge. Und dadurch ward er nach diesem nördlichen Gebirge [d. i. dem Himālaja] gezogen.

Der Fisch sagte: „Nun hab' ich dich gerettet. Binde das Schiff an einen Baum, damit dich, während du auf dem Berge weilst, das sich dazwischendrängende Wasser nicht [vom Schiffe] trenne. In dem Maße, in welchem das Wasser fällt, in dem

[1] Achyranthes aspera, eine Pflanze, die in der Heilkunde, bei Opfern und anderen religiösen Zwecken sowie bei Beschwörungen Verwendung findet.

sollst du ihm abwärts folgen." Und er folgte ihm in dem Maße abwärts. Darum heißt auch diese Stelle des nördlichen Gebirges „Manus Abstieg".

Die Flut hatte nun alle Geschöpfe hinweggespült, und Manu allein war übriggeblieben. Um Nachkommen zu erzielen, lebte er singend und sich kasteiend. Da opferte er auch ein Pāka-Opfer. Er opferte ins Wasser Schmelzbutter, saure Milch, sauren Rahm und Quark. Daraus entstand nach einem Jahr ein Weib. Noch im Emporsteigen schien es zu gerinnen. In seiner Fußspur sammelte sich Schmelzbutter. Zu ihm traten [die Götter] Mitra und Waruna. Sie sagten zu ihm: „Wer bist du?" — „Manus Tochter." — „Sage, die unsrige!" — Es sprach: „Nein! Derjenige, der mich für sich hervorgebracht hat, nur dem gehöre ich." Sie begehrten einen Anteil an ihm. Ob es ihnen den gewährte oder nicht, jedenfalls ging es weiter. Es kam zu Manu. Manu fragte es: „Wer bist du?" — „Deine Tochter." — „Inwiefern, Heilige, bist du meine Tochter?" — „Diese Opferspenden, die du in die Fluten geopfert hast, die Schmelzbutter, die saure Milch, den sauren Rahm und den Quark: daraus hast du mich für dich erzeugt. Ich bin der Segensspruch. Wende mich beim Opfer an! Wirst du mich beim Opfer anwenden, so wirst du reich werden an Nachkommenschaft, an allerlei Getier. Und welchen Segen du immer durch mich erflehen wirst, der soll dir aller zuteil werden." Darum wandte er sie an in des Opfers Mitte. Das aber ist des Opfers Mitte, was da liegt zwischen den Vor- und den Nachopfern.

Er lebte mit ihr, singend und sich kasteiend, um Nachkommen zu erzielen. Durch sie erzeugte er diese[1] Geschöpfe, welche Manus Geschöpfe sind. Und welchen Segen er immer durch sie erflehte, der ward ihm aller zuteil.

[1] D. h. die jetzt lebenden.

8. Uschanas Kāwja geht zu den Göttern über

Als die Götter und die Dämonen kämpften, erfochten sie lange keinen entscheidenden Sieg. Brihaspati war der Oberpriester der Götter, Uschanas Kāwja der der Dämonen. Den Ritus nun, den die Götter vorwärts ausführten, den führten die Dämonen rückwärts aus. Da dieser Ritus der gleiche war, so erfocht er keinen entscheidenden Sieg. Unter ihnen wußte ein dreiköpfiger Gandharwa den Sieg. Der war . . .[1]. Dieser hatte auf den Fluten eine schwimmende Schiffsstadt. Nun wußte Indra: „Der Dreiköpfige weiß, wer von uns beiden siegen wird." Er pflegte dessen Frau zu besuchen. Weil er den Sieg begehrte, sagte er zu ihr: „Frag' deinen Gatten: ‚Wer von diesen Göttern und Dämonen, die schon lange miteinander kämpfen, wird den Sieg erringen?'" Sie versprach es und ging hinab [oder: unternahm es]. Indra aber verwandelte sich in einen Blutegel oder in ein Seegras und heftete sich an die Schiffswand. Sie fragte ihren Gatten: „Wer von diesen Göttern und Dämonen, die schon lange miteinander kämpfen, wird den Sieg erringen?" — „Nicht so laut!" sagte er, „denn die Erde hat Ohren." Darum sagen die Menschen noch heute [im Sprichwort]: „Nicht so laut! Denn die Erde hat Ohren." — „Nein," erwiderte sie; „rede nur!" Da sagte er: „Diese beiden Brahmanen haben gleiches Wissen, Brihaspati unter den Göttern, Uschanas Kāwja unter den Dämonen. Was die beiden tun, das bewirkt genau dasselbe. Die Opfergaben, die der eine opfert, die opfert auch der andere. Sie vereinigen sich miteinander und heben einander richtig auf. Wenn einer von beiden zu der andern Partei übergeht, so wird diese Partei siegen."

Als Indra das gehört hatte, verwandelte er sich in einen Papageien und flog davon. Der Gandharwa sah dem Fliegenden nach und sagte: „Diejenigen werden siegen, denen der Grüne gehört, der dort fliegt."

---

[1] Es folgt ein unverständliches, wahrscheinlich verderbtes Wort.

Indra begab sich zu Uschanas Kāwja bei den Dämonen. Er sagte zu ihm: „Rischi, was sind das für Leute, die du da stärkst! Du gehörst doch zu uns, und wir zu dir! Komm zu uns zurück!"

[Die beiden fliehen dann und erwehren sich der verfolgenden Dämonen durch Wēda-Verse, die angeführt werden, und die Götter besiegen nun natürlich die Dämonen.]

9. Tschjawana

Als die Bhrigu oder auch die Angiras[1] in die Himmelswelt eingegangen waren, da blieb Tschjawana, sei es aus dem Stamme der Bhrigu, sei es aus dem der Angiras, gebrechlich und wie ein Gespenst aussehend, auf der Erde zurück. Scharjāta aber aus Manus Stamm wanderte mit seinem Stamme dorthin und ließ sich dort als sein Nachbar nieder. Seine Knaben hielten den Gebrechlichen und Gespensterhaften für unnütz und bewarfen ihn mit Erdklumpen. Da ward er auf Scharjātas Angehörige zornig und verhängte Uneinigkeit über sie. Der Vater kämpfte mit dem Sohne, der Bruder mit dem Bruder. Scharjāta sann nach: „Was habe ich getan, daß mir dies zugestoßen ist?" Er ließ die Kuhhirten und die Schafhirten zusammenrufen, redete zu ihnen und sprach: „Wer von euch hat heute hier etwas gesehen?" Sie sagten: „Hier liegt nur ein gebrechlicher Mann, der sieht aus wie ein Gespenst. Die Knaben haben ihn für unnütz gehalten und ihn mit Erdklumpen beworfen." Da wußte er: „Das ist sicherlich Tschjawana." Er schirrte seinen Wagen an, nahm seine Tochter Sukanjā mit sich und fuhr weg. Er begab sich dorthin, wo sich der Asket befand. Er sagte: „Wir neigen uns vor dir, Asket! Ohne es zu wissen, habe ich dich verletzt. Dieses Mädchen ist Sukanjā. Mit ihr leiste ich dir Genugtuung. Dafür laß meinen Stamm wieder einig werden!" Und von da ab ward sein Stamm wieder einig. Sogleich aber machte sich Scharjāta aus Manus Stamm wieder auf den Weg, um jenen ja nicht ein zweites Mal zu verletzen.

[1] Wēdische Sängerfamilien.

Damals wanderten die beiden Aschwin[1] heilend umher. Sie kamen zu Sukanjā und wünschten, sich mit ihr zu vereinigen. Diese aber war ihnen nicht zu Willen. Da sagten die beiden: „Sukanjā! Warum liegst du bei diesem Gebrechlichen, der wie ein Gespenst aussieht? Komm mit uns!" Sie sprach: „Den Mann, dem mein Vater mich gegeben hat, den werde ich nicht verlassen, so lange er lebt."

Dies merkte der Asket. Er sagte: „Sukanjā! Was ist es, das diese zu dir geredet haben?" Da erzählte sie es ihm. Als sie es ihm erzählt hatte, sagte er: „Wenn die beiden das wieder zu dir sagen, so rede zu ihnen: ‚Ihr seid doch selbst wahrhaftig nicht ganz vollwertig und nicht ganz vollkommen; und da beschimpft ihr meinen Gatten!' Wenn sie dich dann fragen: ‚Inwiefern sind wir nicht vollwertig, inwiefern nicht vollkommen?', dann sagst du zu ihnen: ‚Macht mir erst meinen Gatten jung; dann will ich's euch sagen.'"

Die beiden kamen wieder zu ihr und sagten dasselbe. Sie sprach zu ihnen: „Ihr seid doch selbst wahrhaftig nicht ganz vollwertig und nicht ganz vollkommen; und da beschimpft ihr meinen Gatten!" Die beiden fragten: „Inwiefern sind wir nicht vollwertig, inwiefern nicht vollkommen?" Sie sagte: „Macht mir erst meinen Gatten jung; dann will ich's euch sagen."

Sie sagten: „Wirf ihn in diesen Teich! Er wird mit dem Alter wieder heraussteigen, mit dem er es begehrt." Sie warf ihn in den Teich, und er kam mit dem Alter wieder heraus, mit dem er es begehrte.

Die beiden fragten: „Sukanjā! Inwiefern sind wir unvollwertig, inwiefern unvollkommen?" Da antwortete ihnen der Asket selbst: „Dort in Kurukschētra[2] feiern die Götter ein Opfer; euch beide aber schließen sie von dem Opfer aus. Insofern seid ihr unvollwertig, insofern unvollkommen." Sogleich machten sich die beiden Aschwin auf den Weg.

Sie gingen zu den Göttern, welche nach dem Gesange des Bahischpāwamāna[3] das Opfer feierten, und sagten: „Ladet

---

[1] Die Götterärzte. [2] Land in der Nähe des heutigen Delhi. [3] Name eines Preisliedes.

uns beide ein!" Die Götter aber sagten: „Wir werden euch nicht einladen. Ihr habt euch zuviel unter den Menschen umhergetrieben und seid kurierend umhergezogen."

Da sagten die beiden: „Ihr opfert ja mit einem kopflosen Opfer." — „Wieso mit einem kopflosen?" — „Ladet uns erst ein, dann wollen wir euch's sagen!" — „Es sei!" Und sie luden die beiden ein. Sie schöpften für die beiden diesen den Aschwin geweihten Trunk[1]. Die beiden wurden die Adhwarju-Priester[2] des Opfers. Sie setzten dem Opfer den Kopf an. Dies wird in dem Kapitel der „Tagesgesänge" erklärt, wie sie damals dem Opfer den Kopf ansetzten. Darum wird nach dem Gesang des Bahischpāwamāna dieser Trunk geschöpft. Denn die beiden waren nach dem Gesang des Bahischpāwamāna gekommen.

[1] Eine Sōmaspende für die Aschwin beim Opfer. [2] Leiter der Zärimonie am Opferaltar.

10. Der Tod des Königs Parīkschit

Es war einmal ein König, welcher Parīkschit hieß, ein Sproß des Hauses Kuru; der hatte Arme, gewaltig wie Pāndu[1], war im Kampfe der beste der Bogenschützen und ein leidenschaftlicher Jäger. Er pflegte umherzustreifen, um Antilopen zu schießen und Eber und Hyänen und Büffel und alle die anderen verschiedenen Tiere des Waldes. Mit glattem Pfeil hatte er einst eine Antilope verwundet und eilte ihr nach in den dichten Wald, den Bogen in der Hand. Wie der heilige Rudra[2] im Himmel der verwundeten Opferantilope, so ging er ihr mit seinem Bogen nach und streifte nach allen Richtungen, sie aufzuspüren. Denn wenn er einmal ein Wild mit seinem Pfeile getroffen hatte, entkam es sonst nicht mehr lebendig in den Forst. Diesmal aber war's eine Vorbedeutung; denn er sollte in kurzem seinen Gang nach dem Himmel antreten.

Von der Gazelle weit fortgeführt, ermattet und durstig kam der König an eine Stelle, wo Kühe weideten. Dort saß ein Mönch, dessen Hauptnahrung in dem Schaume bestand, der aus den Mäulern der Kälber troff, wenn sie am Euter tranken, und der Gelübde, die er auf sich genommen, streng einzuhalten pflegte. Auf diesen eilte der Fürst hastig zu, und hungrig und ermüdet fragte er ihn, seinen Bogen schwingend: „Heda, Brahmane! Ich bin König Parīkschit, Abhimanjus Sohn; hast du vielleicht die Antilope gesehen, welche ich angeschossen habe?“ Der Asket aber antwortete ihm mit keiner Silbe, weil er das Gelübde des Schweigens auf sich genommen hatte. Da ward der König zornig und schleuderte ihm mit dem Bogenende eine tote Schlange um den Hals, die am Boden lag. Der Mönch sah's ihm nach und sagte kein Wort zu ihm, weder ein gutes noch ein böses. Als der König sah, was er angerichtet

[1] Ein Held der Rahmenerzählung des Mahābhārata. [2] Der Vater der Windgötter, später mit Schiwa identifiziert.

hatte, tat es ihm leid. Sein Zorn verrauchte, und er kehrte in seine Stadt zurück, während der Asket ruhig sitzen blieb. Denn der erhabene Mönch war friedfertig, und obwohl ihn der gewaltige König beleidigt hatte, fiel es ihm nicht ein, ihn zu verfluchen, weil der Fürst gewissenhaft seine Herrscherpflichten erfüllte; und hätte dieser gewußt, daß der Mönch wie er selbst ganz in seinen Pflichten aufging, so würde er sich nicht an ihm vergriffen haben.

Der Mönch aber hatte einen kleinen Sohn, der schon ein großer Asket und von verzehrender Glut erfüllt war[1]. Er hieß Schringin, war furchtbar in seinem Zorn, schwer zu besänftigen und streng in seinen Gelübden. Völlig leidenschaftslos nahte er sich von Zeit zu Zeit huldigend Brahman[2], dem Gott, der über allem thront und seine Freude an dem hat, was allen Wesen frommt. Brahman hatte ihn entlassen, und als er auf dem Heimweg war, redete lachend sein Freund Krischa, welcher dort spielte, indem er auf Schringins Vater wies, Worte zu ihm, die seinen Zorn entflammten. Krischa sagte: „Verzehrende Glut lodert in dir; dein Vater aber trägt auf seiner Schulter ein Aas. Werde nur nicht stolz darüber, Schringin! Wenn sich die Söhne der Asketen unterhalten, dann schweig' hübsch still! Wie passen deine Einbildung, du seist ein ganzer Mann, und deine ihr entsprechenden stolzgeborenen Reden zum Anblick, den dein Vater dir bietet, welcher ein Aas trägt? Was dein Vater da tut, scheint mir doch seiner nicht ganz würdig zu sein, hochedler Asket; du tust mir herzlich leid!"

Als der gluterfüllte und zum Zorne neigende Schringin diese Worte hörte, als er vernahm, daß sein Vater eine Leiche trug, kochte er vor Wut. Er sah Krischa an und fragte ihn höflich: „Wie kommt's, daß mein Vater das Aas trägt?" Krischa sagte: „König Parīkschit, mein Lieber, streifte heute auf der Jagd umher und warf deinem Vater eine tote Schlange auf die Schulter." Schringin fragte weiter: „Was hat mein Vater diesem üblen König zuleide getan? Sag' mir die Wahrheit, Krischa;

---

[1] Diese materiell gedachte „Glut" entsteht durch Askese (tapas, „Erhitzung"). [2] Einl. S. 5.

dann werde ich dir zeigen, welch mächtige Glut in mir loht!" Krischa antwortete: „König Parīkschit, Abhimanjus Sohn, war auf die Jagd gegangen und verfolgte ganz allein eine schnellfüßige Antilope, die er mit seinem Pfeile angeschossen hatte. Soviel er aber auch in diesem großen Walde umherspürte, er vermochte das Wild nicht zu entdecken. Er sah deinen Vater und fragte ihn, erhielt aber keine Antwort. Da warf ihm der König mit dem Bogenende die Schlange auf die Schulter. Dein Vater, Schringin, denkt nur an sein Gelübde und sitzt genau so dort wie vorher. Der König aber ist in seine Hauptstadt Hastinapura zurückgekehrt."

Als des Asketen Sohn vernommen hatte, wie die Schlange auf seines Vaters Schulter gekommen war, röteten sich seine Augen vor Zorn, seine Wut schlug zu hellen Flammen empor, und von Grimm überwältigt, fluchte er dem König:

„Den sündigen König, welcher meinem alten, sich kasteienden Vater die tote Schlange auf die Schulter geworfen hat, diesen Elenden soll nach Ablauf von sieben Nächten der zornwütende Schlangenkönig Takschaka[1] in Jamas[2] Haus entführen!"

Nachdem Schringin diesen Fluch im höchsten Zorn gesprochen hatte, begab er sich zu seinem Vater, der noch immer, das Schlangenaas auf der Schulter tragend, auf dem Weideplatz saß. Im Schmerze über den Anblick, der sich ihm bot, vergoß er Tränen und sagte zu seinem Vater: „Der Zorn über die Schmach, die dir, wie ich vernommen, der sündhafte König Parīkschit angetan hat, hat mich veranlaßt, ihn zu verfluchen, mit einem Fluch, wie ihn dieser Schandfleck des Hauses Kuru verdient. Heute in sieben Tagen bringt der Schlangenfürst Takschaka den Bösewicht in Jamas schreckliches Haus."

Während er so im Banne seines Zornes stand, entgegnete ihm sein Vater: „Da hast du mir keinen Gefallen getan, lieber Sohn! Das ist nicht Asketenart! Wir leben in dieses Königs Reich, geschützt von ihm nach Billigkeit und Recht. Ich kann's nicht loben, daß wir's ihm mit Bösem vergelten. Aber möchte der König doch handeln, wie er wollte: uns Asketen gebietet

[1] Name eines berühmten Schlangendämons (Einl. S. 6). [2] S. 15, Anm. 3.

unsere Pflicht, zu verzeihen, mein Sohn! Wer seine Pflicht erschlägt, des sei gewiß, den erschlägt sie wieder. Wenn der König uns nicht schützen wollte, so wären wir sehr übel dran. Wir könnten nicht friedlich unsere Pflichten erfüllen. Nur der Schutz, den uns Fürsten angedeihen lassen, die mit dem Auge der Pflicht die Dinge sehen, ermöglicht uns, auch unsere schwere Pflicht zu erfüllen. Vom Lohne, der uns dafür wird, gebührt solchen Fürsten von Rechts wegen ein Anteil. Der arme Parīkschit war hungrig und abgehetzt, und was er tat, beruhte — davon bin ich überzeugt — nur auf seiner Unkenntnis des Gelübdes, das ich auf mich genommen hatte. Wie konntest du in kindischer Übereilung eine solche Untat begehen! An uns hat der König wahrlich diesen Fluch nicht verdient!"

Schringin entgegnete: „Ob es nun eine Übereilung, oder ob es eine Untat war, ob es dir recht ist oder nicht: ein Wort, das ich gesprochen habe, kann nicht wirkungslos bleiben. Des Königs Schicksal läßt sich nicht mehr ändern, Vater, dafür stehe ich dir ein. Was ich sage, erfüllt sich selbst in gleichgültigen Dingen; um wieviel mehr, wenn ich fluche!"[1]

Schamīka[2] sprach: „Ich weiß, daß deine Macht entsetzlich ist, mein Sohn, und daß deine Worte wahr sind. Noch hast du nie ein falsches Wort gesprochen, und auch dieses Wort wird sich kaum als wirkungslos erweisen. Ein Vater aber soll seinen Sohn fortwährend zurechtweisen, auch wenn dieser schon erwachsen ist, damit er ein tüchtiger Mann werde und großen Ruhm erlange, um wieviel mehr dich, der du noch ein Knabe bist, wenn auch ein durch die Kasteiung beständig geläuterter. Im Herzen der Mächtigen und Großen steigert sich der Zorn ins Übermäßige. Wenn ich nun bedenke, daß du mein Sohn bist, Bester der Asketen, daß du noch ein Knabe bist und mit solcher Übereilung handelst, so sehe ich Grund genug zu deiner Zurechtweisung. Strebe also künftig nach Sanftmut, lebe von der Nahrung, die dir die Pflanzen des Waldes bieten, ertöte diesen Zornesmut und verstoße nicht mehr in dieser Weise gegen die Asketenpflicht. Denn der Zorn raubt den Asketen

[1] Einl. S. 7 f. [2] Der Name des Vaters.

das religiöse Verdienst, das sie unter schweren Kasteiungen gesammelt haben; und wenn sie dieses Verdienstes ledig sind, ist ihnen der Pfad verlegt, den sie zu gehen wünschen. Nur die Sanftmut kann die Asketen, welche vergeben sollen, zur Vollendung führen. Den Sanftmütigen gehört diese Welt, und so gehört auch jene Welt den Sanftmütigen. Führe darum immer einen Lebenswandel, den die Versöhnlichkeit bestimmt, und zügle deine Sinne. Durch Versöhnlichkeit näherst du dich Brahmans Welten und gehst in sie ein. Ich aber will versöhnlich sein, und was ich tun kann, lieber Sohn, das will ich sofort tun. Ich will dem König sagen lassen: ‚Mein Sohn, der noch ein unverständiges Kind ist, hat dich in seiner Entrüstung über die mir angetane Schmach verflucht.'"

Was der barmherzige Asket gesagt hatte, das tat er. Er sandte mit der Botschaft einen Schüler zu König Parīkschit. Dieser Schüler begab sich schnell zu dem König, der eine Zierde des Hauses Kuru war, ließ sich von den Torhütern melden und trat in den Palast. Der König begrüßte Gauramukha — so hieß der Brahmane — in aller Ehrfurcht, und dieser teilte betrübt dem Fürsten alles mit, was er wußte, indem er sprach: „In deinem Reiche, Herr der Könige, lebt ein Asket Schamīka, der streng seiner Asketenpflichten waltet, sich beherrschend, sanftmütig und durchglüht von seiner Kasteiung. Dem hast du, weil er schwieg, mit des Bogens Spitze eine tote Schlange auf die Schulter geworfen. Er selbst hat dir diese Tat verziehen, nicht aber sein Sohn. Ohne Wissen seines Vaters hat er dir heute geflucht. Nach Ablauf von sieben Nächten wird Takschaka dich töten. Schamīka läßt dir dringend raten, dich zu schützen. Denn niemand vermag den Fluch zu ändern."

Als der König aus Kurus Stamm diese entsetzliche Botschaft erhalten hatte, bereute er tief, jenes Unrecht begangen zu haben; und als er erfuhr, daß der treffliche Asket im Walde nur deshalb geschwiegen, weil er das Gelübde des Schweigens abgelegt hatte, ward sein Herz von um so größerem Kummer erfüllt. Sein Kummer über sein Unrecht wuchs noch mehr, wenn er bedachte, wie barmherzig Schamīka an ihm handelte.

Denn darüber grämte der König sich nicht so sehr, daß ihm sein naher Tod verkündet worden war, wie ihn, den Göttergleichen, die Tat betrübte, die er begangen hatte. Er entließ also Gauramukha mit dem Auftrage, den Heiligen zu bitten, ihm auch ferner seine gnädige Gesinnung zu bewahren.

Kaum aber hatte sich Gauramukha entfernt, so begann er furchterregten Herzens mit seinen Ministern zu beraten. Und als die zwischen ihm, dem Rateskundigen, und den Ministern gepflogene Beratung beendigt war, ließ er einen Palast errichten, der nur auf einer Säule ruhte und den er streng bewachen ließ. Er sorgte darin für eine Wache, für Ärzte und Heilkräuter und für zauberspruchkundige Brahmanen und verteilte sie auf alle Stellen des Palastes. Er selbst stieg hinauf und erledigte in ihm alle seine Regierungsgeschäfte mit seinen Ministern zusammen, pflichttreu, von Wächtern rings umgeben. Niemand konnte zu ihm gelangen, als er sich da oben befand, und selbst dem Winde, der einherwehte, ward der Zugang verwehrt.

Als aber jener siebente Tag genaht war, machte sich ein ausgezeichneter, wissensreicher Brahmane namens Kāschjapa auf den Weg zum König mit der Absicht, ihn zu heilen. Denn er hatte vernommen, daß Takschaka, die mächtigste der Schlangen, ihn in Jamas Palast führen sollte, und dachte: „Wenn ihn der Schlangenfürst gebissen hat, werde ich seine Krankheit beheben und mir auf diese Weise nicht nur weltliche, sondern auch geistliche Schätze erwerben." Während er nun andächtigen Sinnes seines Weges dahinschritt, erblickte ihn Takschaka, nahm die Gestalt eines steinalten Brahmanen an und sagte zu ihm: „Wohin geht denn der Herr in solcher Eile, und was hat er denn vor?" Kāschjapa antwortete ihm: „Den König aus dem Hause Kuru, Parīkschit, den Schrecken seiner Feinde, wird heute der mächtigste der Schlangenfürsten, Takschaka, mit seiner Glut verbrennen[1]. Takschakas Glut gleicht der des Feuers; und trotzdem will ich den König, wenn jener ihn ge-

[1] Die Wirkung des Schlangengiftes betrachten die Inder als einen Verbrennungsprozeß.

bissen hat, sogleich von den Folgen des Bisses befreien. Das ist der Grund meiner Eile, lieber Herr!" Da sagte der Alte: „Ich selbst bin dieser Takschaka, Brahmane, und ich werde den Herrscher verbrennen. Kehre um! Einen Mann, den ich gebissen habe, vermagst du nicht zu heilen." Kāschjapa entgegnete: „Ich gehe zum König, und wenn du ihn gebissen hast, so mache ich ihn gesund. Das ist mein fester Vorsatz, und eine mächtige Wissenschaft steht mir zur Seite."

Takschaka sprach: „Wenn du irgend etwas auf Erden zu heilen vermagst, was ich gebissen habe, so rufe diesen von mir gebissenen Baum ins Leben zurück. Zeige die beste Zaubermacht, die du besitzest, und gib dir Mühe; vor deinen Augen werde ich diesen Feigenbaum[1] verbrennen, bester Brahmane!" Kāschjapa sagte: „Nur immer frisch hineingebissen in den Baum, wenn es dir Spaß macht, Schlangenfürst! Und wenn du ihn gebissen hast, so werde ich ihn frisch beleben."

Als der große Kāschjapa das zum Schlangenkönig gesagt hatte, trat dieser an den Feigenbaum heran und biß ihn. Kaum hatte der Biß gesessen, so zeigte sich die Wirkung des Schlangengiftes: der Baum ging auf allen Seiten in Flammen auf. Nachdem der Schlangenfürst ihn verbrannt hatte, wandte er sich wieder zu Kāschjapa und sprach: „Nun gib dir Mühe, bester Brahmane, und erwecke den Waldesriesen zu neuem Leben!" Da sammelte Kāschjapa den durch die Glut des Schlangenfürsten verbrannten Baum, die ganze Asche, und sprach: „Jetzt sollst du die Macht meiner Wissenschaft an diesem Waldesriesen zu sehen bekommen. Vor deinen Augen, Schlange, will ich ihn beleben." Und der heilige, gelehrte Kāschjapa, der beste der Brahmanen, belebte den eingeäscherten Baum kraft seiner Wissenschaft. Erst brachte er einen Keim hervor, an dem sich zwei Keimblätter öffneten; dann setzte das Bäumchen Blätter an, dann Ästchen, dann Zweige. Takschaka sah, daß der große Kāschjapa den Baum zu neuem Leben erweckt hatte. Da sagte er: „Es sollte mich von dir nicht

[1] Gemeint ist der riesige Njagrōdha, Ficus indica, der Luftwurzeln treibt, aus welchen immer neue Bäume emporwachsen.

allzusehr wundern, du Fürst der Brahmanen, wenn du mein Gift oder das von meinesgleichen vernichten würdest. Aber was willst du denn durch deinen Gang zum König verdienen, frommer Mann? Den Gewinn, den du von jenem edlen Fürsten erwartest, den will ich selbst dir geben, und wäre er auch noch so schwer zu beschaffen. Auf dem Herrscher lastet eines Brahmanen Fluch; seine Lebenszeit ist abgelaufen; da ist es doch wohl zweifelhaft, ob deiner Bemühung ein Erfolg beschieden ist. Ist dies aber nicht der Fall, so verschwindet dein leuchtender Ruhm, welcher jetzt die drei Welten[1] erfüllt, wie die Sonne, wenn sie ihre Strahlen verlöre."

Kāschjapa sagte: „Um Reichtum zu erwerben, gehe ich dorthin; den spende mir, Schlangenfürst! Ich will umkehren, wenn du mir Schätze spendest." Takschaka sprach: „Viel reichere Schätze will ich dir bescheren, als die sind, die du von jenem König erbitten kannst. Drum, bester Brahmane, kehre um!"

Als der beste Brahmane die Worte Takschakas gehört hatte, sann der Glutenreiche und Kluge über des Königs Schicksal nach. Und da er göttliches Wissen besaß, erkannte er, daß des Fürsten Lebenszeit abgelaufen war. Der treffliche Mönch ließ sich also von Takschaka so viel Schätze spenden, als sein Herz begehrte, und kehrte heim.

Nachdem der große Kāschjapa der getroffenen Abmachung gemäß umgekehrt war, eilte Takschaka in die Stadt Hastinapura. Auf seinem Wege hörte er, daß der Herrscher sorgfältig geschützt wurde durch Zaubersprüche und giftvernichtende Formeln. Da dachte er: „Es bleibt mir nichts anderes übrig, als den König durch irgendeinen Trug zu überlisten. Wie könnte ich das anfangen?" Darauf sandte er Schlangen zum König, welche die Gestalten von Brahmanen angenommen hatten und Früchte, Darbhagras und Wasser in ihren Händen trugen[2], und sprach: „Geht nur ganz unbekümmert zu dem Fürsten,

---

[1] Einl. S. 4. [2] Dem König darf man nicht ohne Geschenke nahen; doch dürfen diese geringwertige Dinge sein, wie die hier genannten. — Darbha ist ein zu Opfern und anderen heiligen Handlungen verwendetes Gras.

als hättet ihr ein Anliegen an ihn, und reicht ihm Früchte, Blumen und Wasser unter dem Vorwand der Ehrengabe."

Die Schlangen handelten der Weisung entsprechend, welche sie von Takschaka erhalten hatten. Sie überreichten dem König die Darbhagräser, das Wasser und die Früchte. Der edle Herrscher nahm diese Geschenke alle entgegen, und als er die Geschäfte erledigt hatte, um derentwillen sie ihm angeblich genaht waren, entließ er sie. Nachdem sich die in Asketen verwandelten Schlangen entfernt hatten, sagte der Herrscher zu seinen Ministern und seinen Freunden: „Wohlan! Wir wollen miteinander diese süßen Früchte verzehren, welche mir die Mönche gebracht haben, und daß mir keine übrigbleibt!" Das Schicksal und jenes Asketen Fluch zwangen ihm den Wunsch auf, mit seinen Räten zusammen das Obst zu essen. Er selbst aber biß in eine Frucht, in welcher sich Takschaka verborgen hatte; und während er sie verzehrte, kam aus ihr eine kleine Made zum Vorschein, winzig, kupferfarben und mit schwarzen Äuglein. Parīkschit nahm sie in die Hand und sagte zu seinen Ministern: „Die Sonne ist im Untergehen; jetzt brauch' ich mich nun nicht mehr vor dem Gifte zu ängstigen. Doch soll des Mönches Wort in Erfüllung gehen; dieses Würmchen soll mich beißen[1]. Ich gebe ihm den Namen Takschaka; dann ist das Unheil abgewandt." Vom Verhängnis getrieben, stimmten ihm seine Räte zu. Darauf setzte der König das Würmchen an seinen Hals und lachte; denn da ihm der Tod bevorstand, hatte ihn die Überlegung verlassen. Aber während er noch lachte, hatte Takschaka ihn mit einer Windung umschnürt; denn er war das Würmchen, das aus der dem König gereichten Frucht gekommen war. Nachdem er Parīkschit mit Gewalt umschnürt und ein lautschallendes Zischen hatte ertönen lassen, biß den Schirmherrn der Erde Takschaka, der Fürst der Schlangen.

Beim Anblick des von der Schlange Umschnürten malte sich die Bestürzung auf den Gesichtern aller Räte, und sie brachen in Tränen aus, vom Schmerz überwältigt. Als sie aber das Zischen

[1] Nach einem in Indien weitverbreiteten Glauben beißen die Schlangen nur, wenn sie dazu aufgefordert werden. Vgl. S. 102.

vernahmen, liefen sie davon. Dann sahen sie die wunderbare Schlange durch den Äther enteilen. Es war, als ob sie die Grenzscheide des Himmels zöge, erstrahlend im dunklen Glanze des blauen Lotus[1]. Entsetzt verließen sie das Gebäude, welches durch des Giftes Wirkung auf allen Seiten in hellen Flammen loderte, und stoben nach allen Windrichtungen auseinander. Der König aber brach wie vom Blitze getroffen zusammen.

11. Die Froschprinzessin[2]

In Ajōdhjā zog einst ein Sprößling aus dem Hause Ikschwāku, der König Parikschit[3], auf die Jagd. Als er auf seinem Rosse allein hinter einer Antilope drein ritt, zog diese ihn weit von seinem Gefolge ab. Der Ritt ermüdete ihn, Hunger und Durst quälten ihn, als er an einer Stelle einen dichten, dunklen Hain gewahrte. Er sprengte hinein, fand in seiner Mitte einen wunderschönen See und ritt sein Pferd in dessen Flut. Das erquickte ihn. Er warf seinem Rosse Lotuswurzeln und Lotusstengel vor und lagerte sich am Gestade.

Während er ruhte, vernahm er plötzlich einen süßen Gesang. Da dachte er: „Keines Menschen Fußspur ist hier zu sehen. Wem mag des Liedes Stimme gehören?" Und schon gewahrte er eine Jungfrau von holdseligster Gestalt, welche Blumen pflückte und dabei sang. Während sie umherging, näherte sie sich dem König. Da redete er sie an und sprach: „Wessen Tochter bist du, liebes Kind, oder wer bist du?" Sie antwortete: „Ich bin eine Jungfrau." Er sagte zu ihr: „Mein Herz trägt Verlangen nach dir." Das Mädchen erwiderte: „Du kannst mich haben, aber nur unter einer Bedingung." Der König fragte sie nach ihrer Bedingung, und sie sprach: „Du darfst mir niemals Wasser zeigen." Das ver-

[1] Wenn von Schlangen schlechthin die Rede ist, denkt der Inder an die furchtbarste, die Kobra, namentlich an ihre als besonders giftig geltende schwarze Spielart. [2] Vgl. Einl. S. 6. [3] Ein anderer als der in der vorigen Erzählung genannte.

sprach ihr der König und vermählte sich mit ihr, und nachdem er den Bund mit ihr geschlossen, koste er mit ihr in höchster Seligkeit, vereinigte sich mit ihr und blieb an ihrer Seite.

Während der König dort saß, suchte sein Jagdgefolge nach ihm. Schritt für Schritt seinen Spuren folgend, umringten ihn seine Leute und machten halt. Da sich der König erholt hatte, bestieg er mit seiner neuen Gemahlin eine nach allen Seiten geschlossene Sänfte und gab den Befehl zum Aufbruch. Nachdem er aber in seine Stadt gelangt war, lebte er nur noch mit ihr in traulicher Einsamkeit. Niemand selbst von denen, die ihn bedienten, bekam ihn mehr zu sehen.

Da fragte sein Kanzler die ihm dienenden Frauen: „Was geht denn dort vor?" Die Frauen sagten zu ihm: „Was wohl noch keiner gesehen hat, das sehen wir dort. Es darf kein Wasser dahin gebracht werden." Darauf ließ der Kanzler einen Lusthain herstellen, in welchem kein Wasser, wohl aber edle Bäume und viele Blumen, Früchte und Wurzeln vorhanden waren, und in seiner Mitte ließ er einen Teich aus Perlenketten und daneben ganz verdeckt einen mit Zement ausgestrichenen zweiten Teich anlegen[1]. Dann begab er sich heimlich zum König und sagte zu ihm: „Dieser herrliche Hain ist wasserfrei; wohlan, belustige dich in ihm!" Der König folgte seiner Einladung und begab sich mit der Königin in den Hain.

Eines Tages lustwandelte er wieder mit ihr in dem schönen Hain. Er ward hungrig, durstig und müde, entdeckte eine Atimuktakalaube[2], trat mit seiner Gemahlin ein und sah den

---

[1] Zum Lusthain gehört ein Teich. Der Kanzler läßt allen sichtbar einen solchen herstellen, der innen mit Perlen ausgelegt, also für Regenwasser, das sich ansammeln könnte, durchlässig ist. Da der König dem „Weiberlaster" (strīwjasana) verfallen ist und sich um seine Regierungsgeschäfte nicht kümmert, will ihn der Kanzler von jenem befreien. Aus dem Wasserverbot schließt er, daß die junge Frau durch in ihrer Nähe befindliches Wasser verschwinden wird. Darum läßt er den anderen Teich anlegen, in welchem sich Wasser ansammeln muß. [2] Name einer Schlingpflanze. Es handelt sich um eine natürliche Laube, welche durch die von Baum zu Baum wuchernden und von den Ästen herabhängenden Schlingpflanzen gebildet wird. Unter den Schlingpflanzen befindet sich der zementierte Teich.

zementierten Teich, welcher mit reinem Wasser[1] gefüllt war. Kaum hatte ihn der König erblickt, so blieb er mit ihr zusammen an seinem Rande stehen. Darauf sagte er zur Königin: „Wohlan! Steig in das Wasser des Teiches!" Als sie diese Worte hörte, stieg sie in den Teich und tauchte unter, aber nicht wieder auf. Der König suchte nach ihr, vermochte sie aber nicht zu finden. Er gebot, den Teich abzulassen, und da er einen Frosch aus einer Ritze hervorlugen sah, ward er zornig und befahl: „Schlagt alle Frösche tot, wo ihr sie findet! Wer ein Anliegen an mich hat, der soll sich mir nur nahen, wenn er mir einen toten Frosch zum Geschenke darzureichen vermag!"[2]

Nun begann ein entsetzliches Froschmorden. Allerorten packte die Frösche die Angst. In ihrer Furcht begaben sie sich zum Froschkönig und teilten ihm mit, was und wie alles gekommen war. Da nahm der Froschkönig die Gestalt eines Asketen an, begab sich zu König Parikschit, trat vor ihn und sprach: „Unterwirf dich nicht dem Zorne, König! Sei gnädig, und geruhe, die Frösche nicht zu morden, die dir nichts zuleide getan haben." Hier gibt es auch zwei Strophen:[3]

> „Begehre nicht die Frösche zu töten; bezwinge standhaft deinen Zorn! Wer ohne Überlegung handelt, dem schwindet sein Gut dahin, und wenn er's auch im Überfluß besäße!
>
> Erkenne: wenn du sie alle bekommst, so wirst du deinen Zorn doch nicht fahren lassen. Es sei nun genug der begangenen Sünde! Was hast du davon, wenn du die Frösche tötest?"

Als er dies sagte, entgegnete ihm der König, dessen Seele vom Gram um die verlorene geliebte Gemahlin erfüllt war: „Das kann ich nun und nimmer verzeihen; ich werde die Frösche vernichten. Diese Halunken haben meine Gattin ge-

---

[1] Aus diesem Grunde bemerkt der König das Wasser nicht. Die Aufforderung, die er dann an die Königin richtet, wäre scherzhaft gemeint. Oder soll die Stelle bedeuten, daß der König unter dem Einfluß seiner Ermattung das Wasserverbot einen Augenblick vergessen hat? [2] Oben S. 31, Anm. 2. [3] Einl. S. 12.

fressen, und es ist unbedingt meine Pflicht, sie umzubringen. Rede mir, bitte, nicht dagegen, weiser Mann!" Diese Worte erschütterten Herz und Sinne des Asketen, so daß er rief: „Sei gnädig, König! Ich bin Āju, der König der Frösche, und jene ist meine Tochter und heißt Suschōbhanā. An dem allen ist nur ihre Bosheit schuld. Sie hat schon viele Könige betrogen." Der König sprach: „Ich muß sie haben! Liefere sie mir aus!" Da gab der Vater sie dem König und sprach zu ihr: „Diene diesem König willig und gehorsam."

Als der König sie aber wieder hatte, so war es ihm, als hätte er die Herrschaft über alle drei Welten[1] gewonnen; denn sein Herz war an sie gefesselt infolge der Wonnen, die sie ihm beim Liebesgenusse bot. Er fiel vor dem Froschkönig nieder, huldigte ihm und sagte zu ihm mit einer Stimme, welche die Freudentränen zu ersticken drohten: „Du hast mir eine große Gnade erwiesen!" Der Froschkönig aber bat seine Tochter, ihn zu entlassen und entfernte sich, wie er gekommen.

12. Rohr und Flüsse[2]

Judhischthira: „Wie, o Bharata-Stier[3], könnte ein schwacher, mittelloser König, wenn er zur Herrschaft gelangt ist, einem Feinde widerstehen, welcher zu übermäßiger Macht gelangt ist?"

Bhīschma: „Auch in bezug auf diesen Gegenstand erzählt man eine aus der Vorzeit stammende Geschichte, das Gespräch nämlich zwischen den Strömen und dem Meere, Bharata-Sproß! Der Ozean, der stets der Aufenthalt der Götterfeinde[4] ist, der Gemahl der Ströme[5], befragte alle Ströme über einen Zweifel, der ihm aufgestiegen war."

---

[1] Einl. S. 4. [2] S. 370. Judhischthira und Bhīschma sind die bekannten Helden des MBh. [3] D. h. gewaltiger Held aus dem Geschlechte des Bharata. [4] Der Asura; S. 16, Anm. 2. [5] „Strom" ist wie die Namen der Flüsse im Sanskrit Femininum; daher auch die Gangā, wenn sie Menschengestalt annimmt, als Weib gedacht und dargestellt.

Der Ozean: „Ich sehe, ihr Ströme, daß ihr in eurer Hochflut gewaltige Bäume samt ihren Wurzeln und Ästen niedergerissen habt; aber ich sehe hier kein Rohr. Habt ihr das Rohr, welches einen kleinen Körper hat, schwach ist und am Ufer wächst, aus Mißachtung nicht hergeführt? Oder was hat es gegen euch getan? Darum möchte ich euer aller Meinung hören, wie es kommt, daß das Rohr eure Ufer nicht verläßt und nicht hierherkommt."

Da sprach der Gangā-Strom ein treffliches, nützliches Wort, wohlbegründet, so daß es auch den Ozean, den Gemahl der Ströme, überzeugte.

Die Gangā: „Die Bäume stehen jeder auf seinem Platz, unbeweglich, an eine Stätte gebannt; darum müssen sie infolge ihres Widerstandes diesen Standort verlassen. Nicht so das Rohr! Sieht das Rohr die Flut herankommen, so neigt es sich. Die andern tun das nicht. Und ist die Flut vorübergegangen, so steht es wieder fest auf seiner alten Stelle. Es kennt die rechte Zeit, die rechte Gelegenheit, ist immer unterwürfig, nicht übermütig, nicht widerhaarig, nicht starr. Und darum kommt es nicht zu dir. Diejenigen Kräuter, Bäume und Sträucher, welche sich unter dem Ungestüm des Sturmes und des Wassers beugen und dann wieder erheben, erleiden keine Niederlage."

Bhīschma: „Wer nicht das Ungestüm eines ihn beherrschenden mächtigen Feindes erträgt, bevor er seine Fesseln sprengt, der geht gar schnell zugrunde. Wer dagegen Macht und Ohnmacht, Heer und Heldenmut, die eigenen wie die des Feindes, kennt und verständig überdenkt, der erleidet keine Niederlage. Darum soll ein Kenntnisreicher[1], wenn er die Überzeugung von der Übermacht seines Feindes gewonnen hat, die geschilderte Weise des Rohres befolgen; denn das ist das Kennzeichen des Verstandes."

[1] D. h. in den Lehren der Staatskunst Bewanderter.

13. Der undankbare Brahmane

Ein Brahmane Gautama aus dem Mittelland bemerkte einst ein Dorf, in welchem zwar nicht die brahmanische Lehre, wohl aber viel Reichtum vorhanden war, und ging hinein, um zu betteln. In diesem Dorfe lebte ein reicher Mann, der selbst keiner Kaste angehörte[1], die einzelnen Kasten aber sehr wohl zu unterscheiden wußte, den Brahmanen freundlich gesinnt, zuverlässig und von Herzen freigebig war. In dessen Haus trat der Brahmane und bat um ein Almosen. Der Reiche gewährte ihm ein Zimmer zum Wohnen, seinen Unterhalt während eines ganzen Jahres, ein neues, mit Fransen besetztes Gewand und außerdem eine junge Frau, der ihr Mann gestorben war.

Als der Brahmane das alles von dem Kastenlosen erhalten hatte, war er voller Freude und verlebte mit seiner Frau in dem schönen Hause vergnügte Tage. Er half in der Familie derselben und lebte jahrelang in der Wohnung des reichen Wilden. Mit besonderem Eifer lag er dem Bogenschießen ob und erlegte beständig Gänse[2], sooft sie in seines Pfeiles Bereich kamen, wie die andern Wilden alle es auch taten. Gewandt im Töten, von aller Barmherzigkeit verlassen, hatte er seine wahre Freude am Mord des Lebenden; denn der beständige Verkehr mit den Wilden hatte ihn völlig ihnen gleich gemacht.

Eines Tages kam ein anderer Brahmane in diese Gegend, den Zopf, das zerschlissene Asketenkleid und das Fell der schwarzen Antilope tragend, rein und eifrig dem Wēdenstudium ergeben, einwandfreien Wandels und sorgsam in seiner Speise[3], fromm und in den Wēden völlig bewandert.

---

[1] Gemeint ist ein außerhalb des brahmanischen Kastenstaates stehender, nicht arischer Inder. Solche Leute standen unter der untersten Kaste. Mit ihnen zu verkehren, Almosen von ihnen anzunehmen usw. war für einen Brahmanen eine schwere Sünde. [2] Genau „die rötliche Gans" (Anas Casarca). [3] Er befolgte genau die Speisegesetze, aß z. B. nichts, was nicht aus einem brahmanischen Hause kam.

Der war ein Schulkamerad des anderen gewesen, stammte mit ihm aus demselben Ort und war mit ihm eng befreundet. Er kam in das Dorf der Wilden, in welchem Gautama lebte. Da er keine Nahrung zu sich nahm, welche von einem Schūdra[1] stammte, so suchte er nach dem Hause eines Brahmanen. Das Dorf aber war voll von Leuten ohne Kaste, und so wanderte er in ihm nach allen Seiten umher. Endlich fand er Gautamas Haus und trat ein. Auch Gautama kam, und die beiden sahen einander wieder. Gautama trat unter die Tür mit einer Ladung Gänse auf seinen Schultern, dem Bogen in der Hand und mit anderen Waffen. Sein Körper war mit Blut besudelt. Er sah wie ein Menschenfresser aus. Trotzdem er so tief gesunken war, erkannte ihn der Brahmane und sagte zu ihm: „Was tust du hier in deiner Verblendung? Du bist doch ein Brahmane und stammst aus vornehmer Familie! Im ganzen Mittelland bist du bekannt. Wie bist du zu einem Kastenlosen geworden? Gedenke, Brahmane, deiner Ahnen, welche berühmt sind und das gesamte wēdische Wissen besaßen! Einer so edlen Familie gehörst du an und bist so heruntergekommen, ein Schandfleck für sie! Besinne dich doch auf dich selbst, Brahmane! Erinnere dich, daß deine Pflicht dir Wahrheitsliebe, Sittenreinheit, Wēdenkunde, Selbstbeherrschung und Barmherzigkeit gebietet, und verlaß diese Wohnung!"

Als sein Freund wohlwollend diese Worte an ihn richtete, antwortete ihm Gautama entschlossen, wenn auch aus seiner Stimme das Bedauern über diesen Entschluß herausklang: „Ich bin arm, bester Brahmane, und beherrsche leider auch die Wēden nicht. Du darfst dich drauf verlassen, daß mich nur das Verlangen nach Besitz hierhergebracht hat. Doch bin ich dir dankbar dafür, daß du mich hier besucht hast. Morgen gehen wir zusammen von hinnen; übernachte nur heute bei mir!" Das Mitleid mit seinem Freunde veranlaßte den Brahmanen, die Nacht in seinem Hause zu verweilen. Doch hütete

[1] Das Wort, eigentlich einen Angehörigen der untersten Kaste bezeichnend, ist hier zur Bezeichnung eines Kastenlosen verwendet.

er sich, etwas zu berühren, und trotz seines Hungers ließ er sich nicht dazu bereden, etwas zu sich zu nehmen.

Nachdem sich die Nacht gelichtet und sein Freund sich entfernt hatte, verließ auch Gautama sein Haus und wanderte davon, dem Meere zu. Unterwegs stieß er auf eine Karawane von Kaufleuten, welche eine Seereise vorhatten; er schloß sich ihnen an auf ihrem Marsch nach dem Ozean. Als aber die große Karawane durch einen Gebirgswald zog, wurde sie von einem brunsttollen Elefanten angegriffen und fast völlig vernichtet. Wie durch ein Wunder gelang es Gautama, der Gefahr zu entkommen. Er wußte nicht, wohin er sich zu wenden hatte. Aber der Trieb zum Leben war mächtig in ihm, und so ging er schnell davon, immer nach Norden zu. Von der Karawane war er abgekommen und ebenso von der Gegend, in welcher sie sich befunden hatte, und so irrte er einsam im Walde umher wie ein Kimpuruscha[1]. Er kam in ein Gebiet am Meere, da weder Weg noch Steg war, und schließlich in einen himmlisch schönen Wald blühender Bäume, der einem Stück Nandanas, des Parkes Indras, glich, belebt von Jakscha und Kinnara[2]. Eine Zierde desselben bildeten ganze Haine edler Mangobäume, welche in allen Jahreszeiten Früchte reiften. Aber auch Haine von Schāla[3], Weinpalmen[4], Tamāla- und schwarzen Oleanderbäumen und die edelsten Sandelbäume schmückten ihn allenthalben. So viel das Gebirge Gipfel zeigte: alle waren lieblich anzuschauen und in Duft gehüllt, und auf allen Seiten umschwärmten sie zwitschernde Vögel. Als er diese schönen herzerquickenden Vogelstimmen vernahm, ging Gautama darauf zu. Er kam an eine liebliche, bunte, mit goldenem Sande bedeckte Ebene, an der es gut sein war und die einem Stück Himmel glich, und gewahrte auf ihr einen herrlichen, mächtigen Njagrōdhabaum[5], um den in schönen Ringen aus seinen Luftwurzeln andere emporgewachsen waren. Seine Äste, die in ihrer Mächtigkeit der des Baumes entsprachen, gaben ihm das Aussehen eines riesigen

---

[1] Einl. S. 6. [2] Einl. S. 8 und 6. [3] Shorea robusta. [4] Borassus flabelliformis. [5] S. 30, Anm. 1.

Schirmes. Seine Wurzeln waren mit bestem Sandelwasser betaut, und ein himmlischer Blütenschmuck bedeckte ihn, so daß er in seiner Herrlichkeit des Urvaters Brahman[1] Thronsaal glich.

Gautama ging fröhlich auf ihn zu und ließ sich unter ihm nieder. Und wie er darunter saß, da wehte ein wohltuender, freundlicher und lieblicher Wind, die Blüten berührend und alle Glieder Gautamas erquickend. Die Berührung des holden Windes beruhigte den Brahmanen. Ihm ward so wohl; er legte sich zum Schlafe nieder, und die Sonne ging unter. Als sie aber untergegangen und die Dämmerung angebrochen war, kam ein herrlicher Vogel aus Brahmans Himmel in seine Behausung zurück. Er hieß Nādīdschangha[2] und war Brahmans lieber Freund, der weise König der Reiher, der Sohn des Kaschjapa[3]. Der Name, unter dem er bekannt war, war Rādschadharman[4], und auf Erden hatte er nicht seinesgleichen. Er trug leuchtendes Geschmeide; Schmuckstücke, welche wie Sonnen funkelten, zierten alle seine Glieder. So strahlte der Vogel, der ein Götterkind war, in flammender Schönheit.

Als er gekommen war, bemerkte Gautama ihn mit Staunen. Da der Brahmane aber hungrig und durstig war, sah er nach ihm hin mit der Absicht, ihn zu töten. Doch Rādschadharman sagte zu ihm: „Sei mir willkommen, Brahmane! Mein gutes Schicksal hat dich in mein Haus geführt. Die Sonne ist bereits zur Rüste gegangen, die Dämmerung ist genaht. Du bist in meine Wohnung getreten, ein lieber Gast, den ich mir lobe! Nicht ungeehrt sollst du mir morgen scheiden, geehrt, wie es die heilige Satzung vorsieht."

Gautamas Staunen wuchs, als er diese liebliche Rede vernahm, und neugierig betrachtete er sich den Vogel. Da sagte Rādschadharman zu ihm: „Ich bin Kaschjapas Sohn, und

---

[1] Einl. S. 5. [2] „Röhrenbein." [3] Kāschjapa, ein göttlicher Weiser, der durch seine Gemahlin Aditi der Vater der Götter und durch seine Gemahlin Diti der der Dämonen (Asura) wurde. — Vgl. Einl. S. 4 f. u. 8. [4] „Die Gesetze der Könige beobachtend", „der Königliche".

meine Mutter ist Dākschājanī[1]. Du bist ein vorzugsreicher Gast: willkommen, Bester der Doppeltgeborenen[2]!" Darauf bewirtete er ihn, wie es die heilige Satzung vorsieht. Er richtete ihm einen Sitz her aus Schālablüten, und dann bereitete er ihm große Fische zu, wie sie auf der Spur des Wagens Bhagīrathas[3] leben, in welche die Gangā geflutet ist. Gut genährtes Feuer und schöne fette Fische, das war es, was Kaschjapas Sohn dem Gautama bot. Als der Brahmane aber froh sein Mahl beendet hatte, fächelte der Gewaltige ihm Luft zu, um seine Ermattung zu verscheuchen. Nachdem sich Gautama ausgeruht hatte und dasaß, fragte der Vogel ihn nach seiner Familie. Der Gefragte sagte aber nur: „Ich bin ein Brahmane und heiße Gautama."

Darauf wies Rādschadharman ihm ein herrliches, von himmlischen Blumen durchduftetes, wohlriechendes Lager aus Laub an, und behaglich streckte sich der Gast darauf zur Ruhe. Als er sich niedergelassen hatte, fragte ihn der wohlredende Sohn Kaschjapas, der Gesetzeskönig: „Was hat dich hierhergeführt?" Gautama antwortete ihm: „Ich bin ein armer Mann, du Weiser, und hegte die Absicht, aufs Meer zu gehen, um mir Reichtum zu erwerben." Kaschjapas Sohn antwortete ihm liebevoll: „Mach' dir nur keine Sorgen! Deine Absicht soll erfüllt werden, Brahmane; wenn du heimkehrst, soll dir's nicht an Gute mangeln. Nach Brihaspatis[4] Meinung kommt man auf vierfache Weise zu Besitz: durch Erbschaft, durchs Schicksal, durch Liebe und durch Freundschaft. Ich bin dein Freund geworden und du der meine. So will ich denn dafür sorgen, daß du zu Gelde kommst."

Als der nächste Morgen dämmerte, erkundigte er sich nach seines Gastes Wohlergehen und sagte dann zu ihm: „Geh diesen Weg entlang, mein Freund; dann wird sich dein Sch-

[1] = Diti, Kaschjapas Gemahlin. [2] So heißen die Angehörigen der drei obersten Kasten, namentlich die Brahmanen, wenn sie durch Umgürtung mit der heiligen Schnur und den Wēdaunterricht „wiedergeboren" sind. [3] Name eines alten Königs, welcher den Himmelsstrom Gangā auf die Erde und nach der Unterwelt führte. [4] Lehrer der Götter.

nen erfüllen. Drei Meilen von hier wohnt mein gewaltiger Freund, der große Rākschasakönig[1] Wirūpākscha. Zu dem begib dich, edler Brahmane! Ich will mit ihm reden; dann wird er dir alles geben, was dein Herz begehrt; das unterliegt nicht dem geringsten Zweifel."

Nachdem der Reiher dies zu ihm gesagt hatte, machte sich Gautama frisch und munter auf den Weg, indem er sich nach Herzenslust die Früchte des Waldes munden ließ, die wie Amrita[2] schmeckten. Indem er den Duft der Sandel-, Aloe- und Lorbeerbäume einsog, die ganze Wälder bildeten, schritt er schnell seinen Weg dahin, der ihn durch sie führte, bis er an die Stadt Mērumradscha gelangte. Aus Felsen waren ihre Portale gefügt, aus Felsen türmten sich ihre Mauern und Wälle, aus Felsen bestand alles Gerät, das sie erfüllte. Der kluge Fürst der Rākschasa wußte bereits, daß sein Freund ihm einen lieben Gast sandte, dem er wohlwollte. Darum sagte er zu seinen Dienern: „Am Stadttor steht Gautama; eilet, ihn vor mich zu führen!" Da liefen Männer, flink und gewandt wie Falken, aus der mächtigen Stadt ans Tor und riefen: „Gautama!" Als sie ihn gefunden hatten, sagten des Königs Diener zu dem Brahmanen: „Spute dich! Komm schnell mit uns! Der König will dich sehen, der Fürst der Rākschasa, Held Wirūpākscha. Es ist ihm eilig, dich zu sehen; drum eile, was du kannst!" Da lief der Brahmane, was er konnte; denn sein Erstaunen ließ keine Ermattung aufkommen. Sein Staunen glich dem gewaltigen Reichtum, der sich seinen Blicken zeigte. So lief er eiligst mit den Dienern in den Königspalast und konnte es kaum erwarten, bis er den König der Rākschasa zu sehen bekam.

Nachdem der Rākschasakönig erfahren hatte, daß Gautama in seinen herrlichen Palast gekommen war, nahm er ihn aufs ehrenvollste auf, und der Brahmane ließ sich auf einem prächtigen Sitze nieder. Als sich der König nach seiner Familie, der wēdischen Schule, der er angehörte, nach seinem Wēdenstudium und seiner Studienzeit erkundigte, wußte ihm der

---

[1] Einl. S. 8. [2] Einl. S. 5.

Brahmane über nichts Auskunft zu erteilen, als über seine Familie. Der König sah, daß er es mit einem Manne zu tun hatte, dem die innere Hoheit des Brahmanen fehlte, der schon lange das Studium des Wēda aufgegeben hatte und darum nur von seiner Familie zu berichten wußte. Er fragte ihn deshalb nach seinem Wohnort und sprach: „Wo wohnst du, trefflicher Mann, und aus welcher Familie stammt deine Gemahlin? Sag' mir die Wahrheit — du brauchst dich nicht zu fürchten! Fasse Vertrauen und sei nicht befangen!" Gautama antwortete: „Ich bin aus dem Mittelland gebürtig, wohne aber im Hause eines Wilden. Meine Frau ist eine Schūdrā und ehemalige Witwe. Das ist die wahrheitsgemäße Auskunft auf deine Frage." Da dachte der König: „Wie soll ich es anfangen, daß das, was ich tue, gut ist?" Und er spann seinen Gedanken in diesem Sinne weiter: „Der Mann ist von Geburt ein Brahmane, ist außerdem des edlen Reihers Freund, und eben Kaschjapas Sohn hat ihn ja zu mir geschickt. Ich will ihm wohltun; denn er hat sich ja auch um Hilfe an mich gewandt. Darum soll er mir ein Freund und Verwandter und Bruder sein und eine Stätte in meinem Herzen finden. Am Vollmondstag des Monats Kārtika[1] bewirte ich tausend edle Brahmanen. Da soll auch er mein Gast sein, und ich will ihm meinen Reichtum spenden. Heute ist dieser heilige Tag, und Gautama ist als Gast zu mir gekommen. Die Schätze, die ich spenden will, sind schon angewiesen — was gibt's da weiter zu besinnen?"

Darauf kamen die tausend Brahmanen herein: alles gelehrte Männer, die in große seidene Gewänder gekleidet, mit ihrem Geschmeide geziert waren und sich gebadet hatten. Diese edlen Brahmanen empfing Wirūpākscha, wie sich's gebührt und wie's die geheiligte Satzung vorsieht. Auf Befehl des Königs waren von den Dienern für sie Asketensitze auf dem Erdboden bereitet und mit bestem Kuschagras[2] bestreut worden, und während der König ihnen huldigte, ließen sie

[1] Oktober/November. [2] Ein heiliges, zu Opferzwecken verwendetes Gras.

sich auf denselben nieder. Mit Sesam- und Darbhawasser[1] wurden sie bewillkommnet, wie die Vorschrift es erheischt. Dann wurden die Allgötter nebst den Manen und Agni herbeigebracht[2], gesalbt, mit Blumen geschmückt, in guter Darstellung und gut verehrt. Darauf reichte er den Brahmanen schöne, saubere, aus Gold bestehende und mit dem Blitz gezeichnete Teller, mit gekochtem Reis gefüllt, der mit Honig und Butter übergossen war. Regelmäßig bewirtete er so mit begehrenswerter köstlicher Speise viele Brahmanen am Vollmondstage der Monate Kārtika und Māgha[3]; besonders aber am Vollmondstage des Monats Kārtika, am Ende des Herbstes, schenkte er, wie berichtet wird, den Brahmanen mineralische Schätze: Gold, Silber, Edelsteine und Perlen. Darauf sagte der mächtige Wirūkpākscha zu den edlen Brahmanen: „Nehmt von diesen Kostbarkeiten, soviel ihr könnt und soviel ihr begehrt; dann geht nach Hause, und jeder nehme das Gefäß mit sich, aus welchem er gespeist hat."

Als der hochherzige Rākschasafürst dies gesagt hatte, nahmen die gewaltigen Brahmanen Juwelen, soviel ihr Herz begehrte. Dann richtete der Rākschasafürst nochmals das Wort an die aus aller Herren Länder herbeigekommenen Brahmanen und sprach, indem er sie dadurch vor den Rākschasa schützte: „Heute, diesen einen Tag, ihr Brahmanen, droht euch hier nirgends Gefahr von den Rākschasa. Seid fröhlich nach Herzenslust, aber eilt nun, daß ihr fortkommt!"

Da liefen alle Brahmanen gruppenweise nach allen Windrichtungen davon. Gautama folgte ihrem Beispiel, nahm eine Last Goldes, die er kaum zu schleppen vermochte, und eilte nach dem Njagrōdhabaum zurück. Dort sank er, müde, abgehetzt und hungrig nieder. Der edle Vogel Rādschadharman kam zu ihm, hieß ihn herzlich willkommen, liebevoll, wie er gegen seine Freunde war, und fächelte ihm mit den Spitzen seiner Schwingen die Ermattung weg. Dann bot er ihm die gastlichen Ehren und bereitete ihm ein Mahl. Als aber Gau-

[1] S. 31, Anm. 2. [2] D. h. ihre Standbilder, in denen sich nach indischer Anschauung die Götter selbst befinden. [3] Januar/Februar.

tama gegessen und sich völlig erholt hatte, dachte er: „Habgier und Verblendung haben mich verleitet, eine gewaltige Bürde des schönen Goldes mitzunehmen, und der Weg, den ich noch zu gehen habe, ist weit. Unterwegs aber habe ich nichts zu essen, womit ich mein Leben fristen könnte. Wie soll ich's anfangen, daß ich mich am Leben erhalte?" Er grübelte und grübelte, vermochte aber nichts zu entdecken, womit er sich unterwegs hätte nähren können. Da kam dem Undankbaren der Gedanke: „Ist doch der Reiherkönig in meiner Nähe! Das ist ein mächtiges Stück Fleisch. Ich will ihn töten und mich schnell mit ihm davonmachen!"

Nun hatte der Vogel, seinen Gast zu schützen, in dessen Nähe ein weithin leuchtendes Feuer, des Sturmes Wagenlenker[1], angelegt. Dann war der Vogelkönig vertrauensselig an Gautamas Seite eingeschlafen. Der undankbare Bösewicht dagegen war wach geblieben, weil er ihn zu ermorden gedachte. Mit einem flammenden Scheit erschlug er den Reiher, der ihm vertraut hatte. Nach dem Morde freute er sich so, daß er die Folgen desselben nicht voraussah. Er riß dem Vogel die Flügel aus, rupfte ihn und briet ihn im Feuer; dann nahm er ihn und das Gold und entfernte sich, so schnell er konnte.

Als der folgende Tag vergangen war, sagte Wirūpākscha zu seinem Sohne: „Heute läßt sich der edle Vogel Rādschadharman gar nicht sehen. Er pflegt doch sonst in der Morgendämmerung zu Brahman zu fliegen, um ihm zu huldigen, und nie nach Hause zurückzukehren, bevor er mich besucht hat. Zwei Nächte sind vergangen und zwei Morgendämmerungen, ohne daß er in meinen Palast gekommen wäre. Drum ist mein Herz nicht frei von Sorge; sieh doch einmal nach meinem Freunde! Der Brahmane, der sich nicht mit dem Studium des Wēda beschäftigt und dem die innere Weihe fehlt, ist zu ihm gegangen; deshalb fürchte ich, der niederträchtige Bursche hat ihn ermordet. Denn daß er einem schlechten Wandel frönt und Böses sinnt, habe ich an seinen Mienen erkannt.

---

[1] So heißt das Feuer, weil es bei Wald- und Steppenbränden dem Sturm vorauszueilen scheint.

Gautama ist zu dem Vogel gegangen; das beunruhigt meine Seele. Begib dich also schnell, mein Sohn, nach Rādschadharmans Wohnung, und spute dich, zu erkunden, ob der Herzensreine noch am Leben ist."

Sofort machte sich sein Sohn mit andern Rākschasa auf den Weg nach dem Njagrōdhabaum und fand dort Rādschadharmans Gerippe. Weinend eilte des weisen Rākschasafürsten Sohn, so schnell er konnte, um Gautama zu ergreifen; und nicht weit war er gekommen, als er ihn fand, und bei ihm Rādschadharmans Leib ohne die Flügel, die Knochen und die Beine. Die Rākschasa packten den Brahmanen, brachten ihn schnell nach Mēruwradscha und zeigten dem König den Leichnam Rādschadharmans. Bei seinem Anblick brachen der König, seine Minister und sein Hofpriester in Tränen aus, und laute Klagen erhuben sich im ganzen Palast. Die ganze Stadt, auch die Frauen und Kinder, war von Trauer erfüllt. Der König aber befahl seinem Sohne, den Bösewicht zu töten. „Alle diese Rākschasa sollen sich nach Herzenslust sein Fleisch schmecken lassen!" Aber die Rākschasa, von furchtbarer Kraft, mochten ihn trotz ihres Königs Befehl nicht fressen, da er ein zu großer Übeltäter war. Sie sagten: „Gib den niederträchtigen Menschen den Sklaven, o Großkönig!" — „So sei es!" sagte der König zu den nächtlichen Unholden; „werft den Undankbaren sogleich den Sklaven vor!" Da nahmen die Rākschasa Lanzen und Speere in die Hände, rissen den Bösewicht damit in Stücke und gaben ihn den Sklaven preis. Aber auch die Sklaven mochten den Sünder nicht verzehren; denn einen Undankbaren mögen selbst die Unholde nicht fressen, die sich von Fleisch ernähren. Für einen Brahmanenmörder, einen Branntweintrinker, einen Dieb und einen Menschen, der sein Gelübde gebrochen, sind Sühnungen festgesetzt; für einen Undankbaren aber gibt es keine Sühne[1].

---

[1] S. Anm. S. 370.

14. Bhangāswana

Judhischthira fragte: Wenn Mann und Weib sich vereinigen, welches von beiden hat dabei wohl das stärkere Gefühl? Geruhe, o König, diesen meinen Zweifel zu lösen und mir zu sagen, wie sich's damit verhält.

Bhischma antwortete: Auch in bezug darauf erzählt man eine Geschichte aus alter Zeit, wie sich dereinst Bhāngāswana Indras Feindschaft zugezogen hat.

Vorzeiten nämlich lebte ein königlicher Weiser namens Bhangāswana, der peinlich den Pflichten nachlebte, welche Gesetz und Religion ihm auferlegten. Da er keine Söhne besaß, o Männertiger[1], so brachte er ein Opfer dar, um durch dasselbe Söhne zu gewinnen. Der mächtige Königsweise brachte den Agnischtut dar, das Opfer, welches den Feuergott Agni verherrlicht und Indra verhaßt ist. Die Menschen bringen es dar als Sühnopfer, oder wenn sie männliche Nachkommenschaft begehren.

Als der selige Götterkönig Indra von diesem Opfer erfuhr, suchte er an dem Königsweisen, so sehr dieser sich zu beherrschen verstand, eine Blöße zu entdecken; zunächst aber gelang es ihm nicht, an dem Hehren irgend etwas zu finden, was ihm Gewalt über ihn verliehen hätte. Einige Zeit darauf jedoch zog der König auf die Jagd. Indra dachte: „Jetzt hat er sich eine Blöße gegeben!"[2] Und nun vermochte er ihn zu verblenden, so daß der König, welcher ganz allein war, von seinem Roß in die Irre geführt ward. Hunger und Durst quälten ihn; er vermochte sich nicht zurechtzufinden. Je mehr er bald in dieser, bald in jener Richtung dahinjagte, desto durstiger und abgehetzter wurde er. Plötzlich gewahrte er einen weithin leuchtenden See, voll des herrlichsten Wassers, ritt hinein und tränkte in ihm sein Roß. Nachdem sein Pferd sich an dem Wasser sattgetrunken hatte, band es der treffliche Fürst an einen Baum und tauchte selbst in den See: da ward er zum Weibe.

---

[1] D. h. „großer Held". [2] Die Jagd wird von den indischen Politikern unter die Laster des Königs gerechnet.



Als er sah, daß er sich in ein Weib verwandelt hatte, schämte er sich. Heftiger Gram erfüllte seine ganze Seele; seine Sinne und sein Denken waren in mächtiger Erregung: „Wie kann ich jetzt mein Roß besteigen? Wie soll ich in meine Stadt gelangen? Und obendrein: hundert starke leibliche Söhne sind mir geboren worden durch das Opfer Agnischtut, welches ich dargebracht habe: was soll ich zu diesen sagen? Was soll ich sagen, wenn ich unter meine Frauen komme, unter die Bewohner meiner Hauptstadt, meines Landes? Die brahmanischen Weisen, denen nichts vom innersten Wesen des Gesetzes verborgen ist, haben Zartheit, schlanken Wuchs und Schüchternheit als Zierden des Weibes, als Zierden des Mannes dagegen Ausdauer, Härte und Mut gepriesen. Wer hat mir meine Mannheit vernichtet und mich zum Weibe gemacht? Wie kann ich jetzt, da ich ein Weib bin, dies mein Roß besteigen?" Mit großer Anstrengung gelang es dem verwandelten Fürsten trotzdem, sich aufs Pferd zu setzen; dann ritt er in seine Stadt.

Seine Söhne, seine Frauen und Diener, die Bewohner der Stadt und des Landes wußten in ihrer Verwunderung nicht, was sie denken sollten. Da sprach der königliche Weise, dem die Rede zu Gebote stand wie keinem zweiten: „Ich zog auf die Jagd, von meinen Truppen sicher umgeben; das Schicksal trieb mich trotzdem in die Irre. Ich gelangte in einen fürchterlichen Wald. In dieser Wildnis, die von Gefahren strotzte, befiel mich quälender Durst. Ich verlor schier den Verstand. Da sah ich einen in hellem Glanze weithin leuchtenden See, der von zahlreichem Wassergeflügel bevölkert war. In diesen stieg ich hinab, und das Schicksal wollte es, daß ich dadurch zum Weibe wurde." Dann wies er sich dadurch aus, daß er die Namen und die Familien seiner Frauen und seiner Minister nannte, und sagte zu seinen Söhnen: „Genießet zusammen die Herrschaft, meine Söhnchen, in Eintracht und Liebe; ich aber gehe in den Wald."

So sagte er zu seinen hundert Söhnen, begab sich in seiner Frauengestalt in den Wald und suchte die Einsiedelei eines Asketen auf, dem er sich anschloß.

In der Einsiedelei aber empfing die Frau von dem Asketen hundert Söhne; mit diesen allen ging sie zu ihren älteren Söhnen und sagte zu ihnen: „Ihr seid die Söhne, die mir geboren wurden, als ich noch ein Mann war, und diese hundert Söhne wurden mir geboren in meinem Frauendasein. Da ihr also Brüder seid, liebe Söhne, so teilt euch brüderlich in den Genuß der Herrschaft."

Von nun an genossen alle diese Brüder die Herrschaft gemeinsam. Als aber der Götterkönig Indra sah, wie sie zusammen das schöne Reich genossen, da drohte ihn die Wut zu ersticken. Er dachte: „Einen Dienst habe ich dem Königsweisen erwiesen, anstatt ihm zu schaden!"

Darauf nahm der Götterkönig die Gestalt eines Brahmanen an, begab sich in die Hauptstadt und säte Zwietracht unter die Königssöhne: „Brüderlichkeit unter Brüdern? Gibt's ja gar nicht! Götter und Titanen[1] gerieten gar bald in Fehde um die Herrschaft, und waren doch alle Söhne eines und desselben Vaters Kaschjapa[2]. Ihr seid Bhangāswanas Sprossen, die anderen aber sind die Söhne eines Mönchs, während Götter und Titanen doch alle Söhne Kaschjapas waren. Und euer väterliches Reich genießen die Söhne des Mönchs!" Als Indra sie so entzweit hatte, vernichteten sie sich gegenseitig im Kampfe. Die Asketin erfuhr das und weinte bitterlich. Da trat Indra in Brahmanengestalt vor sie und fragte sie: „Welcher Kummer bedrückt dich, schöne Frau, daß du so weinst?" Sie sah den Brahmanen an und erwiderte in rührender Klage: „Zweihundert Söhne, Brahmane, hat das Schicksal mir vernichtet. Ich bin einst ein König gewesen, Brahmane, und hundert Söhne wurden mir geboren, schöne Söhne, edler Brahmane! Da ritt ich einst auf die Jagd, verirrte mich im dichten Walde, badete in einem See und ward zum Weibe. Ich setzte meine Söhne zu Königen ein über mein Reich und suchte meine Zuflucht im Walde. Hier gebar ich als Weib einem edlen Asketen in seiner Einsiedelei gleichfalls hundert Söhne und führte sie nach meiner früheren Residenz. Das Schicksal verfeindete und

[1] Asura. [2] S. 41, Anm. 3.

vernichtete sie, und darum klage ich, Brahmane; denn das Schicksal drückt mich völlig nieder."

Indra indessen rührte ihr Kummer nicht; mit harten Worten erwiderte er: „Einst hast du, meine Gute, mir ein unerträgliches Leid zugefügt; du brachtest ein dem Indra verhaßtes Opfer dar und ließest es feiern, ohne mich dazu zu laden. Ich bin Indra, du Närrin; ich habe dir deine Feindseligkeit heimgezahlt!"

Als der königliche Weise sah, daß er es mit Indra zu tun hatte, legte er ihm sein Haupt zu Füßen und sprach: „Sei mir gnädig, Bester der dreißig Götter! Nur um Söhne zu erlangen habe ich dies Opfer dargebracht, Tiger der Dreißig![1] Gewähre mir gütig dafür deine Verzeihung!"

Des Königs Fußfall versöhnte Indra, so daß er ihm eine Gnadengabe freistellte: „Sprich, König, welche der beiden Gruppen deiner Söhne soll ins Leben zurückkehren, die in deinem Frauendasein geborenen oder die, die dir als Mann geschenkt wurden?"

Da legte die Asketin die Hände zusammen und sprach: „Rufe mir diejenigen Söhne ins Leben zurück, die mir in meinem Frauendasein beschieden waren!" Indra fragte verwundert das Weib: „Weshalb hassest du die Söhne, die du als Mann erzeugtest? Wie kannst du diejenigen mehr lieben, die dir in deinem Frauendasein geboren wurden? Ich möchte den Grund davon erfahren; sei so gut und teile mir ihn mit!" Die Asketin erwiderte: „Größer als des Mannes Liebe ist die des Weibes; darum, Indra, belebe mir die, die ich als Weib geboren!"

Als Indra das gehört hatte, sagte er freundlich diese Worte: „Du hast die Wahrheit gesprochen; zum Lohne sollen alle deine Söhne wieder aufleben, und du darfst dir nach Wahl noch eine Gunst von mir erbitten, gelübdetreuer Fürst der Könige: willst du hinfort als Mann leben oder als Weib?" Das Weib erwiderte: „Die Frauennatur begehre ich, Indra; nach Mannheit trage ich kein Verlangen." Auf diese Worte

[1] D. h. Gewaltigster der Dreißig.

entgegnete der Götterkönig dem Weibe: „Weshalb, o Fürst, verschmähst du die Mannheit und begehrst, ein Weib zu bleiben?" Der treffliche weibgewordene König erwiderte: „Bei der Vereinigung mit dem Manne empfindet stets das Weib den größeren Genuß. Aus diesem Grunde, Indra, wähle ich mir nur die Frauennatur. Als Weib genieße ich stärker, verlaß dich drauf, Bester der Götter! Mein Frauendasein befriedigt mich vollkommen; du kannst gehen, Beherrscher der Dreißig!"

Indra sagte: „So sei es!", nahm Abschied und kehrte in den Dreihimmel zurück. Und so kommt es, Großkönig, daß man sagt: „Das Weib hat größeren Genuß."

15. Bösgesinnt und Gutgesinnt

In einer Stadt lebten zwei miteinander befreundete Kaufmannssöhne, von denen der eine bös-, der andere gutgesinnt war. Um Geld zu verdienen, zogen die beiden miteinander in die Fremde, in ein Land, in welchem die Verhältnisse besser waren als in ihrer Heimat. Der eine Karawanenbesitzerssohn, welcher Gutgesinnt hieß, fand einen Schatz, den sein gutes Schicksal ihm in die Hände spielte, einen Topf mit tausend Silberdīnāren, den irgendein Kaufmann vorzeiten vergraben hatte. Sogleich beriet er mit Bösgesinnt und sagte zu ihm: „Wir haben ja nun unsern Zweck erreicht; laß uns in unsere Vaterstadt zurückkehren!" Also machten sie sich auf den Heimweg. Als sie in die Nähe ihrer Stadt kamen, sagte Gutgesinnt: „Laß uns die Dīnāre zu gleichen Hälften teilen und dann in unsere Wohnungen gehen! Jetzt wollen wir vor den Augen unserer Freunde, Angehörigen und sonstigen Bekannten ein glänzendes Leben führen!" Bösgesinnt aber trug ein hartes Herz in seinem Busen und war einzig und allein auf seinen Vorteil bedacht. Deshalb sagte er zu ihm: „Lieber Freund! Solange wir im gemeinsamen Besitze des Restes unseres Gutes sind, wird uns auch die herzliche Liebe, welche

uns jetzt verbindet, weiter aneinander fesseln. Besser also, jeder von uns nimmt sich vor der Heimkehr ein Hundert. Dann können wir auch, je nachdem sich dieses Hundert vermehrt oder vermindert, daran die Wirkung prüfen, die der Schatz unserer guten Werke ausübt, und haben einen gemeinsamen Besitz, um welchen uns alle Welt beneiden kann!"

Gutgesinnt folgte diesem Rate. Beide vergruben sorgfältig den Rest ihres Vermögens und kehrten dann zu den Ihrigen zurück. Weil aber Bösgesinnt ein Lasterleben führte und unsinnige Ausgaben machte und weil sein Glück ein Loch hatte, so währte es kein Jahr, da hatte er seinen Anteil aufgebraucht. Er nahm sich also aus dem Schatze, mit Gutgesinnt teilend, ein zweites Hundert, brachte es aber ebenso wie das erste vor Ablauf der Jahresfrist durch.

Bei so bewandten Umständen dachte Bösgesinnt: „Was nützt mir's, wenn wir wiederum teilen und uns jeder ein Hundert nehmen? Jetzt sind noch 600 Dīnāre übrig. Ich will sie holen und mich so in den Besitz der gesamten Summe setzen." Gedacht, getan! Er ging allein hinaus, entwendete die Geldsumme und ebnete den Ort, an dem sie vergraben war, sorgfältig wieder ein. Darauf ließ er mehr denn einen Monat verstreichen[1], ging dann zu Gutgesinnt und sagte zu ihm: „Lieber Freund! Wir wollen jetzt den Rest unseres Vermögens zu gleichen Teilen miteinander teilen!" Gutgesinnt war damit einverstanden; und so ging er denn mit ihm nach der bekannten Stelle und begann, an ihr zu graben. Als aber trotz allen Grabens kein Geld zum Vorschein kam, da war in seiner Frechheit Bösgesinnt der erste, der sich darüber aufregte. Er schlug sich mit einem Stein an den Kopf und rief: „Wo ist das Geld, Gutgesinnt? Du hast es gewiß gestohlen!" Nun beschuldigte einer den andern, und miteinander streitend gingen sie nach dem Gericht und erstatteten Anzeige. Die Richter nahmen Kenntnis davon; da sie aber den Fall nicht sogleich zu entscheiden vermochten, weil er nicht klar lag, so behielten sie beide Kläger in Haft.

[1] Wahrscheinlich, damit sich die Stelle mit Pflanzenwuchs bedeckt.

Noch waren keine fünf Nächte verstrichen, so gab Bösgesinnt vor den Richtern die feierliche Erklärung ab: „Ich habe Zeugen, welche über die Dīnāre aussagen werden, die den Gegenstand unseres Rechtsstreites bilden." Den Richtern lag daran, den Prozeß zum Abschluß zu bringen. Deshalb fragten sie ihn: „Wer ist dein Zeuge? Führe ihn vor!" Er antwortete: „Ich will die Gerechtigkeit meiner Sache durch denselben Baum erweisen, unter dem das Gut vergraben war." Da staunten die Richter und dachten: „Wird der Baum wohl reden?" Sie ließen sich aber von beiden Klägern Bürgen stellen und entließen sie daraufhin in ihre Wohnungen.

Kaum war Bösgesinnt zu Hause, so sagte er zu seinem Vater: „Väterchen, das Geld ist in meiner Hand; es hängt nur noch von einem Worte ab, ob ich darüber verfügen kann. Heute nacht will ich dich in den hohlen Stamm jenes Baumes stecken. Wenn du dann am Morgen in Gegenwart der Richter gefragt wirst, so überführe den Gutgesinnt durch dein Zeugnis." Da sagte der Vater: „Wir sind beide verloren, mein Sohn. Denn das ist kein Weg, der zum Ziele führt. Heißt's doch:

> Einen Weg, der zum Ziele führt, soll der Weise ersinnen, zugleich aber auch einen Ausweg aus der Gefahr. Vor den Augen des dummen Reihers wurden seine Söhne von den Ichneumonen gefressen."

Bösgesinnt fragte: „Wie war das?" Sein Vater erzählte:

Reiher und Krebs

Auf einem Ardschunabaume nistete ein Reiherpaar. Eine gewaltige Schlange aber kroch in des Baumes hohlem Stamm empor und fraß die Jungen des Paares, bevor sie noch flügge waren. Die Eltern waren darüber so verzweifelt, daß sie schier den Verstand verloren; sie dachten nicht mehr daran, sich ihre Nahrung zu suchen, sondern standen unbeweglich und trostlos an einer Stelle eines Gewässers. Da kam ein Krebs und sagte zu dem Reiher: „Was hast du denn, Oheim? Es ist schon so spät, und noch immer hast du nicht gespeist?" Der Reiher: „Wie könnte ich Lust zum Essen verspüren in meinem

tiefen Kummer!" Da sagte der Krebs: „Was hat dir denn solchen Kummer bereitet?" Darauf erzählte ihm der Reiher getreulich, wie seine Kinder gefressen worden waren. Der Krebs sagte tröstend zu ihm: „Ich will dir einen Weg weisen, der zu der Schlange Vernichtung führt. Siehst du da die Wohnung des Ichneumons? Du brauchst nur Fischfleisch zu holen und es von da in einer ununterbrochenen Reihe bis zu der Wohnung der Schlange auszustreuen. Dann werden die Ichneumone sie schon töten." Der Reiher befolgte diesen Rat. Die Ichneumone gingen den Weg entlang, den die Fleischstücke bildeten, und da sie sich feindlicher Handlungen erinnerten, die die Schlange vorher ihnen gegenüber begangen hatte, so rissen sie sie in Stücke. Den Weg aber, den sie auf diese Weise kennengelernt hatten, begingen sie auch später, gelangten auf ihm in die Wohnung des Reihers und verzehrten die Jungen, die ihm noch verblieben waren.

Darum sage ich: „Einen Weg, der zum Ziele führt, soll der Weise ersinnen, zugleich aber auch einen Ausweg aus der Gefahr." Obwohl er dies aber sagte, führte Bösgesinnt ihn fort und steckte ihn in den hohlen Baum. Am nächsten Morgen wurde in Gegenwart des Gerichtshofes dem Baume die in Frage kommende Stelle der Gesetzbücher zu Gehör gebracht, und wie ausgemacht antwortete er: „Gutgesinnt hat das Geld gestohlen."

Als Gutgesinnt das hörte, dachte er: „Wie wird ein Baum, der doch mit keiner Stimme begabt ist, trotzdem reden? Das muß seinen besonderen Grund haben. Jedenfalls läßt sich die Sache durch Klugheit meistern." Darauf sagte er zu den Mitgliedern des Gerichtshofes: „Wunderbar! Erst heute, bevor die Leute noch ausgegangen waren, ging ich, Gutgesinnt, ganz allein in diesen menschenleeren Wald, um mir das Geld zu holen. Da sah ich eine riesengroße Schlange auf mich zukommen. Ich dachte: ‚Das ist ein unangenehmer Zwischenfall', und sagte mir: ‚Weltliches Gut bekomme ich schon wieder, nicht aber mein Leben. Ich will ein andermal wiederkommen.' So verbarg ich denn das Gut hier in der Wurzel dieses Baumes. Jetzt hilft's nun nichts; des Königs Autorität zwingt mich, es

herauszugeben. Tretet indessen ein wenig von diesem Ort zurück, bis ich den Hüter des Schatzes — eben jene schwarze Schlange[1] — vertrieben habe!"

So sprach er. Dann füllte er die Höhlung des Baumes mit ganzen Haufen trockenen Brennstoffs — zusammengelesenen Holzes und Laubes — an und begann, ihn in Brand zu setzen. Inzwischen stand Bösgesinnt gesenkten Hauptes da, schielte mit einem Auge hin, bemerkte den Kaufmann, der in der Höhle steckte, und eine heftige Erregung befiel ihn. Als aber das Feuer angezündet war, flammte die Baumhöhle an allen ihren Wänden auf. Dem Kaufmann barst davon der Körper, seine Haare brannten, seine Haut löste sich stückweise von seinem Leibe, und schließlich stürzte er auf die Erde herab.

Als die Anwesenden dieses höchst aufregende Schauspiel sahen, waren sie sehr erstaunt und fragten sich, was das zu bedeuten habe. Sie erkannten den Kaufmann, in welchem noch etwas Leben steckte, durch den Augenschein und fragten ihn: „Worauf habt Ihr Euch denn da eingelassen!" Er antwortete: „Mein verbrecherischer Sohn hat mich in diese Lage gebracht." Diese Antwort vermochte er gerade noch zu geben; dann starb er. Sofort aber sagten die Richter, welche nunmehr den Sachverhalt durchschauten: „Setzt diesen Verbrecher Bösgesinnt auf den Pfahl!"[2]

16. Brahmane, Dieb und Rākschasa[3]

Ein armer Brahmane besaß zwei Kühe, die ihm geschenkt worden waren und die er mit Butter, Öl, Salz, Gras und sonstigem geeigneten Futter von klein an großgezogen hatte. Ein Räuber sah das Paar und dachte: „Das will ich mir noch heute holen!" Kaum war die Nacht hereingebrochen, so machte

[1] S. 33, Anm. 1. [2] Das Pfählen, die gewöhnliche Strafe für Diebstahl, wird so ausgeführt, daß man den Verbrecher auf einen in die Erde gerammten spitzen Eisenpfahl setzt, der ihm infolge des Körpergewichts allmählich in den Leib dringt. [3] Rākschasa: Einl. S. 8. Brahmarākschasa ist ein Rākschasa, der in seinem früheren Dasein Brahmane war.

er sich auf den Weg. Während er dahinging, legte ihm ein Unbekannter seine Hand auf die Schulter. Er fragte ihn: „Wer seid Ihr?" Der andere sagte ihm, wie es der Wahrheit entsprach: „Ich bin ein Nachtwandler, ein Brahmarākschasa. Nun sagt auch Ihr mir, wer Ihr seid!" Der Gefragte sprach: „Ich bin ein Räuber und will einem Brahmanen seine beiden Kühe stehlen." Der Rākschasa aber sagte, weil er dem ihm nunmehr Bekannten traute: „Und ich will mir den Brahmanen selbst holen."[1] So gingen denn die beiden miteinander, machten dann an einem Versteck halt und lauerten auf die Gelegenheit, ihre Tat auszuführen. Als nun der Brahmane eingeschlafen war, näherte sich ihm der Rākschasa, um ihn zu ergreifen. Da sagte aber der Räuber zu ihm: „Das ist nicht recht! Warte doch, bis ich die Kühe fortgetrieben habe; dann magst du ihn ergreifen." Der Rākschasa antwortete: „So ist's auch nicht recht! Von dem Geräusch kann er möglicherweise erwachen, und dann bin ich umsonst hierhergekommen!" So verfeindeten sie sich miteinander, bis schließlich jeder nichts Eiligeres zu tun hatte, als den Brahmanen zu wecken. Sie taten es gleichzeitig. Der Räuber rief: „Brahmane! Der Brahmarākschasa hier will dich holen!" Und der Brahmarākschasa rief: „Der Räuber da will deine Kühe stehlen!" Dann aber blieb den beiden nichts weiter übrig, als sich zu entfernen.

17. Die Maus als Mädchen

Irgendwo hatte ein Asket in der Gangā gebadet und begonnen, sich den Mund zu spülen, als ihm ein junges Mäuslein in die Hand fiel, welches ein Falke verloren hatte. Der Mönch setzte es an der Wurzel eines Njagrōdhabaumes[2] nieder, badete nochmals[3] und machte sich auf den Weg nach

[1] Wörtlich: „ergreifen". Der Sinn ist vielleicht: „ich will ihn dadurch besessen machen, daß ich in ihn fahre." Möglich aber ist auch, daß er ihn fressen will. [2] S. 30, Anm. 1. [3] Weil die Berührung der Maus als verunreinigend gilt.

seiner Einsiedelei. Da fiel ihm das Mäuschen wieder ein, und er dachte: „Es ist doch recht unbarmherzig von mir, daß ich das Mäuschen im Stiche gelassen, welches Vater und Mutter verloren hat." Indem er sich dies überlegte, kehrte er um, verwandelte es durch die Macht seiner Askese in ein Mädchen, nahm es mit nach Hause und übergab es seiner kinderlosen Frau, indem er zu ihr sagte: „Zieh das Kind recht sorgfältig auf, meine Liebe!"

Die Zeit verstrich; das Mädchen ward zwölf Jahre alt, und der Mönch dachte daran, es zu vermählen. Denn:

> „Ein Mädchen, welches mit seinem Auge im Vaterhause die menses sieht, ein solches muß als kastenlos betrachtet werden, nicht aber ein Schūdrāmädchen."[1]

So will ich es denn einem Ebenbürtigen geben; denn es heißt:

> Freundschaft und Ehe können nur zwischen zwei Personen geschlossen werden, deren Besitz und Familie gleich sind, nicht aber zwischen Reichen und Armen!"

Nach dieser Überlegung rief er den heiligen Gott herbei, den tausend Strahlen schmücken, und sagte zu ihm: „Vermähle dich mit dieser meiner Tochter!" Der Welthüter[2] aber, welcher alles, was vorgeht, mit eigenen Augen sieht, sagte zu ihm: „Die Wolken, heiliger Mann, sind mächtiger als ich; denn wenn ich auch aufgegangen bin, so machen sie mich unsichtbar." Der Mönch mußte ihm recht geben und rief den Wolkenschleier herbei, indem er sagte: „Nimm meine Tochter entgegen!" Der Wolkenschleier aber hatte einen ähnlichen Einwand und sprach: „Mächtiger als ich ist der Sturm. Der zerreißt mich und fegt mich nach allen Windrichtungen auseinander." Da rief der Mönch den Sturm: „Nimm meine Tochter!" Aber der Sturm erwiderte: „Heiliger! Mächtiger als ich sind die Gebirge; denn ich bin nicht imstande, sie auch nur einen Finger weit zu verrücken." Da rief der Mönch einen

---

[1] S. 39, Anm. 1. [2] Die Sonne. „Welthüter" sind die Schirmer der acht Haupt- und Nebenhimmelsgegenden, die Götter Indra, Agni (Feuer), Wāju (Wind), Jama (Tod), Arka (Sonne), Waruna (Meer), Sōma (Mond), Kubēra (Reichtum).

Berg und sagte: „Nimm du meine Tochter!" Der Berg sprach: „Wir sind gewiß unverrückbar; aber wir sind auch beständig wehrlos gegen die Mäuse. Allenthalben werden wir von ihnen hundertfach durchlöchert." Das überdachte sich der Mönch, rief einen Mäuserich herbei und sprach: „Nimm meine Tochter entgegen!" Da sagte der Mäuserich: „Das ist doch ungereimt! Wie soll ich sie denn in meine Höhle bringen?" Der große Mönch erkannte, daß dieser Einwurf berechtigt war, und gab dem Mädchen durch die Macht seiner Askese ihre ursprüngliche Natur zurück.

18. Der bestrafte Zwiebeldieb

In einer Stadt ward ein Mann ergriffen, der Zwiebeln gestohlen hatte. Man führte ihn gefesselt ins Königsschloß. Die Richter sagten zu ihm: „Guter Mann! Entweder zahlst du 100 Rupien Strafe, oder du hältst 100 Peitschenhiebe aus, oder du verzehrst 100 Zwiebeln. Anders kommst du nicht los!" Der Dieb war einfältig und sagte darum: „Ich will die Zwiebeln essen." Sprach's und machte sich ans Werk. Als er aber sieben oder acht Bündel Zwiebeln verzehrt hatte, da trieb ihm deren Schärfe das Wasser aus den Augen und aus der Nasenspitze, Schaum stellte sich ein und erfüllte ihm den ganzen Mund, und er rief: „Ich kann sie nicht aufessen; 100 Rupien aber kann ich auch nicht zahlen. So will ich denn lieber die 100 Peitschenhiebe ertragen." Als ihm aber eine Anzahl Peitschenhiebe verabreicht waren, rief er laut: „Auch die kann ich nicht aushalten! Ich will die 100 Rupien mit Zinsen zahlen. Schlagt mich nur nicht tot!" So mußte er nicht nur das Gelächter der Leute über sich ergehen lassen, sondern hatte außerdem noch körperliche Pein erduldet.

19. Die Hirtenfrau und ihre Liebhaber

In einer Stadt lebte die Frau eines Hirten, welche mit dem Polizeimeister und mit seinem Sohne ein Liebesverhältnis unterhielt. Als sie einst gerade mit dem Sohne beim Liebesspiel war, stellte sich auch der Polizeimeister ein. Sie sah ihn, steckte den Sohn in die Vorratskammer und belustigte sich nun mit ihm, wie vorher mit dem Sohne. Da kam auch noch ihr eigener Mann hinzu. Als sie ihn gewahrte, sagte sie geistesgegenwärtig zum Polizeimeister: „Stell' dich wütend und mach', daß du fortkommst!" Er tat es. Der Hirt trat ein, sah sie an und fragte sie: „Was wollte denn der Polizeimeister hier?" Sie antwortete ihm: „Er war wütend auf seinen Sohn — weshalb, weiß ich nicht — und prügelte ihn. Da flüchtete sich sein Sohn in dein Haus. Ich kenne deinen Mut und deinen Stolz, und deshalb schützte ich den jungen Mann und steckte ihn in die Vorratskammer. Als der Vater ihm nachlief, konnte er ihn nicht finden. Er kam nach deinem Hause. Bei seinem Anblick schloß ich die Tür. Er merkte wohl, daß ich seinen Sohn verbarg; weil er sich aber vor dir fürchtete, getraute er sich nicht herein. Da lief er davon und drohte in seinem Zorn mit Anzeige beim König. Hier ist sein Sohn." Und damit zeigte sie ihm denselben, wie er in der Vorratskammer steckte. Der Hirt sah ihn und — lobte seine Frau.

20. Eisenfressende Mäuse

In einer Stadt lebte ein verarmter Kaufmannssohn; der gab einem Freunde eine aus 1000 Pfund Eisen bestehende Wage zur Aufbewahrung und zog in die Fremde, um Geld zu verdienen. Weil er aber kein Glück hatte, so gelang es ihm nicht, etwas zu verdienen, und er kehrte heim, wie er gegangen war. Als er seinen Freund um die ihm zur Verwahrung gegebene Wage bat, sagte dieser — denn er war ein habgieriger

Mann —: „Die haben die Mäuse gefressen!“ Da dachte der andere: „Das ist doch etwas ganz Neues! Doch ich weiß schon, was da hilft.“ Er tat also, als ob er seinem Freunde glaubte, und entfernte sich, indem er das Söhnchen seines Freundes bat, ihm Öl und anderes zu tragen, weil er sich salben und baden wolle. Nachdem er sich gebadet hatte, verbarg er seines Freundes Sohn irgendwo und kam zum Vater zurück. Dieser fragte ihn: „Wo ist denn der Junge?“ Er antwortete: „Den hat ein Falke geraubt.“ Als der Vater das hörte, war er bestürzt über das Verschwinden des Kindes, ging nach dem Gericht und flehte die Richter an: „Schützt mich! Schützt mich! Dieser Bösewicht hat mir meinen Sohn entführt!“ Die Richter fragten den Beschuldigten, und dieser sagte: „Ein Falke hat ihn geraubt.“ Die Richter sagten: „Was soll das heißen? Das gibt's doch in aller Welt nicht!“ Der Kaufmann entgegnete: „Das ist doch kein Wunder! Haben nicht die Mäuse meine Wage gefressen, die aus 1000 Pfund Eisen bestand?“ Als die Richter das hörten, ließen sie sich die Geschichte erzählen und sagten dann zum Kläger: „Gib dem Manne seine aus 1000 Pfund Eisen bestehende Wage zurück, dann wird auch er dir deinen Jungen wiederbringen.“ Und beide taten, wie ihnen geheißen.

21. Der Esel im Tigerfell

Ein Wäscher hatte einen Esel, welcher imstande war, ganz außerordentliche Lasten zu tragen. Um ihn zu ernähren, bedeckte ihn der Wäscher mit einem Tigerfell und führte ihn dann, wenn's Nacht wurde, in anderer Leute Getreide; und der Esel ließ sich anderer Leute Getreide nach Herzenslust schmecken, denn kein Mensch wagte es, zu ihm zu gehen und ihn zu verjagen, weil jeder ihn für einen Tiger hielt. Einst aber lauerte ihm ein Feldwächter auf. Er hatte einen staubgrauen Mantel über seinen Körper gezogen und hielt seinen Bogen bereit, um das Raubtier zu töten. Als der Esel ihn von weitem sah, regte sich in ihm die Liebe; denn er hielt den Mann für eine Eselin.

Darum schrie er und lief auf ihn zu. Der Feldwächter aber erkannte den Esel als solchen an seiner Stimme und tötete ihn.

22. Gōminī

Im Lande der Drawida liegt eine Stadt namens Kāntschī. In dieser lebte ein unvermählter Handelsherr, welcher Schaktikumāra hieß und vielfacher Millionär war. Als er etwa 18 Jahre alt geworden, stellte er einmal folgende Betrachtung an: „Wer keine Frau oder vielmehr keine zu ihm passende Frau besitzt, der kann nicht wirklich glücklich leben. Ich will mich also mit einer tüchtigen Frau vermählen. Aber wie könnte ich eine solche ausfindig machen?“ Da er nun nicht glaubte, daß eine Gemahlin, welche er im Vertrauen auf die Empfehlungen anderer ehelichen würde, zufällig alle die guten Eigenschaften haben könne, in deren Besitz er seine Gattin zu sehen wünschte, so verkleidete er sich in einen Astrologen, band ein Prastha[1] Reis in einen Zipfel seines Kleides[2] und wanderte in die weite Welt.

Wer eine Tochter besaß, der zeigte sie ihm in der Ansicht, es mit einem Manne zu tun zu haben, welcher die Körperzeichen zu deuten verstand. Bekam er nun eine Jungfrau zu Gesichte, welche mit den glückverheißenden Körpermalen geziert war und einer vornehmen Kaste angehörte, so sagte er jedesmal zu ihr: „Liebes Kind! Kannst du mir wohl aus diesem Prastha Reis ein gutes Mahl bereiten und mich damit bewirten?“ Überall ward er verlacht und abgewiesen; trotzdem aber setzte er seine Wanderung fort von Haus zu Haus.

So kam er einst in einer großen Stadt im Lande der Schibi und am Südufer der Kawērī an ein verfallenes Gebäude. In diesem stellte eine Amme ihm eine Jungfrau vor, die nur mit wenig Geschmeide geziert war; denn ihr großes Vermögen hatte sie zugleich mit ihren beiden Eltern verloren[3], und das

---

[1] Ein Hohlmaß. [2] Den Kleidzipfel benutzen die Inder als Tasche. [3] Nach altem indischen Gewohnheitsrecht verfällt das gesamte Vermögen eines Mannes, welcher stirbt, ohne einen Sohn zu hinterlassen, dem König.

haus war ihr ganzer Besitz. Während auf ihr sein prüfendes Auge ruhte, dachte er: „Alle Glieder dieses Mädchens haben das rechte Ebenmaß: keins ist zu stark oder zu schwach, zu kurz oder zu lang, und kein Fleckchen stört die Reinheit ihrer Haut. Ihre Hände zeigen eine Menge glücklicher Linien: das Gerstenkorn, den Fisch, die Lotusblume, den Krug und wie sie alle heißen. Handflächen und Finger sind gerötet. Fußgelenke und Knöchel gehen sanft ineinander über. Die Füße sind nicht dürr, und die Sehnen sind an ihnen nicht sichtbar. Die Unterschenkel sind regelmäßig gerundet, die Knie treten nicht hervor, sondern stecken gleichsam in den fleischigen Oberschenkeln. Umfang der Hüften und Lenden bilden einen vollkommenen Kreis, der ebenmäßig geteilt, symmetrisch und durch Verteilung der Lendengruben anmutig geziert ist. Sehr fein ist die Gegend um den tiefliegenden Nabel, die ein wenig zurücktritt. Ihren Unterleib begrenzen in seinem oberen Teil drei zierliche Fältchen. Der ganze Raum ihres Busens ist von den beiden Brüsten bedeckt, von prachtvollem Umfang an ihrer Wurzel, gekrönt durch die hervortretenden Brustwarzen. Ihre Arme sind schlank und außerordentlich zart, vertieft an den Gelenken, an den Handflächen mit den Linien geziert, welche ein Zeichen für Geld, Getreide und zahlreiche männliche Nachkommenschaft sind. Ihre Nägel sehen wie Perlen aus; sie sind glatt und glänzend, schön gewölbt und weich. Gerade, ebenmäßig gerundet und rosig sind ihre Finger, und die Schultern senken sich nach beiden Seiten. Ihr lieblicher, zarter Nacken ist muschelförmig gerundet. Ihr Antlitz gleicht einer Lotusblume. Ihre Lippen sind rund und rot und in der Mitte deutlich voneinander getrennt, das anmutige Kinn ist nicht zu klein, das Wangenrund ist straff und zeigt gerade die richtige Fülle. Ihre Augenbrauen ähneln zwei Ranken. Sie stoßen in der Mitte nicht zusammen[1], sind sanft gebogen, schwarz und glatt. Ihre Nase gleicht einer noch nicht völlig erschlossenen Sesamblüte. Langgestreckt sind ihre Augen. Sie funkeln in lieblichem Glanze,

[1] Zusammengewachsene Brauen sind auch in Indien ein Merkmal der Hexen.

sind schwarz in den Augensternen, weiß in deren Umgebung und in den Winkeln rot und irren nicht unstet umher. Ihre schöne Stirne gleicht dem Halbmond und ist von einer Lockenreihe umrahmt, die sich in ihrer Schönheit ausnimmt wie eine Mine von Saphirsteinen. Ihre schönen Ohren hängen anmutig nieder wie zweifach geringelte Stengel welker Lotusblumen. Die Fülle ihres duftenden Hauptthaars aber ist nicht über Gebühr gewellt, zeigt selbst an den Spitzen keinen rötlichen Schimmer, sondern ist in seiner ganzen mächtigen Länge gleichmäßig glatt und schwarz infolge natürlicher Beschaffenheit jedes einzelnen Haares.

Eine solche Gestalt kann die Schranken der guten Sitte unmöglich überschreiten. Schon hängt mein Herz an ihr, und an ihr allein. Ich werde mich also wohl mit ihr vermählen, wenn sie die Prüfungen besteht, die ich ihr auferlegen will. Denn wer unbedacht handelt, der kann unmöglich der Reue entgehen, zu der sich die Gründe in Menge und in ununterbrochener Reihe bei ihm einfinden."

Nach dieser Überlegung richtete er seinen liebevollen Blick auf die Jungfrau und fragte sie: „Holdes Kind! Wärest du wohl imstande, mir aus diesem Prastha Reis eine vollständige Mahlzeit zu bereiten und mich damit zu bewirten?" Die Jungfrau sah ihre alte Dienerin bedeutungsvoll an, nahm aus seiner Hand das Getreide entgegen, obwohl es nur ein Prastha war, wusch dem Fremdling die Füße und lud ihn dann an einer wohlgesprengten und gefegten Stelle der Terrasse vor ihrer Haustür zum Sitzen ein. Darauf entfernte sie mit dem Stößel die Rispen der Duftreiskörner, ließ sie mäßig lange in der Sonne trocknen, indem sie sie dabei wieder und wieder umrührte, breitete sie auf fester und glatter Unterlage aus, strich dann ganz sanft mit dem Rücken eines Halmes darüber hin und trennte so die Körner von allen Rispen. Dann sagte sie zu ihrer Amme: „Mütterchen! Diese Rispen können die Goldschmiede zum Polieren ihrer Geschmeide gebrauchen. Verkaufe sie ihnen, und für die Kākinīs[1], welche du dafür be-

[1] Eine kleine Münze.

kommst, bringe mir recht harte, nicht zu feuchte und nicht zu trockene Holzscheite, einen mäßig großen Topf und zwei Teller." Als dies geschehen war, schüttete sie die Reiskörner in einen Mörser aus Kakubhaholz, dessen Bauch nicht zu tief, nicht zu flach und nicht zu weit war, nahm eine schwere und lange Mörserkeule aus Khadiraholz, deren unterer Teil mit Metall beschlagen und deren Schaft ebenmäßig war, während man nur vermuten konnte[1], daß er in der Mitte eine dünnere Stelle hatte, und indem sie ihre Arme in ebenso geschicktem wie anmutigem Spiele tummelte und den Stößel hob und senkte, drasch sie den Reis, den gedroschenen wieder und wieder mit den Fingern herausholend, sonderte dann mit der Getreideschwinge die Körner von den Grannen, wusch erstere wiederholt in reichlichem Wasser, brachte dem Herd seine Spende dar[2] und warf den Reis in Wasser, welches fünfmal so viel Raum einnahm, als später die gekochte Speise. Als sich dann die inneren Teilchen der Reiskörner lösten und diese quollen und barsten wie aufspringende Knospen, verringerte sie das Feuer, deckte einen Deckel auf den Topf und goß das Reiswasser ab. Dann stieß sie einen Löffel in den Reis und rührte ihn mäßig um, bis er gleichmäßig gekocht war, worauf sie den Topf umkehrte, so daß er mit seiner Öffnung nach unten stand. Die Holzscheite, welche im Innern noch nicht verbrannt waren, begoß sie von allen Seiten mit Wasser, so daß das Feuer verlosch und sie sich in schwarze Kohlen verwandelten. Sie ließ diese durch ihre Amme zu Leuten tragen, die ihrer bedurften, und gab ihr den Auftrag, für die gelösten Kākinīs Kompott, Butter, saure Milch, Sesamöl, eine Myrobalane und eine Tamarinde zu bringen, soviel sie eben dafür bekommen könne. Nachdem dies geschehen war, bereitete sie damit zwei oder drei Arten von Zukost, stellte einen der neuen Teller in nassen Sand, goß das Reiswasser hinein, kühlte es mit dem sanften Wind, den sie durch Fächeln mit einem Fächer hervorbrachte, salzte es und durchduftete es mit Räucher-

[1] Weil sie diese dünne Stelle mit ihren Händen umfaßt. [2] Indem sie erst einige Reiskörner ins Feuer warf.

werk, das sie auf die glimmenden Kohlen warf, zerrieb die Myrobalane ganz fein und durchduftete sie mit Lotusgeruch. Dann ließ sie ihren Gast durch ihre Amme bitten, sich zu baden. Die Amme, die sich selbst vorher gebadet hatte, reichte ihm das Sesamöl und die zerriebene Myrobalane, so daß er gemächlich baden konnte.

Nach dem Bade nahm er auf einem Sitzbrett Platz, welches auf den erst besprengten und dann gefegten Estrich gelegt war, und berührte das Naß[1], welches sich in zwei Schalen befand, die auf einem blaßgrünen, um ein Drittel beschnittenen Blatte von der im Hofe wachsenden Banane standen. Die Jungfrau trug ihm zuerst nur das Reiswasser auf. Als er es getrunken hatte, war alle Ermüdung, welche er noch von seiner Wanderung her empfand, verschwunden. Er war heiter und fühlte eine wohlige Kühle am ganzen Körper. Darauf reichte sie ihm zwei Löffel Reismus und trug ihm etwas zerlassene Butter, eine Suppe und ein würziges, die Eßlust erregendes Kompott auf. Dann reichte sie ihm die übrige Reisspeise, mit saurer Milch, die mit Tridschātaka[2] gemischt war, und mit Buttermilch und saurem Reisschleim, die ihn beide ebenso durch ihren Duft wie durch ihre Kühle erquickten. So war er gesättigt und vermochte nicht einmal alles zu verzehren. Darauf bat er um einen Trunk. Sie brachte eine neue, mit Wasser gefüllte Kanne. Das Wasser war mit duftender Aloe beräuchert, mit frischen Trompetenblumen durchduftet und mit Wohlgeruch behaftet, den ihm aufgeblühte Lotusblumen verliehen. Das goß sie ihm in reichlichem Gusse ein. Er setzte die Schale an seine Lippen und trank das klare Wasser in vollen Zügen. Dabei öffneten sich unter dem Einfluß der eiskalten Tropfen seine Augenlider so weit, daß es unter ihnen wie Morgenrot hervorleuchtete. Der fallende Wasserstrahl ergötzte sein Ohr. Seine Wangen strafften sich, weil sich auf ihnen infolge der wohltuenden Berührung[3] die Härchen

[1] D. h. er spülte sich den Mund. [2] = 1. ein Gemisch von Ingwer, schwarzem und langem Pfeffer; 2. Rindenöl [Sanskritkommentar].
[3] Nämlich ihrer Innenseiten mit dem Wasser.

sträubten; seine Nasenlöcher weiteten sich, um die verschwenderische Menge der Wohlgerüche einzuziehen, und seinen Geschmackssinn erquickte der außerordentliche Wohlgeschmack. Schließlich schüttelte er mit dem Kopfe, zum Zeichen, daß es nun genug sei. Sie setzte die Kanne ab und gab ihm aus einer anderen das Wasser zum Mundausspülen. Die Alte trug die übriggebliebenen Speisen ab, er legte seinen eigenen zerschlissenen Mantel auf den mit grünlichem Kuhdung bestrichenen Estrich[1] und ruhte ein wenig. Und weil er von dem Erlebten voll befriedigt war, so vermählte er sich mit der Jungfrau in aller Form und führte sie in sein Heim.

Dort aber setzte er alle Rücksicht auf sie beiseite und machte eine Hetäre zu seiner Frau. Auch dieser diente die erste wie einer lieben Freundin. Im Dienste ihres Gemahls aber kannte sie keine Lässigkeit; sie diente ihm wie einem Gotte. Ebenso verrichtete sie ihre häuslichen Geschäfte sorglich bis ins kleinste. Der Dienerschaft gegenüber war sie unerschöpflich in freundlicher Höflichkeit, so daß diese in unerschütterlicher Treue an ihr hing.

So viel Vorzüge gewannen ihr vollends ihren Gatten, so daß er ihr sein ganzes Haus unterstellte, mit Leib und Seele nur ihr ergeben war und mit ihr gemeinsam die drei Lebensziele[2] erfüllte.

Darum sage ich: „Des Weibes Vorzüge sind des Ehemannes Freude und Wohl."

23. Nimbawatī

In Saurāschtra liegt eine Stadt namens Walabhī. Dort wohnte ein Reeder Grihagupta, der es an Reichtum mit dem Beherrscher der Gnomen[3] aufnehmen konnte und eine Tochter Ratnawatī hatte. Mit dieser vermählte sich Balabhadra, der Sohn eines Karawanenbesitzers aus Madhumatī.

[1] Der Fußboden wird in Indien allgemein mit Kuhdung bestrichen.
[2] Religion, Erwerb und Liebe. [3] Guhjaka. Der Beherrscher derselben ist Kubēra, der Gott des Reichtums und der Schätze der Erde.

Als er mit seiner jungen Frau allein war, wehrte sie seinem Liebeswerben mit solchem Ungestüm, daß er plötzlich einen gewaltigen Haß gegen sie faßte und ihr verbot, sich jemals wieder vor ihm erblicken zu lassen. Seine Freunde mochten ihm zureden, soviel sie wollten, er fühlte sich von ihr dermaßen gedemütigt, daß er nicht dazu zu bewegen war, auch nur ihre Wohnung zu betreten.

Weil sie nun durch ihre Schuld in unglücklicher Ehe lebte, so mußte sie fortab die Verachtung der Ihrigen und der Fremden tragen, welche sagten: „Das ist keine Ratnawatī[1], sondern eine Nimbawatī[2]." Als eine geraume Zeit verstrichen war, dachte sie in bitterer Reue: „Was soll aus mir werden?" Während sie eines Tages solchen trüben Gedanken nachhing, kam eine alte Nonne, welcher sie wie ihrer eigenen Mutter zugetan war, zu ihr auf Besuch und brachte ihr von einem Opfer übriggebliebene Blumen. Vor dieser weinte sie bitterlich, weil sie mit ihr allein war. Da rannen auch der Nonne die Tränen über die Wangen; sie sprach ihr gütlich zu, so sehr sie konnte, und fragte sie nach der Ursache ihrer Zähren. Zwar wollte die Scham den Mund der jungen Frau verschließen; der Ernst ihrer Lage aber ließ sie es schließlich über sich gewinnen, zu reden: „Wie soll ich dir's sagen, Mütterchen? Eine unglückliche Ehe ist für eine Frau ein lebendiger Tod, und ganz besonders für eine Frau aus guter Familie. Zu einem Beispiel dafür bin leider ich selbst geworden. Sogar meine Blutsverwandten, nicht zum wenigsten meine Mutter selbst, haben für mich nur noch Blicke der Verachtung. O könntest du's erreichen, daß ich wieder gerngesehen würde! Kannst du mir's nicht versprechen, so wäre es wohl am besten, ich machte noch heute meinem unnützen Dasein ein Ende. Doch bitte ich dich, mein Geheimnis zu wahren, bis alles vorbei ist!"

Bei diesen Worten warf sie sich der Alten zu Füßen. Diese hob sie auf und sagte tränenden Auges zu ihr: „Nur keinen

---

[1] „Aus Edelsteinen bestehend." [2] „Aus Nimba bestehend." Der Nimba ist ein seiner bitteren Früchte wegen bekannter Baum (Azadirachta indica), welcher in der Heilkunde Verwendung findet.

so übereilten Vorsatz, liebes Kind! Bin ich doch bei dir, deiner Weisung gewärtig. Solange du meiner bedarfst, will ich mich völlig deinem Dienste widmen. Ist dir das Weltleben verekelt, so kasteie dich unter meiner Leitung, auf daß du die ewige Seligkeit gewinnest. Gewißlich ist es die Frucht einer Schuld, die du in einem früheren Dasein auf dich geladen hast, wenn du bei all deinem Liebreiz und deinem untadeligen Wandel und trotz der angesehenen Familie, der du entstammst, so plötzlich für deinen Gemahl ein Gegenstand des Hasses geworden bist. Weißt du jedoch ein Mittel, den Haß deines Mannes ins Gegenteil zu verkehren, so laß es mich hören. Denn du hast ja, wie ich weiß, einen sehr scharfen Verstand." Darauf saß Nimbawatī mit gesenktem Köpfchen eine Weile sinnend da; dann seufzte sie tief und heiß, und nur gewaltsam entrang es sich ihren Lippen: „Der Gemahl, du Heilige, ist die einzige Gottheit, der wir Frauen huldigen dürfen, und besonders wir Frauen aus gutem Hause. Daraus folgt, daß etwas geschehen muß, was mir dazu verhilft, daß ich seines Dienstes wieder gewürdigt werde. Nun haben wir einen Nachbarn, einen Kaufmann, der der angesehenste von allen Bürgern ist; denn er übertrifft die andern alle nach Abkunft und Vermögen und ist ein vertrauter Freund des Königs. Seine Tochter Kanakawatī ist mir in liebevollster Freundschaft verbunden und ist mir ähnlich, nicht nur in der allgemeinen Erscheinung, sondern Glied für Glied. Auf ihres Palastes flachem Dache will ich mit ihr zusammen, aber noch einmal so schön geschmückt wie sie, spazierengehen. Du aber mußt die schwierige Aufgabe übernehmen, meinen Mann an dieses Haus zu führen; du kannst ja sagen, meiner Freundin Mutter lasse ihn mit beweglichen Worten zu sich bitten. Sobald ihr herangekommen seid, will ich dann meinen Ball verlieren: das muß natürlich aussehen, als geschehe es in der Aufregung meines leidenschaftlichen Spiels. Du hebst den Ball auf, reichst ihn meinem Mann und sagst zu ihm: ‚Dieses Mädchen, mein Sohn, ist die Freundin deiner Frau; es heißt Kanakawatī und ist die Tochter Nidhipatidattas, des Angesehensten aller Handelsherren.

Sie ist gar nicht gut auf dich zu sprechen und wirft dir Unbeständigkeit und Hartherzigkeit gegen Ratnawatī vor. Dieser Ball ist also Feindesgut; gib ihn zurück!' Wenn du das zu ihm sagst, wird er emporblicken und wird mich für meine gute Freundin halten[1]. Ich bitte ihn dann, indem ich die Hände zusammenlege; du forderst ihn nochmals auf, und er wird mir den Ball zurückgeben, und ein sehnendes Verlangen wird sich in ihm regen. Dieses Verlangen soll die Bresche sein, durch welche ich den Zutritt zu seinem Herzen schon finden will. Ich will es zu lodernder Leidenschaft steigern, bis er mir schließlich ein Stelldichein gibt und mich in ein anderes Land entführt."[2]

Auf diesen Plan ging die Nonne mit Freuden ein und führte ihren Teil der Aufgabe erfolgreich durch. Von der alten Asketin getäuscht, glaubte es Balabhadra mit Kanakawatī zu tun zu haben und entführte seine Frau, die ihre Juwelen und ihren wertvollsten Schmuck mitnahm, in stockfinsterer Nacht. Die Nonne dagegen sprengte ein falsches Gerücht aus, indem sie erzählte: „Balabhadra hat gestern zu mir gesagt: ‚Ich Unseliger habe ohne jeden Grund Ratnawatī vernachlässigt, meine Schwiegereltern dadurch gedemütigt und mich an meiner Freunde Rat nicht gekehrt. Ich müßte mich schämen, wollte ich hier unter ihnen wohnen bleiben.' Wahrscheinlich ist er nun mit Ratnawatī fortgezogen. Die Wahrheit muß sich ja bald herausstellen."

Als seine Verwandten das hörten, hatten sie's nicht besonders eilig, Nachrichten über ihn einzuziehen. Ratnawatī aber mietete sich unterwegs eine Dienerin, und während diese die Wegzehrung trug und alles, dessen sie sonst bedurften, kamen die Flüchtlinge nach Khētakapura. Da Balabhadra ein gewiegter Kaufmann war, so gelang es ihm, trotz seines recht

---

[1] Da in Indien der Bräutigam die Braut kaum zu sehen bekommt, bis er sie heimführt, ist die beabsichtigte Täuschung sehr wohl möglich.

[2] Von den vermeintlichen Eltern kann er Ratnawatī nicht erbitten, da eine schöne Tochter eines so reichen und angesehenen Mannes natürlich längst durch feierliche Verlobung gebunden ist. Es ist ja in Indien Pflicht des Vaters, die „Vermählung", zu Dandins Zeit noch ohne wirkliche eheliche Gemeinschaft, später sogar mit dieser, vor dem Eintritt der Mannbarkeit herbeizuführen.

geringen Anfangskapitals[1] ein großes Vermögen zu erwerben. Man rechnete ihn bald unter die ersten Bürger der Stadt. Dem wachsenden Reichtum gesellte sich eine große Dienerschaft. Jetzt fuhr Ratnawatī jene erste Dienerin mit harten Worten an: „Du drückst dich um jede Arbeit! Was dir unter die Augen kommt, das stiehlst du! Und dazu führst du noch freche Reden!" Diese Vorwürfe begleitete sie mit einer gehörigen Tracht Prügel. Darüber war die Dienerin empört, und weil ihr Ratnawatī zu der Zeit, da sie bei dieser noch in Gnade stand, das Geheimnis ihrer Entführung anvertraut hatte, so ließ sie vor andern allerlei Andeutungen über diese Geschichte fallen. Das kam dem Polizeimeister zu Ohren, und da er ein habgieriger Mann war, so begab er sich zu den Stadtältesten und erstattete gegen Balabhadra Anzeige, indem er mit höchster Entrüstung erklärte: „Balabhadra ist ein Verbrecher. Er hat den Kaufmann Nidhipatidatta bestohlen und seine Tochter Kanakawatī entführt und hat sich dann in unserer Stadt niedergelassen. Ich darf wohl auf die Zustimmung der Herren rechnen, wenn ich sein gesamtes Vermögen einziehe."

Balabhadra war ganz bestürzt; aber Ratnawatī sagte zu ihm: „Du brauchst dich nicht zu fürchten. Du sagst einfach: ‚Meine Frau ist ja gar nicht Nidhipatidattas Tochter Kanakawatī; sie heißt Ratnawatī, ist Grihaguptas Tochter, stammt aus Walabhī und ist mir dort von ihren Eltern gegeben und von mir rechtmäßig geehelicht worden. Glaubt ihr mir nicht, so sendet einen Boten zu ihrer Familie!'" Balabhadra gab diese Erklärung ab und blieb unter der Bürgschaft seiner Gilde so lange wohnen, bis Grihagupta, durch ein Schreiben der Stadt von dem Vorfall in Kenntnis gesetzt, persönlich nach Khētakapura kam und außer sich vor Freude seine Tochter samt seinem Schwiegersohn abholte.

Balabhadra hatte zwar Ratnawatī schon vorher gesehen; aber erst als er sich einbildete, sie sei Kanakawatī, gewann sie derselbe Balabhadra, der sie als Ratnawatī verschmäht hatte, unaussprechlich lieb. Darum sage ich: „Liebe ist Einbildung."

[1] Offenbar der Erlös aus den Juwelen und dem Schmuck seiner Frau.

24. Nitambawatī

Im Lande Schūrasēna liegt eine Stadt, welche Mathurā heißt. In dieser wohnte ein Jüngling aus angesehener Familie, der an den gesellschaftlichen Künsten und den Hetären mehr als gebührliche Freude hatte; und da er nur mit seines Armes Stärke für seine Freunde gar manchen Strauß glücklich ausgefochten hatte, so hatten ihm die Raufbolde den Spitznamen Streitdorn[1] gegeben, mit dem er allgemein bezeichnet wurde.

Eines Tages erblickte der „Streitdorn" in der Hand eines fremden Künstlers ein Gemälde, auf welchem eine junge Frau dargestellt war; und die Betrachtung des Bildes genügte, um sein Herz zu entzünden. Er sagte zu dem Maler: „Die Dame, lieber Meister, die Ihr hier gemalt habt, scheint die offenbarsten Gegensätze in sich zu vereinigen. Denn ihr Körper ist von einer Schönheit, wie man sie schwerlich bei Frauen aus gutem Hause trifft, und doch weist ihre bescheidene Haltung deutlich auf ihre edle Abkunft hin. Die Farbe ihres Gesichts ist blaß, ihres Leibes Liebreiz hat nicht unter übermäßigen Liebkosungen gelitten, und welche Fülle von Liebesverlangen blickt aus ihrem Auge! Und dennoch kann ihr Gemahl nicht fern von ihr weilen; denn weder ein geflochtener Zopf, noch irgend etwas anderes deutet darauf hin. Auch trägt sie ja hier an der rechten Seite eine Perle[2]. Und doch glaube ich, Ihr habt sie mit außergewöhnlicher Meisterschaft und ganz naturgetreu gemalt. Sie ist offenbar die Gemahlin eines alten Kaufherrn, der nicht mehr über besonders große Manneskraft verfügt, so daß sie unter dem Mangel der Liebkosungen leidet, die ihr gebührten." Der Maler lobte sein Kunstverständnis und sprach: „Ihr habt's getroffen! Die Dame ist Nitambawatī[3] und führt diesen Namen mit Recht.

---

[1] Er ist ein „Dorn", den die Raufbolde im Streite finden, wenn sie mit seinen Freunden anbinden. [2] Frauen, deren Ehemänner verreist sind, tragen einen schmucklosen, über den Rücken herabhängenden Zopf und legen kein Geschmeide an. [3] *Καλλίπυγος*.

Sie wohnt in Udschdschajinī, der Hauptstadt von Awanti, und ist mit dem Karawanenbesitzer Anantakīrti verheiratet. Ihre Schönheit erfüllte mich mit staunender Bewunderung, so daß ich sie so gemalt habe, wie Ihr sie hier seht."

Der „Streitdorn" war seiner Sinne nicht mehr mächtig. Er mußte Nitambawatī selbst sehen; und darum machte er sich sofort auf nach Udschdschajinī. Indem er sich als Astrologen[1] ausgab, ging er unter dem Vorwand, seine Nahrung zu erbitten, in ihr Haus und bekam sie zu Gesichte. Ihr Anblick steigerte sein Verlangen nach ihr nur noch mehr. Er begab sich zu den Ältesten der Stadt, bat um das Wächteramt auf dem Platze, auf dem die Leichen verbrannt wurden, und erhielt es auch. Die Leichentücher und andere Dinge, mit denen die Leidtragenden seine Dienste belohnten, schenkte er einer Nonne Arhantikā[2] und bestimmte sie dadurch, zu Nitambawatī zu gehen und sie heimlich durch ihre Worte zu seinen Gunsten zu betören. Doch Nitambawatī wies die Kupplerin mit harter Rede ab. Aus dem Berichte der Nonne entnahm er, daß seine Geliebte sich betrug, wie es einer Dame aus gutem Hause geziemt, und daß es unmöglich war, sie zu verführen. Darum gab er der Kupplerin heimlich folgende Anweisung: „Besuche nochmals die Gemahlin des Kaufherrn; und wenn du sie allein antriffst, so sage zu ihr: ‚Wie konntest du nur im Ernste glauben, daß eine Frau wie ich wirklich die Absicht hegen kann, Damen aus guter Familie zur Unkeuschheit zu verleiten! Habe ich mich doch, eben weil ich die ganze Ruchlosigkeit des Weltlebens durchschaut habe, der Kasteiung geweiht und trachte nach nichts anderem als nach der Erlösung. Ich habe dich nur prüfen und sehen wollen, ob auch du bei deinem großen Reichtum, deinem überirdischen Liebreiz und deiner großen Jugend von der Leichtfertigkeit angesteckt bist, der andere Frauen so schnell erliegen. Ich freue mich nun, daß du so völlig unverdorben bist, und ich wünsche dir von Herzen

[1] Er wird dazu die Verkleidung eines schiwaïtischen Asketen angelegt haben, worauf auch das Folgende deutet. [2] Der Name deutet auf eine Dschaina-Nonne.

das Glück der Mutterschaft. Leider hat deinen Gemahl irgendein Dämon in seine Gewalt bekommen, so daß er von Gelbsucht befallen und geschwächt und dauernd unfähig geworden ist, mit dir zu kosen[1]. Gelingt es nicht, jenes Dämons hemmendem Einfluß wirksam entgegenzutreten, so ist jede Hoffnung, ein Kind von deinem Gatten zu empfangen, aussichtslos. Tu mir darum den Gefallen und komme ganz allein in deinen Baumgarten. Ich bringe dahin einen zauberkundigen Mann. Dem mußt du — es sieht's ja niemand! — deinen Fuß auf die Hand setzen. Er spricht dir einen Zauberspruch darüber; du stellst dich zornig gegen deinen Mann und stößt ihm mit dem Fuße auf die Brust. Dadurch erlangt er die Fähigkeit, vollkommene, saft- und kraftvolle Nachkommen zu erzeugen, und er wird dir huldigend dienen wie einer Göttin. Etwas Bedenkliches ist nicht bei der Sache.' Wenn du so zu ihr sprichst, wird sie gewiß kommen. Du führst zuerst mich, wenn es Nacht geworden ist, in den Garten, und bringst sie darauf gleichfalls dorthin. Dies ist der ganze Dienst, um den ich dich bitten möchte."

Die Nonne erklärte sich zu diesem Dienst bereit. Da war er ganz außer sich vor Freude und ging gleich in der nächsten Nacht in den Garten. Der Asketin gelang es — nicht ohne Mühe — Nitambawatī zum Kommen zu bewegen. Als ihr dies aber gelungen war, nahm der Streitdorn ihren Fuß in die eine Hand, und während er mit der anderen nur leise darüber strich, entwendete er ihr hastig einen goldenen Fußring, brachte ihr mit einem Messer einen leichten Schnitt an der Wurzel des Oberschenkels bei und machte sich dann eiligst aus dem Staube.

Nitambawatī war zum Tode erschrocken. Sie machte sich selbst ihres ungebührlichen Betragens wegen die heftigsten Vorwürfe und wollte die Nonne schier umbringen. Dann wusch sie sich die Wunde in einem zum Hause gehörenden Teiche ab, legte sich einen Verband an, entfernte den entsprechenden Fußring vom Knöchel des anderen Fußes und hütete drei bis vier Tage, ein Unwohlsein vorschützend, das Bett, ohne irgend jemand den Zutritt zu ihr zu gestatten.

[1] Einl. S. 8.

Der Schelm aber nahm den entwendeten Fußring, begab sich zu Anantakirti und bot ihm das Schmuckstück zum Kaufe an. Kaum hatte es dieser gesehen, so sagte er zum Streitdorn: „Dieser Fußring ist Eigentum meiner Frau; wie bist du in seinen Besitz gekommen?" Der Streitdorn zögerte mit der Antwort; desto mehr drang der Handelsherr in ihn. Schließlich sagte jener: „Ich will Euch Rede stehen, aber nur vor der versammelten Kaufmannschaft." Und dabei blieb er. Nun schickte der Kaufherr zu seiner Frau und ließ sie auffordern, ihm ihre beiden Fußringe zu senden. Außer sich vor Angst und Scham schickte sie ihm den einen Ring, den sie noch besaß, und ließ ihm sagen: „Den einen Fußring, dessen Verschluß sehr locker war, habe ich vergangene Nacht im Baumgarten verloren, in den ich gegangen war, um mich etwas zu erfrischen. Trotz allen Suchens ist mir's noch nicht gelungen, ihn wiederzufinden. Hier ist der andere."

Als das der Kaufmann hörte, begab er sich, indem er den Streitdorn vorangehen hieß, vor die versammelte Kaufmannsgilde[1]. Der Schelm wurde verhört, stellte sich ganz demütig und machte seine Aussage: „Es ist den Herren bekannt, daß ich von Euch mit der Bewachung des Ahnenhains[2] beauftragt bin, dort wohne und aus dem mir übertragenen Amt meinen Unterhalt bestreite. Auch während der Nacht, wenn ich schlafe, bleibe ich auf dem Verbrennungsplatze; denn ich muß damit rechnen, daß geizigen Leuten nur mein Anblick Entsetzen einflößt, und daß sie darum versuchen, ihre Toten in der Nacht zu verbrennen[3]. So sah ich denn neulich, wie in der Nacht eine schwarze weibliche Gestalt sich einem Scheiterhaufen näherte

---

[1] Das Gericht der Kaste der Waischja, welche aus den Kaufleuten besteht. [2] Der Ort, an dem die Toten verbrannt werden. Einl. S. 8. [3] In diesen Worten liegt ein Witz. Dem abergläubischen Volke gelten die Ahnenhaine als die Orte, an denen aller Spuk zu Hause ist, und niemand wagt es, diese Stätten bei Nacht zu betreten. Der Streitdorn meint, es sei doch denkbar, daß bei einzelnen der Geiz so groß ist, daß sie den Leichenwächter, weil sie ihm Gebühren schulden, mehr fürchten als die Gespenster, und daß sie darum ihre Toten in der Nacht verbrennen, um ihn um seine Gebührnisse zu prellen.

und eine halbverbrannte Leiche gewaltsam aus ihm herauszuzerren suchte[1]. Die Angst, um meine Gebührnisse zu kommen, ließ mich die Furcht vor der Hexe überwinden. Ich schlug mich ins Mittel und packte sie. Zufällig ritzte ich sie zwar nur leicht mit meinem Messer am Ansatz des Oberschenkels[2]; diesen Ring aber gelang es mir doch, ihr vom Fußknöchel zu ziehen. Dann lief sie davon, so schnell sie konnte. Auf diese Weise bin ich zu dem Ring gekommen. Über das Weitere bitte ich die Herren zu entscheiden."

Die Kaufmannschaft trat zur Beratung zusammen, und das Ergebnis dieser Beratung war die einstimmige Meinung der Bürgerschaft[3], Nitambawatī sei eine Hexe. Ihr Gemahl verstieß sie. Sie ging also unter vielen Tränen in der nächsten Nacht nach demselben Ahnenhain, um sich dort zu hängen. Der Schelm aber hielt sie fest, und es gelang ihm, sie zu begütigen. „Mein schönes Kind," sagte er, „dein Liebreiz hat mich um den Verstand gebracht, so daß ich dich für mich zu gewinnen suchte. Alle Vorschläge, die dazu führen sollten und die ich dir durch den Mund der Nonne machen ließ, brachten mich nicht ans Ziel meiner Wünsche. Da griff ich denn zu diesem Mittel, das mich dazu führen sollte, mich mein ganzes Leben lang durch deinen Alleinbesitz zu beglücken. Gewähre mir nun deine Huld! Sieh, ich bin ja dein Sklave, und mein ganzes Lebensglück liegt in deiner Hand."

So redete er ihr zu, fiel ihr immer wieder zu Füßen, zeigte sich unerschöpflich in Mitteln, sie zu begütigen, und da ihr ja gar nichts anderes übrig blieb, als ihm zu willfahren[4], so ward sie die Seine.

---

[1] Einl. S. 8. [2] Die Hexe ist nackt gedacht. [3] Diese ist mit der Kaufmannschaft als der wichtigsten Kaste identisch. Der sog. „Stadtkaufmann" hatte ein Amt, das etwa dem unseres Bürgermeisters entsprach. Die Schūdra oder vierte Kaste hatte keine Rechte und kam nicht in Betracht. Der Adel, d. h. die Brahmanen und die Kschatrija (Kriegsadel) stehen **über** der Bürgerschaft. [4] Als Hexe war sie natürlich in ihrer Heimat von aller menschlichen Gemeinschaft ausgeschlossen, und in der Fremde hätte sie ohne männlichen Schutz höchstens als Hetäre leben können.

Darum sage ich: „Die Klugheit überwindet alle Schwierigkeiten.“

25. Der Brahmane Harischarman

In einem Dorfe lebte ein Brahmane Harischarman; der war ebenso dumm wie arm, und da er nicht wußte, wovon er leben sollte, so befand er sich in sehr bedrängter Lage, zumal er schier allzuviel kleine Kinder besaß, zur Strafe für Übeltaten, welche er in einem früheren Dasein begangen hatte. So blieb ihm nichts weiter übrig, als mit seiner Familie bettelnd umherzuziehen. Einst kam er in eine Stadt und begab sich in ihr zu einem reichen Hausbesitzer, welcher Sthūladatta hieß. Bei dem nahm er Dienste, indem er sich in seines Hauses Nähe niederließ; seine Frau diente Sthūladatta als Magd und seine Söhne als Hirten der Rinder und des anderen Viehs.

Eines Tages sollte seines Herren Tochter Hochzeit halten, und das Haus wimmelte von Hochzeitsgästen, die scharenweise herbeigekommen waren. Harischarman freute sich schon darauf, sich bei dieser Gelegenheit mit den Seinen bis zum Halse an Butter, Fleisch und anderen schönen Sachen vollessen zu können. Er lauerte auf die Gelegenheit; aber kein Mensch dachte an ihn; und als es Nacht geworden, hatte er keinen Bissen zu essen bekommen und sagte bekümmert zu seiner Frau: „Wenn man hier so gar nichts auf mich hält, so ist daran nur meine Armut und meine Dummheit schuld. Da muß ich schon eine List gebrauchen und tun, als ob ich ein gescheiter Mann wäre. Dann kann's nicht fehlen, daß Herr Sthūladatta mich hinfort mit besonderer Ehrfurcht behandelt. Sobald sich darum eine Gelegenheit bietet, sagst du ihm, ich besäße übermenschliches Wissen.“ So sprach er zu ihr und strengte seinen Verstand an, und als alles schlief, stahl er aus Sthūladattas Hause das Reitpferd des Eidams. Das führte er weit fort in ein sicheres Versteck, und als am Morgen die Hochzeitsgäste nach dem Rosse suchten, war all ihr Suchen vergeblich: es war

nirgends zu finden. Sthūladatta war ganz bestürzt über diese schlimme Vorbedeutung und forschte nach dem Roßdieb. Da ging Harischarmans Frau zu ihm und sprach: „Warum fragt Ihr denn nicht meinen Mann? Der ist nämlich nicht nur sehr gescheit, sondern versteht sich auch auf die Astrologie und andere hohe Wissenschaften und gibt Euch das Pferd gewiß zurück."

Als Sthūladatta solches vernahm, ließ er sich sogleich den Harischarman kommen. Dieser sagte zu ihm: „Gestern habt Ihr mich vergessen; aber heute, da Euch das Roß gestohlen worden, kommt Euch die Erinnerung an mich zurück!" Sein Herr bat ihn, seine Vergeßlichkeit verzeihen zu wollen und ihm zu sagen, wer das Roß gestohlen habe. Harischarman tat, als ob er etwas von der Sache verstände, zog allerlei Linien und sagte dabei: „An der Gemarkung der Stadt, gerade im Süden von hier, haben es die Spitzbuben versteckt. Lauft, was Ihr könnt, und holt das Pferd, bevor es Abend wird, die Diebe es aus seinem Verstecke holen und fortführen." Auf diese Auskunft hin liefen eine Menge Leute, es zu suchen, und es währte nicht lange, so hatten sie es gefunden und brachten es herbei, voll des Lobes über Harischarmans Wissen.

Nun stand es bei allen fest, daß er im Besitze höheren Wissens war. Und von Stund' an lebte Harischarman dort, von den Leuten verehrt[1] und von Sthūladatta gepriesen, in bequemem Wohlstand.

Die Tage gingen dahin; da gefiel es einem Diebe, aus einem inneren Gemach des Königspalastes eine Menge von Gold und Edelsteinen und anderen Kostbarkeiten zu rauben. Der Dieb war nicht herauszubringen, und da Harischarman seines übermenschlichen Wissens wegen berühmt war, so entbot ihn der König eiligst vor sich. Als er zu dem Fürsten geführt worden war, suchte er Zeit zu gewinnen und sprach: „Ich will es morgen verkünden." Da ließ ihn der König in ein Gemach bringen und scharf bewachen, so daß ihm sein übernatürliches Wissen recht unbequem ward.

[1] Verehrung besteht in Indien immer in Geschenken.

Nun lebte im Königspalast eine Zofe, die hieß Zunge; und sie war es gewesen, die mit ihrem Bruder zusammen die Kostbarkeiten aus dem inneren Zimmer gestohlen hatte. In der Nacht schlich sie sich an das Gemach, in welchem sich Harischarman befand, und legte wißbegierig ihr Ohr an die Tür; denn sein hohes Wissen machte ihr bange. Zu dieser Zeit war Harischarman gerade allein, und darum schalt er auf seine Zunge, die ihm fälschlich hohe Weisheit zugesprochen, indem er rief: „Warum hast du auch das getan, o Zunge, in deiner Sucht nach allerhand Genüssen! Du schlechtes Ding! Nun nimm nur hier auch jetzt die Strafe hübsch auf dich!"

Als das die Zofe hörte, welche Zunge hieß, erschrak sie und dachte: „Der weise Mann hat mich erkannt!" Und durch eine List verschaffte sie sich Zutritt zu ihm. Als sie drinnen war, stürzte sie sich dem Weisheitsschwindler vor die Füße und sagte zu ihm: „Da bin ich, Brahmane, die Zunge, in der du die Diebin erkannt hast. Ich habe das Gut hierher, hinter dieses Gebäude, getragen, und hab' es unter dem Granatapfelbaum im Garten vergraben. Nimm das Gold, das ich davon behalten habe — es ist leider nicht viel —, aber schone mich!"

Als das Harischarman hörte, warf er sich in Positur und sagte zu ihr: „Alles ist mir bekannt, Vergangenheit, Zukunft und Gegenwart; trotzdem will ich dich nicht verraten, du Jammerweib, da du um meinen Schutz flehst. Geh! Was du aber zurückbehalten hast, das mußt du mir dafür geben." Die Zofe versprach's und machte sich schleunigst aus dem Staube.

Harischarman war baß erstaunt und dachte: „Das Unmöglichste bringt das Schicksal doch im Handumdrehen zuwege, wenn es einem hold ist! Schon klopfte das Verderben an meine Tür, da — kaum vermag ich's zu glauben — ist auch schon meine Aufgabe erfüllt! Ich tadle meine Zunge, und die Diebin, welche Zunge heißt, liegt vor mir! Die verborgensten Sünden drängen sich ans Licht; natürlich! Das macht die Furcht." In derlei Gedanken verbrachte er froh die Nacht in seinem Zimmer.

Am nächsten Morgen führte er, sich mit geheuchelter Weis-

heit brüstend, den König nach dem bezeichneten Ort im Garten und händigte ihm den Schatz ein, welcher dort vergraben lag, indem er behauptete, der Dieb sei unter Mitnahme eines Teiles desselben geflohen.

Der König war hoch erfreut und wollte ihm schon einige Dörfer verleihen[1], als ihm sein Kanzler ins Ohr flüsterte: „Wie käme ein unstudierter Mann zu solchem übermenschlichen Wissen? Die Sache sieht mir ganz nach Gaunererwerb aus, der sich auf Einverständnis mit dem Spitzbuben gründet. Deine Majestät prüfe doch diesen Weisen vorher noch einmal durch eine andere Probe."

Da kam der König auf den Gedanken, einen neuen Topf hereintragen zu lassen, mit einem Frosch darinnen und einem Deckel darauf, und sagte zu Harischarman: „Wenn du weißt, was sich in diesem Töpfchen befindet, Brahmane, so will ich dir sogleich mit reichstem Lohne lohnen!" Als der Brahmane das hörte, dachte er, jetzt sei es mit ihm aus; und da ihm durch den Sinn fuhr, daß ihn, als er noch ein Kind war, sein Vater im Scherze „Frosch" zu nennen pflegte, so gab ihm der Leiter der Geschicke ein, diesen Namen zu verwenden, als er plötzlich in die Klage ausbrach: „Darauf warst du nicht gefaßt, braver Frosch, daß dich hier plötzlich ein Topf verderben würde, ohne daß du's hindern kannst!"

Als nun die Anwesenden den Sachverhalt erfuhren, war die Freude allgemein; sie sagten: „Der Mann hat ein ganz wunderbares Wissen! Sogar den Frosch hat er gewußt!" Der König war überzeugt, daß Harischarmans Wissen auf höherer Eingebung beruhte, und in seiner Freude verlieh er ihm eine Anzahl Dörfer nebst Gold und Schirm[2] und Roß und Wagen. Ein Augenblick hatte aus Harischarman einen Mann gemacht, der einem Vasallenfürsten an Macht und Würde nahestand. Wer einen Schatz guter Werke besitzt, dem schenkt das Schicksal eitel gute Dinge.

---

[1] Dies kommt in Indien häufig vor. Dem mit solchem Lehen Bedachten gehören alle Abgaben der Dorfbewohner. [2] Das Zeichen der Herrschaft.

26. Mūladēwa

Ich wanderte eines Tages mit Schaschin zusammen nach Pātaliputra, weil ich erfahren hatte, daß diese Stadt der Ort sei, an dem die Schelmen am üppigsten gedeihen, und mich durch Augenschein von ihrer Verschmitztheit überzeugen wollte. Als wir in die Umgebung der Stadt kamen, gewahrten wir einen See, an welchem eine alte Frau Wäsche wusch. Die fragte ich: „Wo pflegen denn die Fremden hier zu herbergen?" — Die Alte nahm das Wort „hier" absichtlich in seiner eigentlichsten Bedeutung und antwortete mir: „Hier herbergen die Tschakrawāka[1] am Gestade, die Fische in den Fluten, die Bienen in den Lotusblumen; eine Herberge für Fremde aber hab' ich hier noch nicht gesehen."

Beschämt durch diese Antwort ging ich mit Schaschin weiter, und wir kamen in die Stadt. Da sahen wir einen Knaben vor einer Haustür sitzen und weinen. Vor ihm stand eine Schüssel mit heißem Milchreis. Schaschin sagte: „Seht doch den dummen Jungen! Vor sich hat er den Milchreis stehen; anstatt ihn aber zu verzehren, macht er sich ohne jeden Grund eine böse Stunde durch seine Heulerei!" Als das der Knabe hörte, wischte er sich lachend die Augen aus und rief: „Die Dummen seid ihr, weil ihr nicht begreift, welchen Nutzen mir das Weinen bringt. Wenn der Milchreis langsam kühlt, so wird er süß, zweitens wird er mehr, indem er quillt, und drittens wird mein Schleim aufgebraucht[2]: das sind die Vorteile meiner Tränen. Aus Dummheit weine ich nicht. Ihr aber seid dumme Bauern, da ihr die Absichten anderer nicht durchschaut."

Nach dieser Antwort des Jungen schämten wir uns unserer Dummheit und entfernten uns staunend. Wir kamen an einen Mango und sahen ein schönes Mädchen, welches auf einem

---

[1] Die rötliche Gans (Anas Casarca). [2] Nach der indischen Medizin beruht die Gesundheit auf der normalen Menge der drei Grundsäfte: Wind, Galle und Schleim. Ist einer von ihnen im Übermaß vorhanden, so erkrankt der Mensch (Jolly, Medizin § 33).

seiner Äste saß und Früchte abpflückte, während ihre Angehörigen unter dem Baume standen. Wir baten sie um einige Früchte, und die Jungfrau fragte uns: „Wollt ihr die Mangopflaumen heiß oder kalt essen?" Ich wunderte mich über diese Worte, und weil ich wissen wollte, was für ein besonderer Sinn dahinter steckte, sagte ich zu ihr: „Ich will mal erst die heißen essen und dann die andern." Da warf sie einige Früchte zur Erde, mitten in den Staub, wo er am tiefsten lag. Wir bliesen den Staub von ihnen ab und aßen sie. Da lachten das Mädchen und seine Angehörigen laut auf, und jenes rief uns zu: „Ich hab' euch die heißen zuerst gegeben; darum habt ihr sie angeblasen, bevor ihr sie gegessen habt. Fangt nun in euren Kleidern die kalten auf, die ihr nicht erst zu blasen braucht!" So rief sie und warf uns noch ein paar in die Säume unserer Kleider.

Wir nahmen sie und gingen wiederum beschämt weiter. Ich aber sagte zu Schaschin und zu den andern, die uns begleiteten: „Ich muß die verschmitzte Jungfer unter allen Umständen heiraten, um ihr ihren Spott heimzahlen zu können. Wo bliebe sonst mein eigener Schelmenruhm?" Meine Gefährten erkundigten sich also nach der Wohnung ihres Vaters. Dann machten wir uns durch Verkleidung unkenntlich und begaben uns am folgenden Tag in dieselbe. Ihr Vater war ein Brahmane und hieß Jadschnaswāmin. Als er uns wedische Verse rezitieren hörte, kam er uns entgegen und fragte uns: „Wo kommt ihr her?" — „Wir kommen aus Trugstadt und wollen hier studieren." Als das der vornehme Brahmane vernahm, welcher zugleich ein reicher Mann war, sagte er zu uns: „Wohlan, so weilet während der vier heißen Monate[1] hier in meinem Hause. Es wird mir eine Ehre sein, da ihr aus so fernen Landen kommt." Wir antworteten ihm: „Wir wollen tun, was du begehrst, wenn du uns nach Ablauf dieser Zeit das zu geben versprichst, worum wir dich bitten." Der Brahmane erwiderte: „Wenn ihr nicht etwa eine unerfüllbare Bitte aussprecht, dann will ich sie gewähren; darauf dürft ihr euch verlassen."

[1] Juni bis Oktober.

Nachdem er uns das versprochen hatte, nahmen wir Wohnung in seinem Hause. Als aber die vier Monate um waren, sagten wir zu ihm: „Wir wollen dich nun wieder verlassen. So gib uns denn, wie ausgemacht, worum wir dich bitten!" „Was ist es denn?" fragte er uns. Schaschin wies auf mich und sagte: „Gib deine Tochter unserem Oberhaupt!" Da der Brahmane nun durch sein Wort gebunden war, so dachte er: „Sie haben mich überlistet. Doch es sei! Was kann's auch schaden? Ist er doch ein vortrefflicher Mann!" So überlegte er und vermählte mir sein Kind in aller Form.

Als ich aber in der nächsten Nacht mit meiner jungen Frau das Schlafgemach betreten hatte, lachte ich und sagte zu ihr: „Denkst du auch noch an die heißen und an die kalten Mangopflaumen?" Als sie das hörte, lachte sie gleichfalls und entgegnete mir: „So werden nun einmal die Bauern von den Städtern verhöhnt!"[1] Da rief ich ihr zu: „So leb' denn wohl, Städterin! Da ich nur ein Bauer bin, so will ich dich verlassen und von dir gehen, so weit ich kann: das gelobe ich dir." Als sie das hörte, tat sie gleichfalls ein Gelübde und sprach: „Verlaß dich drauf, daß ich dich wiederhole, gefangen, durch meinen und deinen Sohn!"

Nachdem wir dies einander gelobt hatten, legte sie sich nieder und wandte mir den Rücken zu. Während sie aber schlief, steckte ich ihr meinen Ring an den Finger. Dann verließ ich das Gemach, gesellte mich zu meinen Gefährten und kehrte mit ihnen nach meiner Vaterstadt Udschdschajinī zurück, begierig, die verheißene Probe ihrer Klugheit zu sehen.

Als die Brahmanentochter am nächsten Morgen erwachte und sah, daß ich verschwunden war, dachte sie beim Anblick meines Ringes, der meinen Namen trug: „Er hat also richtig sein Gelübde gehalten, hat sich entfernt und mich verlassen! Da hilft keine Reue. Jetzt gilt's, auch mein Gelübde wahrzumachen. Auf dem Ringe steht ja sein Name: Mūladēwa. Gewiß ist es Mūladēwa, der berühmte Schelm, und kein anderer.

[1] „Bauer" im Sinne von „dörper", „Tölpel", „Städter" in dem von „Kluger", „Schelm".

Daß der in Udschdschajinī wohnt, kann man alle Tage von den Leuten hören. Ein kluges Mittel muß mich dorthin bringen und mir ermöglichen, zu tun, was ich begehre."

Mit diesem Entschluß trat sie vor ihren Vater und sagte zu ihm, ihre Absicht verhüllend: „Mein Gemahl, lieber Vater, hat mich plötzlich verlassen und ist verschwunden. Wie kann ich ein zufriedenes Leben führen, wenn ich hier wohnen bleibe, von ihm getrennt? Ich will mich also auf eine Wallfahrt machen und diesen elenden Leib kasteien!" Ihr Vater wollte zwar davon nichts wissen; sie ließ aber nicht nach, ihn zu bitten, bis er schließlich seine Einwilligung gab. Mit reichen Mitteln und entsprechendem Gefolge ausgestattet, machte sie sich auf und gelangte mit der Zeit nach Udschdschajinī. Sie legte kostbare Geschmeide und Kleider an, doch beides der Art, wie sie einer Hetäre ziemen, und dann zog sie ein in die Stadt, das schönste Mädchen der Welt, und nannte sich Sumangalā. Mit ihrer Dienerschaft aber hatte sie alles genau verabredet, was und wie sie es zu tun beabsichtigte. Ihre Leute mußten die Nachricht verbreiten, sie komme aus Kāmarūpa, sei eine Hetäre, aber nur für Männer zu erreichen, welche bereit seien, ihr ein Vermögen zu opfern[1].

Darauf bot ihr eine vorzügliche Hetäre namens Dēwadattā, welche dort wohnte, ihren eigenen, eines Königs würdigen Palast an und überließ ihn ihr zu alleiniger Benutzung. Als sie eingezogen war, lockte zunächst meinen Freund Schaschin der Ruf, dessen sie genoß, und durch einen Diener ließ er sie bitten, seine Gabe entgegenzunehmen. Sie ließ ihm durch denselben Diener erwidern: „Bei mir findet nur ein Liebhaber Zutritt, welcher meine Weisungen auszuführen vermag. Einen Lohn begehre ich ebensowenig wie ich andere Männer begehre, welche sich nicht übers Vieh erheben[2]."

---

[1] Diese Angabe ist der Köder, mit dem sie Mūladēwa zu fangen gedenkt. Denn die Hetären gelten in Indien als die verschlagensten Geschöpfe. Eine solche unter so erschwerenden Umständen zu überlisten, mußte für den Meisterschelm Ehrensache sein. [2] Das ist geistig gemeint.

Schaschin war das gerade recht. Sobald es dämmerte, begab er sich in Sumangalās Palast. Er gelangte ans erste Tor und ließ sich melden. Darauf sagte der Türhüter zu ihm: „Du mußt zunächst den Weisungen unserer Herrin nachkommen. Obwohl du bereits gebadet bist, mußt du hier nochmals baden; sonst ist dir der Zutritt verwehrt." Schaschin blieb nichts weiter übrig, als in das Bad zu willigen. Ohne sich etwas dabei zu denken, ließ er sich von den Sklavinnen mit Öl und Salben einreiben und baden, und als sie damit fertig waren, war die erste Nachtwache vergangen[1]. Nach dem Bade gelangte er an ein zweites Tor, an dem ein zweiter Türhüter stand, welcher zu ihm sprach: „Gebadet bist du nun; jetzt mußt du dich angemessen kleiden." Schaschin erklärte sich dazu bereit, und wieder kamen Sklavinnen und schmückten und putzten ihn, was so viel Zeit in Anspruch nahm, daß auch die zweite Nachtwache vorüberging. Darauf kam er an das Tor der dritten Mauer. An diesem stand eine Anzahl Wächter, welche ihm mitteilten, er müsse erst noch speisen, bevor er Zutritt zu den Gemächern ihrer Herrin habe. Auch damit war er einverstanden, und die Sklavinnen, welche ihn bedienten, hielten ihn so lange durch die verschiedensten Gänge hin, die sie ihm auftrugen, bis die dritte Nachtwache verstrichen war. Als es ihm nun endlich geglückt war, zu dem vierten Tor zu gelangen, welches in Sumangalās Schlafgemach führte, fuhr ihn der dort Dienst tuende Türhüter an: „Scher' dich fort, du bäurischer Bewerber! Sonst schlage ich dich windelweich[2]. Ist vielleicht die letzte Nachtwache die geeignete Stunde zum Antrittsbesuch bei einer Hetäre?" So schalt ihn der Mann, der dabei grimmig aussah wie der verkörperte Tod; Schaschin aber erblaßte und kehrte um, wie er gekommen.

Nach Schaschin stellte sich noch mancher Liebhaber ein; aber alle wurden von der Brahmanentochter, die unter dem Namen Sumangalā die Hetäre spielte, in der gleichen Weise gefoppt. Ich erfuhr von der Sache. Sie reizte meine Neugier,

[1] Die 1. Nachtwache = 6—9 Uhr; die folgenden entsprechend je drei Stunden. [2] Wörtlich: „Damit du nicht zum Ölkuchen gemacht wirst."

und nachdem mein Bote hin und hergegangen war, wartete ich die Nacht ab und begab mich, sorgfältig gekleidet und geschmückt, nach ihrem Palaste. Ich ließ mich's ein Stück Geld kosten, die Türsteher an den einzelnen Toren für mich zu gewinnen, und so dauerte es nicht lange, bis ich vor der Tür ihres Schlafgemachs stand. Da mich nun die anderen Türsteher durchgelassen hatten und ich zu angemessener Zeit gekommen war, so öffnete sich mir auch dieses Tor, und ich erblickte meine Gemahlin, ohne sie aber unter ihrer Hetärenverkleidung zu erkennen[1]. Sie dagegen erkannte mich wieder, erhob sich, ging mir entgegen, um mich zu begrüßen, ließ mich auf ihrem Diwan Platz nehmen und diente mir, klug und gewandt, wie sie war, wie eine richtige Hetäre. Ich verbrachte mit ihr, dem schönsten Weibe der Welt, die Nacht, und als der Morgen kam, war ich in sie so heftig verliebt, daß ich es nicht über mich zu gewinnen vermochte, ihr Haus zu verlassen. Sie genoß in meinem Umgang gleichfalls solche Wonnen, daß sie nicht von meiner Seite wich, bis sich nach einiger Zeit die Knospen auf ihren Brüsten dunkel färbten, weil sie eine Frucht von mir empfangen hatte.

Nun übergab mir die Kluge einen gefälschten Brief und sagte zu mir: „Lies dieses Schreiben, welches der König, mein Herr, mir gesandt hat." Ich löste das Siegel und las: „Gegeben zu Kāmarūpa. Der gesegnete König Mānasiṃha sendet Sumangalā folgenden Befehl. Weshalb bleibst du so lange dort? Dein Begehren, die Fremde zu schauen, könnte nun gestillt sein. Komm schnell zurück!"

Als ich ihr das Schreiben vorgelesen hatte, stellte sie sich ganz unglücklich und sagte zu mir: „Ich muß zurückkehren. Sei mir nicht böse! Ich kann ja leider nicht über mich verfügen."

Nachdem sie mich auf diese Weise hintergangen hatte, kehrte sie in ihre Vaterstadt Pātaliputra zurück. Ich aber folgte ihr nicht, so heftig ich auch in sie verliebt war, weil ich ja glauben mußte, daß sie unfrei war.

[1] Man muß bedenken, daß er sie im Hause des Schwiegervaters nur in der Hochzeitsnacht mit unverhülltem Gesicht zu sehen bekommen hat.

In Pātaliputra schenkte sie dann einem Söhnchen das Leben, welches heranwuchs und alle gesellschaftlichen Künste erlernte. Als der Knabe zwölf Jahre alt war, schlug er einst im kindlichen Übermut den gleichaltrigen Sohn einer Sklavin mit einer Peitsche[1]. Der mißhandelte Knabe aber rief ihm zornig zu: „Du nimmst dir heraus, mich zu schlagen, und doch weiß auch bei dir kein Mensch, wer dein Vater ist! Deine Mutter hat sich in der Welt herumgetrieben, und der erste beste Kerl kann dein Vater sein."

Als mein Sohn das hörte, wollte er vor Scham vergehen. Er lief zu seiner Mutter und fragte sie: „Sag' mir doch, Mütterchen, wer mein Vater ist und wo er wohnt?" Die Brahmanentochter besann sich einen Augenblick; dann antwortete sie ihm: „Dein Vater heißt Mūladēwa; doch hat er mich im Stiche gelassen und ist nach Udschdschajinī gegangen." Und als sie das gesagt hatte, erzählte sie ihm alles, was sie getan und erlebt hatte. Darauf sagte der Knabe zu ihr: „Wohlan, Mütterchen! Ich mache mich auf und bringe meinen Vater gefesselt zu dir, um dein Gelübde zu erfüllen."

So sagte der Knabe — sagte es aber nur zu seiner Mutter — und machte sich auf den Weg. Sie hatte ihm genau beschrieben, woran er mich erkennen könne. Er kam nach Udschdschajinī, fand mich beim Würfelspiel und erkannte mich sicher nach der Beschreibung, die meine Gemahlin ihm gegeben hatte. Er ging nun zu jedem, der sich in der Spielhölle befand, spielte mit allen und gewann jedesmal. Alle waren höchst erstaunt über diesen Knaben, welcher trotz seiner Jugend bereits ein so geriebener Schelm war. Alles Geld aber, das er im Spiele gewonnen, verteilte der Junge unter die Bettler.

In der nächsten Nacht hatte ich mich schlafen gelegt. Mit der ihm eigenen Gewandtheit schlich er herzu, legte mich ganz sanft auf einen Haufen Baumwolle neben dem Bette und stahl mir dasselbe. Als ich am nächsten Morgen erwachte und sah, daß ich auf der Baumwolle lag, während mein Bett verschwunden war, wußte ich im ersten Augenblick vor Ver-

[1] Oder: „mit [der Ranke] einer Schlingpflanze."

wunderung nicht, ob ich mich schämen oder lachen sollte. Ich ging aus, schlenderte umher und kam auf den Markt: da sah ich den Jungen von gestern, wie er mein Bett zum Kaufe ausbot. Ich trat an ihn heran und sagte zu ihm: „Was kostet denn das Bett?" Der Bursche gab mir zur Antwort: „Für Geld ist es nicht zu haben, verehrter Meisterschelm![1] Doch wenn du mir eine Geschichte erzählst, so wunderbar, wie sie noch keiner vernommen, so sollst du es haben." Auf diesen Bescheid hin sagte ich zu ihm: „Na schön! Ich will dir was Wunderbares erzählen. Wenn du es richtig verstehst, so mußt du zugeben, daß es auf Wahrheit beruht. Erklärst du die Geschichte aber für falsch, verlaß dich drauf, so bist du ein Hurensohn, und das Bett samt dem Gestell ist mein! Unter dieser Bedingung will ich dir die wunderbare Begebenheit erzählen. Hör' zu!

Vor alten Zeiten brach über eines Königs Reich das Unglück einer Hungersnot herein. Da pflügte [Wortspiel: bebaute] der König selbst den Rücken der Geliebten eines Ebers mit den [Wortspiel: infolge der] mächtigen Lasten [Wortspiel: Güsse] der Nebelwässer [Wortspiel: Sprühregenwässer] aus den Wagen [1. Wortspiel: seiner Zugtiere; 2. Wortspiel: der Träger] der Elefanten [Wortspiel: der Schlangen]. Darauf ging das Getreide auf, was dem König großen Wohlstand eintrug. Er beseitigte die Hungersnot, die unter den Staatsbürgern wütete, und alle Welt huldigte ihm[2]."

Als ich das erzählt hatte, lächelte das Bürschchen und sprach: „Die Träger der Schlangen sind die Wolken[3]. Des Ebers Geliebte ist die Erde, welche man die Geliebte Wischnus in seiner Ebergestalt nennt[4]. Was ist denn Wunderbares dabei, wenn

---

[1] Wörtlich: „Hauptjuwel der Schelmen." Das „Hauptjuwel" ist ein als Kopfschmuck getragener Edelstein. [2] In der Übersetzung sind die doppeldeutigen Wörter so gegeben, wie man sie nach der Erzählung selbst zuerst auffassen muß; in Klammern sind die Bedeutungen beigefügt, welche auf den richtigen Sinn führen. [3] Als Schlangen werden poetisch die Blitze gedeutet. Einl. S. 6. [4] Nach einem alten Mythus hob Wischnu als Eber auf seinen Hauern die Erde aus dem Meere empor. Da die Erde oft auch als Göttin personifiziert gedacht wird, wird sie auch als Geliebte des Ebers, d. i. Wischnus, bezeichnet.

auf ihr das Getreide aufging, nachdem sie durch die Wolken bewässert worden war?"

Als der kleine Schelm mich durch diese Antwort in Staunen gesetzt hatte, nahm er wieder das Wort und sprach: „Nun will auch ich dir etwas Unerhörtes erzählen. Wenn du es richtig verstehst und anerkennst, daß die Geschichte wahr ist, so sollst du dieses Bett bekommen; andernfalls sollst du mein Sklave sein." Ich war mit der Bedingung einverstanden, und der schelmische Knabe erzählte mir:

„Vor Zeiten ward hier, o König der Schelmen, ein Knabe geboren. Kaum war er entstanden, so erschütterte er mit seiner Füße Wucht die Erde. Im Augenblick aber war er alt [oder: groß] und setzte seinen Fuß in eine andere Welt."

Als der Knabe mir das erzählt hatte, verstand ich es nicht und sagte: „Das ist ja Schwindel; kein Fünkchen Wahrheit ist daran!" Der Knabe aber sagte zu mir: „Erbebte etwa nicht die Erde unter dem Tritte des neugeborenen Wischnu in seiner Zwerggestalt? Wuchs er etwa nicht sogleich und setzte seinen Fuß in die Himmelswelt?[1] Es hilft dir nichts! Du bist besiegt, und ich habe dich zu meinem Sklaven gemacht. Alle die Leute hier auf dem Markte sind Zeugen für unsere Abmachung. Wohin ich also gehe, dahin wirst du mir folgen."

So sprach der kluge Knabe und faßte mich mit seiner Hand am Arm; und alle Leute, die zugegen waren, bezeugten ihm, daß er im Rechte war. Er nahm mich also fest, der ich durch die Abmachung gebunden war, und führte mich, von seinen Dienern begleitet, zu seiner Mutter nach der Stadt Pātaliputra. Als seine Mutter ihn sah, sagte sie zu mir: „Jetzt, mein Gemahl,

[1] Als im zweiten Weltalter der Dämonenkönig Bali durch seine Kasteiungen die Herrschaft über die drei Welten gewonnen hatte, ließ sich Wischnu als Zwerg gebären und bat ihn um so viel Land, wie er mit drei Schritten durchschreiten könne. Der König gewährte die Bitte. Da durchschritt Wischnu mit dem ersten Schritt die Erde, mit dem zweiten den Himmel, mit dem dritten trat er Bali aufs Haupt; dann wies er ihm und den anderen Dämonen die Unterwelt als Wohnung an. Schon im Rigwēda werden die drei Schritte Wischnus gepriesen; aber ihre mythologische Deutung ist dort unsicher.

habe auch ich mein Gelübde erfüllt. Durch meinen und deinen Sohn habe ich dich heute gefangen zurückholen lassen." Und nun erzählte die Getreue in aller Gegenwart die ganze Geschichte.

Da beglückwünschten sie alle ihre Verwandten dazu, daß sie durch ihre Klugheit ihr Ziel erreicht und durch ihren Sohn die Schmach getilgt hatte, die an ihr haftete, und feierten ein großes Fest. Ich aber freute mich, weilte mit meiner Gemahlin und meinem Sohne eine lange Zeit im Hause meines Schwiegervaters und kehrte dann mit ihnen hierher nach Udschdschajinī zurück.

Darum gibt es tatsächlich in der Welt noch Frauen aus gutem Hause, welche ihren Gatten ergeben sind; und nicht alle Frauen führen unbedingt einen schlechten Wandel.

27. Die neue Strophe

Es war einmal ein Schwindler, welcher 100000 Goldgulden besaß; der kam auf den Einfall, die Leute zu betrügen, indem er sagte: „Wer mir etwas zu Gehör bringt, was ich nicht bereits gehört habe, dem gebe ich diesen Krug, welcher 100000 Goldgulden wert ist." Wenn ihm nun jemand ein funkelnagelneues Gedicht oder sonst etwas Neues vortrug, so sagte er stets: „Das hab' ich schon gehört!" Und mit dieser Lüge machte er immer den anderen mundtot; über sich selbst dagegen verbreitete er dadurch den Ruhm, er sei ein Mann, dem restlos alles bekannt sei, was man lernen könne.

Von dieser Geschichte hörte der Sohn eines zauberkundigen Mannes, der sich an demselben Orte befand, und augenblicklich fiel ihm ein Mittel ein, den Betrüger zu fassen. Er trat auf ihn zu und sagte zu ihm:

Dein Vater schuldet meinem hundert Gulden;
Hast du das schon gehört, so zahl' die Schulden.
Hast du's noch nicht gehört, gib ohn Verzug,
Wie du versprochen, mir den goldnen Krug.

Auf diese Weise betrog ihn der zweite Schwindler, der Sohn des Hexenmeisters, indem er ihn durch seine Klugheit überwand.

28. Die Weisheit des Alten

Ein jugendlicher König lebte einst hier in Indien, der nur junge Leute leiden mochte. Eines Tages brach er zu einem Eroberungszuge auf. Vor dem Aufbruch aber sagte er zu allen seinen Leuten: „Sorgt dafür, daß sich in meinem Heere keine alten Männer befinden", womit er meinte: „Laßt keinen Alten in meinem Heere mitziehen." Das versprachen sie ihm auch.

Nun brach der König mit den Seinen zu dem Eroberungszuge auf. Ein Mann aber, welcher zu dem Heereszuge gehörte, hatte seinen Vater so lieb, daß er ihn heimlich doch mitnahm. Eines Tages kam das Heer in einen dürren, wasserlosen Wald, und als zu Mittag alle von Durst gepeinigt waren, befahl der König seinen jungen Leuten: „Ihr müßt Mittel und Wege finden, zu wasserhaltigem Erdreich zu gelangen und aus ihm Wasser zu gewinnen." Da sie aber alle jung waren und darum noch keinen gereiften Verstand besaßen, so wußten sie nicht, worin diese Mittel und Wege bestehen könnten. Jetzt suchten sie nach einem Alten; aber keiner vermochte einen zu entdecken. Da ward unter Trommelwirbel ausgerufen: „Ein alter Mann soll sich melden und ein Mittel angeben!" Der Mann, der seinen Vater mitgenommen hatte, berührte die Trommel und führte ihn herbei; und sein Vater sprach: „Lasset Esel in dem Walde frei, und wo diese die Erde beschnobern, dort finden sich Wasseradern." Sein Rat ward ausgeführt, und nun wurde Wasser gefunden.

Andere aber erklären: die Esel gingen so lange, die Erde beschnobernd, dahin, bis sie an einen wassergefüllten See kamen.

29. Der Weber als Wischnu

In einer Stadt wohnten zwei Freunde, ein Weber und ein Stellmacher. Seit ihrer Kindheit waren sie stets miteinander gegangen, waren einander mit der größten Liebe zugetan, und wo der eine war, da war auch stets der andere zu treffen.

Eines Tages wurde in dieser Stadt in einem Tempel ein hohes Fest gefeiert, welches mit einer Prozession verbunden war. Die beiden Unzertrennlichen schlenderten in dem Gedränge der Tänzer, Schauspieler und Musikanten und dem Gewühl der Menschen umher, die von aller Herren Ländern herbeigeströmt waren. Da gewahrten sie eine Königstochter, welche gleichfalls herbeigekommen war, die Gottheit zu schauen. Sie ritt auf einer Elefantenkuh, war von Kämmerlingen und Eunuchen umgeben und trug an ihrem Leibe alle Zeichen des Glückes[1]. Ihr Anblick wirkte auf den Weber, als hätte ihn ein böser Dämon gepackt[2] oder als ob er unter den qualvollen Folgen genossenen Giftes stände; denn er stürzte plötzlich nieder. Was ihn aber gefällt hatte, das waren die Pfeile, mit denen ihn der Gott der Liebe getroffen hatte.

Des Freundes Schmerz war auch der Schmerz des Stellmachers; als er den Weber in so betrübter Verfassung gewahrte, hob er ihn auf und brachte ihn, von guten Freunden unterstützt, nach seiner eigenen Behausung. Ärzte wurden geholt, welche allerlei kühlende Mittel verordneten, und Zaubersprüchkundige, die sich um ihn bemühten; und ihren gemeinsamen Anstrengungen gelang es schließlich mit knapper Not, den Kranken aus seiner Ohnmacht zu befreien. Der Stellmacher fragte ihn: „Was ist dir zugestoßen, lieber Freund, daß du so plötzlich die Besinnung verloren hast? Sag' mir, was dir fehlt!" Der Kranke sprach: „Wenn du's denn wissen willst, lieber Freund, so höre! Ich will dir mein Geheimnis anvertrauen und nichts verschweigen. Ach Freund, wenn dir's mit

[1] S. oben S. 63f. [2] D. h. wie Krankheit, die man Dämonen zuschrieb.

deiner Freundschaft Ernst ist, so erweise mir den letzten Liebesdienst und schichte mir den Scheiterhaufen. Sollte ich dir in meinem Leben irgendwie zu nahe getreten sein, vergib mir's; der Grund wäre nur ein Übermaß von Liebe gewesen."

Als das der Stellmacher hörte, füllten sich seine Augen mit Tränen, und schluchzend erwiderte er: „Steht's so, mein Freund? Aber sag' mir doch erst, was dich in solches Leid gebracht hat, damit ich es zu heilen vermag, wenn Heilung möglich ist. Denn es heißt:

> In der Welt gibt's nichts von allem, was Brahmans Ei[1] umschließt, dem sich nicht beikommen ließe durch Heilkräuter, Geld, kräftige Zaubersprüche und durch geistesgewaltiger Männer Klugheit.

Ist deine Krankheit also durch eines dieser vier Mittel zu heilen, so werde ich sie heilen." Der Weber sprach: „Mag sein, mein Lieber; dem Übel aber, welches mich befallen hat, läßt sich weder durch diese vier noch durch hunderttausend andere Mittel steuern. Du könntest höchstens meinen Tod verzögern; und das hat keinen Zweck." Der Wagner entgegnete: „Trotzdem kannst du mir's doch sagen, und wär's nur, damit auch ich die Überzeugung der Unheilbarkeit deiner Krankheit gewinne und mit dir zusammen ins Feuer gehe. Denn die Trennung von dir mag ich keinen Augenblick überleben; das ist mein fester Wille." Da sagte der Weber: „So höre denn, mein Freund! Du erinnerst dich der Königstochter, die dort zum Fest auf einer Elefantenkuh geritten kam. Kaum hatte ich sie erblickt, so hat der heilige Gott, welcher das Krokodil in seinem Banner führt[2], das Leid über mich verhängt. Die Pein zu ertragen geht über meine Kräfte!"

Auf diese Worte hatte der Stellmacher nur ein Lächeln und sprach: „Wenn's weiter nichts ist, bester Freund: meinen

---

[1] Die Welt, welche nach einer der vielen verschiedenen Schöpfungssagen dadurch entstand, daß der Schöpfer die Gewässer befruchtete, in denen sich ein Ei bildete. Aus diesem wurde er selbst als Brahman geboren, und aus beiden Schalen bildete er Himmel und Erde.
[2] Der Gott der Liebe.

Glückwunsch! Dein Begehren ist erfüllt. Noch heute sollst du mit ihr vereinigt werden." Darauf der Weber: „Freund! Ihr Mädchenpalast ist von Wachen umstellt, und niemand hat Zutritt zu ihm, außer dem Winde! Wie soll ich da mit ihr zusammenkommen? Ist's recht von dir, gerade mich mit deiner Lügenrede zu höhnen?" Aber der Wagner sprach: „Du wirst ja sehen, was meine Klugheit vermag." Sprach's und machte sich ans Werk, und im Handumdrehen hatte er aus Wājudschaholz[1] einen Garuda[2] hergestellt, der sich mit den Ellbogen bewegen ließ, dazu ein Paar Arme, ein Muschelhorn, eine Wurfscheibe, eine Keule und eine Lotusblume, ein Gewinde von Waldblumen, ein Diadem und ein Juwel, wie es die Brust Wischnus ziert. Auf diesen Garuda setzte er den Weber, staffierte ihn mit den Abzeichen Wischnus heraus, zeigte ihm, wie der Vogel mit den Ellbogen zu bewegen war, und rief: „Wohlan, lieber Freund! Um Mitternacht wird sich die Königstochter im obersten Teile des siebenstöckigen Palastes befinden[3]. Kommst du da in dieser Gestalt zu ihr an ihr Gemach, so wird sie dich in ihrer Harmlosigkeit für den Sohn Wasudēwas [d. i. für Wischnu] halten; du betörst sie vollends mit schlauen Lügenworten, und sie ist dein."

Das ließ sich der Weber nicht zweimal sagen! Er flog in seiner Wischnugestalt zu ihr und redete sie an: „Schläfst du, Königstöchterlein, oder bist du noch munter? Das Verlangen zu dir hat mich aus dem Milchmeer[4] von Lakschmīs[5] Seite in eigener Person hierher geführt. So gib dich mir denn zu eigen!" Die Jungfrau sah ihn auf seinem Garuda sitzen, mit

---

[1] Terminalia Arjuna. [2] Der göttliche Adler und Beherrscher der Vögel, in der späteren Mythologie Wischnus Reittier. [3] Das Schlafgemach befindet sich auf dem flachen Dach. [4] Nach indischer Anschauung liegen um die Dschambu-Insel, d. h. das den Indern bekannte Festland, sechs weitere ringförmige Inseln, von ihr und von einander durch Meere getrennt. Das die Dschambu-Insel umspülende besteht aus Salzwasser, die übrigen der Reihe nach aus Zuckersaft, Wein, flüssiger Butter, saurer Milch, süßer Milch, süßem Wasser. Das aus süßer Milch bestehende ist Wischnus Aufenthalt. [5] Lakschmī, die Göttin des Glücks, ist Wischnus Gemahlin.

vier Armen und allen Waffen Wischnus ausgestattet, erhob sich ganz erstaunt von ihrem Lager, legte fromm ihre Hände zusammen und sprach: „Heiliger Gott! Ich bin ja nur ein unreiner Menschenwurm; du dagegen bist der hehre Geist, den die Dreiwelt anbetet, die er geschaffen hat. Wie dürfte da geschehen, was du begehrst?" Der Weber erwiderte: „Schon recht, mein Liebchen! Aber als ich noch im Hause des Hirten Nanda weilte, besaß ich eine Gemahlin Rādhā[1]. Die bist du, meine Vermählte. Deshalb bin ich zu dir gekommen." Sie antwortete ihm: „Wenn sich's so verhält, heiliger Gott, so brauchst du nur bei meinem Vater um mich zu werben; er wird sich keinen Augenblick bedenken, mich dir zu geben." Darauf sagte der Weber: „Menschen, mein Liebchen, kann ich meines Anblicks nicht würdigen, und noch viel weniger kann ich mit ihnen plaudern. Gib dich mir also in Gandharwa-Ehe[2] zu eigen, oder — ich fluche dir und verwandle dich samt all den Deinen in Asche."

Nach diesen Worten stieg er von seinem Garuda herab, faßte die vor Scham und Angst zitternde Jungfrau bei ihrer Linken und geleitete sie auf ihr Lager, und nachdem er ihrer während des noch übrigen Teils der Nacht gepflegt hatte, wie es Wātsjājanas[3] Satzung erheischt, kehrte er im Morgengrauen ungesehen in seine Wohnung zurück. Von da ab verging ihm die Zeit in regelmäßigem Genusse der Liebesfreuden mit dem Königskind.

Eines Tages aber bemerkten die Kämmerer, daß der Prinzessin Korallenlippen recht fatale Verletzungen zeigten, und sagten untereinander: „Potz Wetter! Die Körperteile unserer Königstochter sehen ganz so aus, als hätten sie einen Mann beglückt. Was soll das heißen? Eine solche Geschichte trotz schärfster Bewachung dieses Gebäudes! Das müssen wir dem König melden!" Gesagt, getan! Sie gingen zum König und sprachen zu ihm: „Majestät! Uns ist's ein Rätsel; aber trotz

---

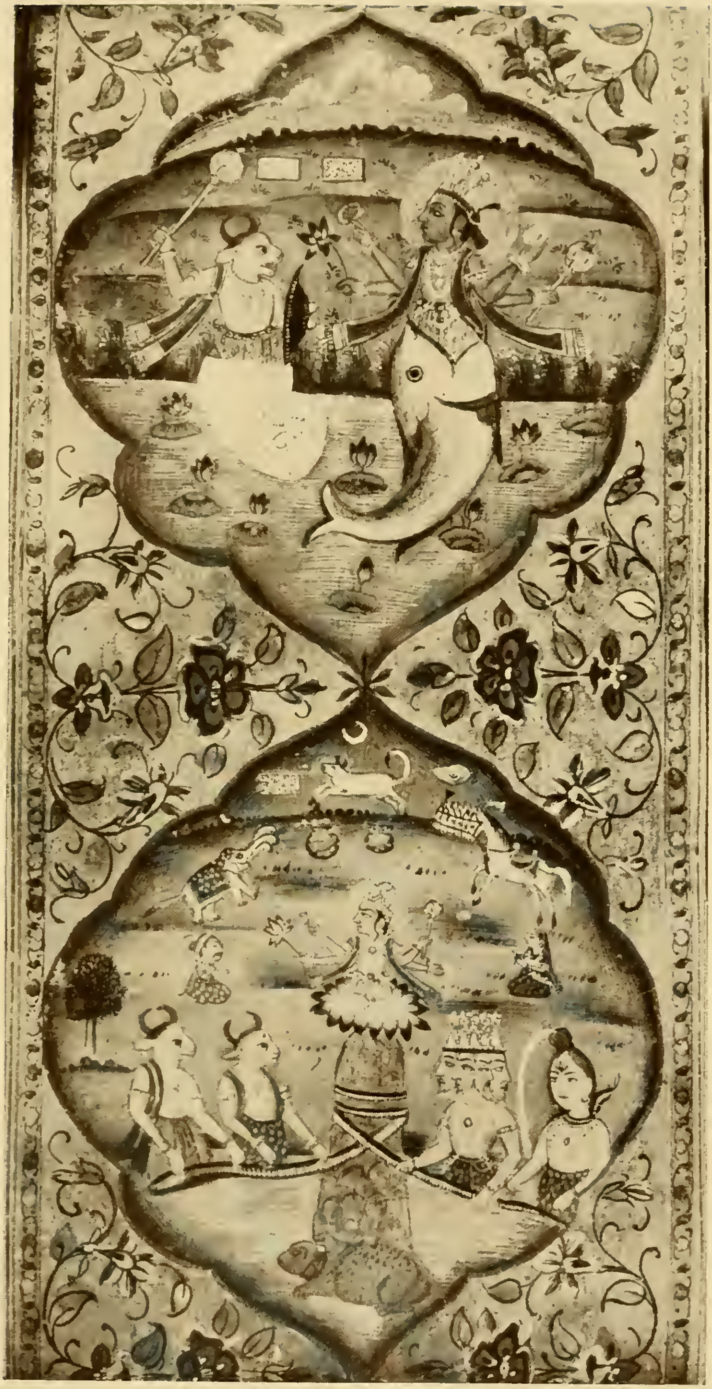
[1] In seiner menschlichen Existenz als Krischna, in welcher Wischnu den Tyrannen Kaṃsa tötete, lebte er im Hause des Hirten Nanda und war mit der Hirtin Rādhā vermählt. [2] Eine Ehe, zu der es nur der gegenseitigen Einwilligung zweier Liebender bedarf. [3] Wātsjājana ist der Verfasser eines bekannten Lehrbuchs der Liebe.

schärfster Bewachung verkehrt ein Mann im Harem der Prinzessin. Das Weitere geruhe Majestät zu befehlen!"

Diese Worte entfesselten einen Sturm im Herzen des Königs. Er begab sich sogleich zu seiner Gemahlin und sagte zu ihr: „Königin! Stell' doch einmal genau fest, was an den Worten der Kämmerer Wahres ist. Wer diesen Frevel begangen hat, dem zürnt der Gott des Todes." Als die Königin das hörte, geriet sie gleichfalls in die größte Erregung, eilte zu ihrer Tochter und fand ihre Lippen zerbissen und ihren Körper zerkratzt. Da rief sie: „Du Schlechte! Wie konntest du so deine Keuschheit und mit ihr unser Haus vernichten! Wer ist der Mann, der zu dir kommt und den der Tod ins Auge gefaßt hat? Gesteh mir's, und versuche nicht, mich zu belügen!" Die Prinzessin beichtete ihr, das Köpfchen vor Scham geneigt, was zwischen ihr und dem wischnugestaltigen Weber vorging. Als die Königin alles gehört hatte, lachte sie übers ganze Gesicht; ein Freudenschauer ging ihr über den Leib; sie lief eilends zum König und rief ihm zu: „Meinen herzlichen Glückwunsch, Majestät! Der heilige Wischnu ist's, der sich unserer Tochter naht, und zwar ganz regelmäßig jede Mitternacht. Er hat sich mit ihr in Gandharwa-Ehe vermählt. Laß uns denn heute abend beide ans Fenster treten; dann müssen wir ihn um Mitternacht zu Gesichte bekommen. Denn mit Menschen tauscht er keine Worte."

Als das der König hörte, ward er wieder froh. Der Tag deuchte ihn wie 100 Jahre; er konnte es kaum erwarten, bis er endlich vergangen war. Schließlich kam aber doch die Nacht, und als der König in seinem Versteck hinter dem Fenster lauerte, den Blick an den Himmel geheftet, da sah er zur erwarteten Stunde den Weber auf dem Garuda aus der Luft herniedersteigen, mit Muschelhorn, Wurfscheibe und Keule in den Händen, kurz mit allen bereits erwähnten Kennzeichen ausgestattet. Da ward's ihm zumute, als würde er in einer Flut von Amrita[1] gebadet, und er sagte zur Königin: „Liebe Frau, niemand ist glücklicher und kann sich mir und dir vergleichen, da der heilige Wischnu unser Kind besucht, mit ihm

[1] Einl. S. 5.



zu kosen. Jetzt sind alle Wünsche erfüllt, nach denen unser Herz begehrt. Jetzt soll mir meines Schwiegersohnes Macht zustatten kommen; die ganze Erde will ich mir unterwerfen!"

Um seinen Entschluß wahr zu machen, überschritt er die Marken seines Landes und fiel in die Reiche aller seiner Nachbarfürsten ein. Als sie das gewahrten, zogen sie ihm allesamt entgegen und stellten sich ihm zum Kampfe. Da ließ der König seiner Tochter durch den Mund der Königin sagen: „Du bist meine Tochter, und der heilige Wischnu ist mein Eidam; geziemt sich's da, daß alle Fürsten mich befehden dürfen? Rede darum heute deinem Gemahl zu und veranlasse ihn, meine Feinde zu vernichten."

Als sich nun der Weber in der nächsten Nacht wieder bei der Prinzessin einstellte, sagte diese demütig zu ihm: „Papa wird von seinen Feinden hart bedrängt, trotzdem du sein Eidam bist, heiliger Gott! Wenn das geschieht, so ist das eine Schmach für dich. Darum sei ihm gnädig und vernichte seine Gegner!" Der Weber erwiderte: „Was haben denn die paar Feinde zu bedeuten, mein Liebchen! Hab' nur keine Angst! Ein Augenblick genügt mir, sie mit meiner Wurfscheibe in Stückchen zu hacken, die nicht größer sind als Sesamkörner."

Aber die Zeit verging, die Feinde verwüsteten das ganze Land, und schließlich gehörte dem König nur noch seine Festung. Trotzdem merkte er nicht, daß unter der Wischnugestalt ein Weber steckte, und sandte ihm noch immer und jetzt erst recht die herrlichsten Wohlgerüche, wie Kampfer und Moschus, zusammen mit Gewändern, Blumen, Speisen und Getränken aller Art und ließ ihm durch seine Tochter sagen: „Morgen, heiliger Gott, muß bestimmt meine Feste fallen. Denn niemand hat in ihr mehr Nahrung für Mensch und Tier. Dazu sind alle Leute körperlich so herunter, daß keiner mehr zu fechten vermag, und viele sind schon umgekommen. Nimm das zur Kenntnis und tu, was die Zeit erheischt." Als das der Weber hörte, dachte er: „Fällt die Feste, so ist auch mir der Tod und die Trennung von der Prinzessin gewiß. Da will ich doch lieber meinen Garuda besteigen und mich

hoch in der Luft mit meinem Gewaffen den Feinden zeigen. Vielleicht halten auch sie mich für eine Verkörperung Wischnus, geraten darüber in Furcht und lassen sich von des Königs Kriegern töten. Denn es heißt:

> Auch eine giftlose Schlange muß eine große Haube blähen; ob sie dann Gift hat oder nicht: die geblähte Haube jagt Entsetzen ein.

Falle ich dagegen im Kampfe für die Stadt, so blüht mir noch ein besseres Los. Denn es heißt:

> Wer für Kühe, für Brahmanen, für seine Stadt, für sein Weib oder für seinen Herrn sein Leben läßt, dem gehören die ewigen Welten."

So kam er zu einem festen Entschluß, und nachdem er sein Zahnholz gekaut hatte[1], sagte er: „Nicht eher, mein Liebchen, will ich wieder Speise zu mir nehmen noch mit dir kosen, als bis ich alle Feinde vernichtet habe. Doch mußt du deinem Vater sagen, daß er bei Morgengrauen mit möglichst großer Heeresmacht vor die Stadt hinauszieht in den Kampf. Ich werde am Himmel dahinschweben und alle seine Gegner ihrer Kraft berauben; dann kann er sie mit Leichtigkeit vertilgen. Denn wenn ich selbst sie töten wollte, so würden alle diese Übeltäter in meinen Himmel kommen[2]. Darum soll er ihnen so zusetzen, daß sie davonlaufen und deshalb nicht in den Himmel gelangen." Als die Prinzessin das vernommen hatte, ging sie selbst und teilte ihrem Vater alles mit; und der König folgte ihrer Weisung und rückte in der Morgendämmerung aus zur Schlacht. Der Weber aber, zum Sterben entschlossen, nahm einen Bogen in die Hand und schwebte in der Luft dahin, dem Kampf entgegen.

Da gedachte der heilige Wischnu, dem Vergangenheit, Zukunft und Gegenwart bekannt sind, seines Garuda, und auf sein bloßes Gedenken hin erschien der Adler vor ihm. Wischnu

---

[1] Die Inder reinigen sich die Zähne nicht mit einer Bürste, sondern mit einem Hölzchen, das sie kauen. [2] Nach einem alten Glauben gelangen die von Wischnu getöteten Feinde in dessen Himmel. Vgl. Bhāsa, Bālatscharita S. 46, 4.

hatte natürlich den Weber in seiner Verkleidung erkannt und sagte zu Garuda: „Weißt du's schon, Adler? Ein Weber reitet in meiner Gestalt auf deinem hölzernen Ebenbild zu einem Königstöchterlein, mit ihm der Liebe zu pflegen." Der Vogel erwiderte: „Sein ganzes Treiben ist mir bekannt, o Gott. Was gedenkst du jetzt zu tun?" — „Der Weber — entgegnete der Gott — ist fest entschlossen zu sterben und zu fasten und ist hinausgeflogen, des Kampfes gewärtig. Er steht einer Menge der edelsten und bewährtesten Krieger gegenüber; da duldet's keinen Zweifel, daß er pfeilgetroffen sterben muß. Ist er aber tot, so werden die Menschen sagen: ,Viele edle Krieger haben mit vereinten Kräften Wischnu und Garuda erlegt.' Dann aber ist's für immer aus mit der Verehrung, welche die Menschen uns bisher gezollt haben. Darum eile den Feinden entgegen und fahre in den hölzernen Garuda, und ich will in den Leib des Webers fahren, damit er seine Feinde zu vernichten vermag. Durch die Vernichtung seiner Gegner kann ja unser beider eigenes Ansehen nur gewinnen."

Garuda gehorchte seinem Herrn und tat, wie ihm geheißen, und der heilige Wischnu fuhr in des Webers Leib. Im gleichen Augenblick wurden alle jene edlen Krieger durch Wischnus und Garudas Glut versengt und von dem König getötet.

Und nun konnte der Weber vor aller Augen mit der Königstochter kosen, so oft und wie es ihm beliebte.

30. Rākschasa, Dieb und Affe

In einer Stadt herrschte einst ein König Bhadrasēna; der hatte eine mit allen glückverheißenden Körperzeichen[1] geschmückte Tochter namens Ratnāwalī, welche ein Rākschasa entführen wollte. Nacht für Nacht kam er zu ihr und genoß sie; da sie aber von einer Leibwache umgeben war, so vermochte er sie nicht zu rauben. Wenn der Rākschasa ihre Liebe genoß, so geriet sie infolge seiner Nähe stets in einen Zustand,

[1] Rākschasa: Einl. S. 8f. Körperzeichen: S. 63f.

in welchem Zittern, Fieber und andere dergleichen Erscheinungen sie befielen. Das ging eine Zeitlang so fort, bis sich einst der Rākschasa, in einem Winkel des Hauses stehend, der Königstochter zeigte. Da sagte sie zu einer ihrer Freundinnen: „Sieh, Freundin, das ist der Rākschasa, der zur Dämmerungszeit immer kommt und mich peinigt. Weißt du kein Mittel, den Bösewicht fernzuhalten?"

Als das der Rākschasa hörte, dachte er: „Aha! Da kommt also außer mir immer noch ein anderer, der Dämmerung heißt, um sie zu entführen. Aber auch ihm gelingt es nicht. Ich will mich doch einmal in ein Pferd verwandeln und als Unbeteiligter beobachten, wie der Bursche aussieht und welche Macht er besitzt."

Das tat er denn auch. In derselben Nacht aber kam ein Pferdedieb in den Königspalast. Er betrachtete sich prüfend alle Rosse, und da er sah, daß dasjenige, in welchem der Rākschasa steckte, schöner war als alle anderen, so zäumte er es und schwang sich auf seinen Rücken. Während das geschah, dachte der Rākschasa: „Das ist dieser Dämmerung. Er weiß, was ich für ein schlechter Kerl bin, und in seinem Zorne ist er gekommen, mich umzubringen. Was soll ich jetzt anfangen?" Während er noch dem nachsann, versetzte ihm der Roßdieb einen Hieb mit der Peitsche, und der Rākschasa, dem das Herz vor lauter Angst zitterte, begann zu laufen.

Als der Roßdieb eine weite Strecke davongeritten war, zog er den Zaum an und wollte das Pferd zum Stehen bringen. Wäre es nun ein Pferd gewesen, so hätte es dem Zaum gehorcht; dieses Pferd aber lief nur immer schneller und schneller. Als der Dieb merkte, daß es das Anziehen des Zaumes gar nicht beachtete, dachte er: „Das ist nicht Pferdeart! Das muß ein Rākschasa sein, der Roßgestalt angenommen hat. Sobald ich weichen Boden unter mir sehe, werde ich abspringen. Anders kann ich mein Leben nicht retten."

Während der Roßdieb diesen Plan aussann und an seine Schutzgottheit dachte, lief der roßgestaltige Rākschasa unter einem Feigenbaum[1] dahin. Da ergriff der Dieb eine Luft-

[1] = Njagrōdha, S. 30, Anm. 1.

wurzel und blieb daran hängen. Als sie einander los waren, faßten sie alle beide wieder Lebenshoffnung, und beiden schwoll die Brust vor übermächtiger Freude. Auf dem Feigenbaum aber saß ein Affe, ein Freund des Rākschasa. Als dieser sah, wie der Rākschasa davonlief, rief er ihm nach: „Heda! Was ist denn das für eine Albernheit, daß du ausreißt! Der Mensch ist doch dazu da, daß du ihn frißt. So friß ihn doch!" Als der Rākschasa das hörte, nahm er seine wahre Gestalt an und kehrte um; doch bebte noch die Furcht in seinem Herzen, und sein Gang war unsicher. Der Dieb war wütend darüber, daß der Affe jenen zurückgerufen hatte, und da sein Schwanz gerade auf ihn herabhing, so steckte er ihn in seinen Mund und begann aus Leibeskräften daran zu kauen.

Da kam auch der Affe auf den Gedanken, der Dieb müsse dem Rākschasa überlegen sein, und schwieg in seiner Angst ganz still; nur die Augen kniff er vor Schmerz zusammen und biß die Zähne aufeinander. Als der Rākschasa ihn so dasitzen sah, rief er ihm die Strophe zu:

> Nach deinem Gesichtsausdruck zu schließen, Affe, bist du von Dämmerung gepackt; wer sich davonmacht, bleibt am Leben.

31. Die dankbaren Tiere und der undankbare Mensch

In einem Orte wohnte ein Brahmane, welcher Jadschnadatta hieß. Unter dem Drucke der Armut, in welchem seine Frau mit ihm lebte, sagte sie Tag für Tag zu ihm: „Du lässiger, hartherziger Brahmane! Du siehst wohl gar nicht, wie unsere Kinder Hunger leiden, da du so sorglos dahinlebst? Mach' dich doch einmal auf den Weg, wenn's auch nicht weit ist, such' dir, so gut du kannst, ein Mittel, uns Brot zu schaffen, und wenn dir's gelungen ist, dann komm so bald als möglich wieder." Schließlich ward der Brahmane ihrer Reden überdrüssig und machte sich zu einer weiten Wanderung auf.

Nach einigen Tagen kam er in einen großen Wald. Während er ihn durchwanderte und ganz schwach vor Hunger war, machte er sich auf die Suche nach Wasser. Da sah er an einer Stelle desselben eine tiefe, von Gräsern umwucherte Zisterne. Als er hinabschaute, erblickte er in ihr einen Tiger, einen Affen, eine Schlange und einen Menschen, und die vier gewahrten ihn gleichfalls. Der Tiger sah, daß er es mit einem Menschen zu tun hatte, und deswegen sagte er zu ihm: „Vernimm, edler Mann! Du weißt, was für ein gutes Werk die Rettung eines Lebewesens ist. Drum zieh mich heraus, damit ich wieder mit meinen Lieben, mit meinen Freunden, meinem Weib, meinen Kindern und sonstigen Angehörigen vereinigt werde." Der Brahmane erwiderte: „Alles, was Leben hat, gerät in Entsetzen, wenn es nur deinen Namen hört; da fürchte natürlich auch ich mich vor dir." Der Tiger aber redete weiter:

> „Für den Brahmanenmörder, den Branntweintrinker, den Feigling, den Treubrüchigen und den Betrüger haben die Guten eine Sühne festgesetzt; für den Undankbaren aber gibt's keine Sühne."

Und er fuhr fort: „Durch dreimaligen Eid will ich mich verfluchen; von mir soll dir keine Gefahr drohen. Sei also barmherzig und zieh mich hinaus." Da überlegte der Brahmane in seinem Herzen: „Wenn man sich Unheil zuzieht, indem man einem Lebewesen das Leben rettet, so erblüht aus diesem Unheil dennoch Heil." So dachte er und befreite den Tiger. Darauf sagte der Affe gleichfalls zu ihm: „Rette auch mich, du Guter!" Als das der Brahmane hörte, rettete er ihn ebenfalls. Nun sagte die Schlange: „Errette auch mich, Brahmane!" Als der Brahmane das vernahm, entgegnete er: „Auch dein bloßer Name erregt Entsetzen, um wie viel mehr deine Berührung!" Die Schlange antwortete: „Wir handeln nicht aus freiem Antrieb; wir beißen nicht, wenn wir nicht dazu aufgefordert werden[1]. Ich verfluche mich durch dreimaligen Eid: du brauchst dich vor mir nicht zu fürchten." Im Vertrauen auf diese Worte rettete der Brahmane auch die Schlange. Darauf

[1] S. oben S. 32, Anm. 1.

sagten die drei Tiere zu ihm: „Es ist noch ein Mensch in der Zisterne; der ist aber eine Stätte aller Sünden. Das bedenke, und rette ihn darum nicht; und laß dich nicht verleiten, ihm zu trauen.“ Sodann sprach der Tiger: „Siehst du dort den Berg mit den vielen Gipfeln? In seinem nördlichen [oder: höheren] Teil, im Dickicht einer Schlucht, liegt meine Höhle. Tu mir die Ehre an, mich dort einmal zu besuchen, damit ich dir einen Gegendienst erweisen kann und die Schuld, in der ich bei dir stehe, nicht in ein künftiges Dasein mit hinübernehme.“ So sagte er und ging in der Richtung auf seine Höhle von dannen. Dann sprach der Affe: „In derselben Gegend, in der Nähe der Höhle bei einem Wasserfall befindet sich meine Wohnung. Dort mußt du auch mich einmal aufsuchen.“ Mit diesen Worten entfernte er sich. Die Schlange aber sprach: „Solltest du einmal in Not geraten, so denke nur an mich!“ Sprach’s und ging nach dem Ort, von dem sie gekommen.

Nun rief der Mann in der Zisterne unaufhörlich: „Rette mich doch auch, Brahmane!“ Da erbarmte sich dieser, und da er erwog, daß der Mann ja zu seiner eigenen Gattung gehörte, so befreite er auch ihn. Darauf sagte der Gerettete: „Ich bin ein Goldschmied und wohne in Bhrigukatschtschha. Wenn du einmal irgendwelches Gold bearbeiten lassen willst, so brauchst du mir’s nur zu bringen.“ Sprach’s und ging gleichfalls nach dem Ort, von dem er gekommen war.

Der Brahmane durchstreifte weiterhin das Land, ohne irgend etwas zu finden. Da machte er sich auf den Heimweg, und während er dahinschritt, fiel ihm ein, was der Affe zu ihm gesagt hatte. Er machte sich also zu ihm auf und traf ihn auch an. Der Affe setzte ihm Obst vor, süß wie Amrita, und erquickte ihn damit. Dann sagte er: „Komm nur immer zu mir, wenn du Früchte brauchst.“ Der Brahmane erwiderte: „Du hast alles getan. Aber weise mich jetzt zum Tiger!“ Da führte ihn der Affe und zeigte ihm den Tiger. Der Tiger erkannte ihn, und da er ihm seine Wohltat vergelten wollte, gab er ihm eine künstlich gearbeitete Halskette und anderes Geschmeide und sagte zu ihm: „Ein Königssohn, mit dem sein

Roß durchging, fiel mir mutterseelenallein in die Klauen. Da hab' ich ihn getötet. All das gehörte ihm; ich hab's für dich gar sorglich aufbewahrt. Nimm es entgegen und geh, wohin es dir beliebt!"

Der Brahmane nahm das Geschmeide, erinnerte sich des Goldschmieds und dachte: „Er wird mir helfen und wird's für mich verkaufen lassen." Mit diesem Gedanken begab er sich zu ihm. Der Goldschmied nahm ihn auch höflich auf, brachte ihm Fußwasser und Ehrengabe[1], bot ihm einen Sitz, Speise und Trank und was der gastlichen Ehren mehr sind und sagte zu ihm: „Befehlet, Herr! Was kann ich für Euch tun?" Der Brahmane erwiderte: „Ich bringe dir goldenes Geschmeide; das sollst du für mich verkaufen." Der Goldschmied sprach: „Laßt mich's einmal sehen!" Der Brahmane zeigte es ihm. Als es der Goldschmied aber ansah, dachte er: „Das hab' ich doch selbst gearbeitet, und zwar für den Sohn des Königs!" Und indem er dies in seinem Herzen überlegte, sagte er: „Bleibt einstweilen hier; ich will's jemandem zeigen." So sprach er, begab sich ins Königsschloß und zeigte es dem König. Der König sah es und fragte ihn: „Wie bist du dazu gekommen?" Der andere entgegnete: „In meinem Hause befindet sich ein Brahmane; der hat mir's gebracht." Da dachte der König: „Der Halunke hat gewiß meinen Sohn ermordet. Ich will ihm schon zeigen, wozu das führt!" Und sogleich befahl er seinen Schergen: „Fesselt den verworfenen Brahmanen, und sobald die Nacht vorüber ist, auf den Pfahl mit ihm!"

Als sie ihn nun in Banden gelegt hatten, gedachte er der Schlange, und kaum hatte er an sie gedacht, so war sie schon bei ihm und sprach: „Womit kann ich dir dienen?" Der Brahmane bat: „Befreie mich aus meinen Banden!" Die Schlange sagte: „Ich will des Königs Lieblingsgemahlin beißen und will sie nicht vom Gift befreien, auch wenn der mächtigste Beschwörer sie mit seinen Zaubersprüchen bespricht und an=

[1] Reis, Dūrwā=Gras und ähnliche glückverheißende Dinge, unserem Brot und Salz entsprechend.

dere Ärzte sie mit gifterstörenden Mitteln bestreichen. Wenn du sie aber nur mit deiner Hand berührst, soll das Gift aus ihr weichen. Dann wirst du deiner Fesseln ledig werden." Und die Schlange hielt ihr Versprechen und biß die Königin. Da erhub sich im Palast ein großes Wehgeschrei, und in der ganzen Stadt herrschte die größte Bestürzung. Alle Giftdoktoren, Gelehrte, die im Besitze von Zaubersprüchen und Geheimnissen waren, und Ärzte, selbst aus fremden Ländern, wurden zusammengerufen, und alle behandelten die Königin nach bestem Können; aber keiner von ihnen vermochte sie durch seine Behandlung vom Gift zu befreien. Da ließ der König die Trommel in der Stadt umhergehen[1]. Als der Brahmane sie hörte, sagte er: „Ich will der Königin das Gift entziehen." Er hatte kaum ausgeredet, so waren ihm auch schon die Fesseln abgenommen; er ward ins Schloß gebracht und dem König vorgeführt. Darauf sagte der Fürst: „Befreie die Königin vom Gift!" Und der Brahmane begab sich zu ihr und berührte sie nur mit der Hand: da war sie schon vom Gift befreit.

Als der König sah, daß seine Gemahlin zu neuem Leben erweckt war, huldigte er dem Brahmanen, behandelte ihn mit der größten Hochachtung und sagte ehrerbietig zu ihm: „Teilt mir der Wahrheit gemäß mit, wie ihr in den Besitz dieses Goldschmucks gekommen seid!" Da berichtete ihm der Brahmane von Anfang bis zu Ende sein ganzes Erlebnis. So erfuhr der König den Sachverhalt, bestrafte den Goldschmied, belehnte den Brahmanen mit tausend Dörfern und machte ihn zu seinem Kanzler. Darauf ließ der Brahmane seine ganze Familie zu sich kommen und versammelte alle seine Freunde und Verwandten um sich. Mit ihnen vereint erquickte er sich nach Herzenslust an Speisen und anderen Genüssen, sammelte durch viele Opfer, die er veranstaltete, einen reichen Schatz guter Werke und lebte im Genusse der Herrschaft, da des ganzen Reichs Regierung in seinen Händen lag.

---

[1] Bekanntmachungen werden in Indien ausgetrommelt.

32. Was=er=haben=soll

In einer Stadt lebte ein Kaufmann namens Sāgaradatta. Der hatte einen Sohn, und dieser Sohn erstand eine Handschrift, welche für hundert Rupien ausgeboten ward. In ihr stand weiter nichts, als die Worte: „Der Mensch erlangt nur, was er haben soll." Als Sāgaradatta die Handschrift sah, fragte er seinen Sohn: „Was hast du denn für diese Handschrift bezahlt?" Sein Sohn antwortete ihm: „Hundert Rupien." Als das der Vater hörte, rief er: „Du Narr! Wenn dein Verstand nur dazu reicht, für eine Handschrift, die einen einzigen Vers enthält, hundert Rupien zu zahlen, wie willst du damit Geld verdienen? Scher' dich fort und komm mir nicht wieder ins Haus!" So schalt er ihn und jagte ihn aus dem Hause.

Der Sohn war tief betrübt und wanderte davon, weit fort in ein fremdes Land, ging dort in eine Stadt und blieb in ihr. Nach einigen Tagen fragte ihn ein Bewohner: „Wo bist du denn her, und wie heißt du?" Der Kaufmannssohn antwortete: „Der Mensch erlangt nur, was er haben soll." Als ein anderer ihn fragte, gab er ihm dieselbe Auskunft; und wer ihn auch fragen mochte, keinem erwiderte er etwas außer diesem Vers. So kam es, daß man ihm den Namen „Was=er=haben=soll" gab, und daß er unter diesem Namen bald stadtbekannt war.

Eines Tages schaute die Königstochter mit einer Freundin vom Palaste hernieder über die Stadt. Sie hieß Tschandramatī und erstrahlte in aller Lieblichkeit der eben erst erschlossenen Jugendblüte. Das Schicksal führte einen Rādschputen[1], welcher ebenfalls eine außergewöhnlich schöne und liebreizende Erscheinung war, in den Gesichtskreis der Prinzessin. Kaum hatte sie ihn erblickt, so war sie auch von den Pfeilen des Gottes getroffen, dessen Geschosse in Blumen bestehen[2], und sagte zu ihrer Freundin: „Geh sofort, meine Gute, und tu, was in deinen Kräften steht, damit ich mit diesem Manne zu=

[1] „Königssohn", d. h. Angehöriger der Kaste des Kriegsadels. [2] Kāma, der Gott der Liebe.

sammenkomme!" Die Zofe gehorchte, lief zu ihm und sprach: „Tschandramatī schickt mich zu dir und läßt dir sagen: ‚Durch deinen Anblick hat mich der herzentstammte Gott in das letzte Stadium[1] versetzt. Kommst du also nicht schnell zu mir, so bin ich dem Tod verfallen.'" Als der Mann das hörte, erwiderte er: „Wenn's wirklich nicht zu umgehen ist, daß ich zu ihr komme[2], so sage mir wenigstens, wie ich zu ihr gelangen kann." Die Zofe erwiderte: „Heute nacht wird vom Dache des Palastes eine feste Strickleiter herabhängen; auf der brauchst du nur emporzusteigen." Er sagte zu ihr: „Wenn dir's mit diesem Entschluß wirklich ernst ist, so will ich's tun."

Nach dieser Abmachung kehrte die Zofe zu Tschandramatī zurück. Als aber die Nacht kam, dachte der Rādschput in seinem Herzen:

> Einen Mann, welcher der Tochter einer Respektsperson, der Gattin eines Freundes, der Hausfrau seines Herrn oder Dieners naht in dieser Welt, den nennt man einen Brahmanenmörder[3].

Und ferner:

> Man soll keine Tat erwägen, welche Unehre bringt, zur Hölle führt und des Täters Wohl zerstört.

Auf Grund dieser richtigen Erwägungen begab er sich nicht zu der Königstochter.

Was-er-haben-soll dagegen irrte in der Stadt umher und sah in der Finsternis die Strickleiter am Palast herabhängen. Die Neugier machte ihn beherzt, so daß er sie faßte und an ihr emporkletterte. Die Königstochter war in ihrem Herzen völlig überzeugt, den Rādschputen vor sich zu haben[4], bot ihm Bad, Speise, Trank, Kleidung und andere gastliche Ehren, und als

[1] Die zehn Liebesstadien sind: wohlgefälliges Betrachten, Herzensneigung, Verlangen, Schlaflosigkeit, Abmagerung, Unlust an Sinnengenüssen, Verlust des Schamgefühls, Wahnsinn, Bewußtlosigkeit, Tod.
[2] Nach indischer Auffassung trifft ihn nämlich eine der schwersten Sünden, die des Frauenmordes, wenn sie infolge seiner Weigerung wirklich stirbt, und dann ist ihm die Hölle gewiß. [3] D. i. der begeht die größte Sünde. [4] Sie schläft auf dem Dach, wie die oben S. 94 erwähnte. Aus der Dunkelheit ist ihr Irrtum erklärlich.

sie ihn auf ihr Lager geführt und bei der Berührung ihrer Leiber ein Wonneschauer über den ihrigen ging, sagte sie zu dem Jüngling: „Euer bloßer Anblick hat mich in Euch verliebt gemacht. Und nun habe ich mich dir geschenkt mit Leib und Seele. Kein Gedanke daran, daß ein anderer mein Gemahl werden könnte! Aber das weißt du ja selbst; und trotzdem redest du mit mir kein Wort. Was hast du nur?" Er antwortete: „Der Mensch erlangt nur, was er haben soll."

Als sie das hörte, blieb ihr das Herz stille stehen, und schleunigst ließ sie den Kaufmannssohn die Strickleiter wieder hinuntersteigen. Er ging nach einem verfallenen Tempel und legte sich in ihm zur Ruhe. In diesen Tempel kam auch der Polizeimeister, dem eine für Ungebundenheit schwärmende Frau dort ein Stelldichein gegeben. Als er kam, sah er, daß sich hier schon jemand gebettet hatte, und weil ihm daran lag, sein Geheimnis zu wahren, so fragte er ihn: „Wer seid Ihr?" Der andere sprach: „Der Mensch erlangt nur, was er haben soll." Als der Polizeimeister das vernahm, sagte er zu ihm: „Dieser Tempel ist öde und verlassen. Geh in mein Haus da in der Nähe und schlafe dort."

Der Kaufmannssohn nahm die Einladung an und ging. Weil er sich aber irrte, so geriet er an das falsche Bett, an das nämlich, in welchem des Polizeimeisters erwachsene Tochter Awinajawatī ruhte. Sie war ein junges schönes Mädchen, schon in einen Mann verliebt und hatte denselben sogar auf diese Nacht zu sich geladen. Als sie darum den Ankömmling bemerkte, dachte sie: „Das ist mein Geliebter!" Und weil die stockfinstere Nacht sie daran hinderte, ihren Irrtum zu erkennen, stand sie auf, vermählte sich mit ihm nach dem Gandharwaritus[1] und bestieg mit ihm das Lager. Unter dem Einfluß der Freude erschlossen sich gleich Lotusknospen ihre Augen und ihr Mund, und während sie neben ihm ruhte, sagte sie zu ihm: „Hast du denn noch immer Angst? Faß dir doch ein Herz und plaudere mit mir!" Er antwortete: „Der Mensch erlangt nur, was er haben soll."

---

[1] Vgl. S. 95, Anm. 2.

Als sie diese Worte hörte, dachte sie: „Das kommt davon, wenn man unvorsichtig handelt!“ So dachte sie, war tief betrübt und jagte den Kaufmannssohn unter Vorwürfen aus dem Hause. Während er nun die Straße entlang ging, kam ein fremder Freiersmann, welcher Warakîrti hieß, von schallender Musik begleitet dahergezogen, und Was-er-haben-soll schloß sich dem Hochzeitszuge an. Der glückverheißende Augenblick[1] stand ganz nahe bevor, und vor der Tür des Hauses eines Handelsherrn, das an der Straße stand, war das Hochzeitszelt mit dem Opferaltar errichtet, an dem die Braut, die Hochzeitsschnur am Handgelenk und in glückverheißender Kleidung wartete. In diesem Augenblick kam gerade dorthin ein brunsttoller Elefant gelaufen, der seinen Führer getötet und sich befreit hatte und nun unter der schreienden Menge überall Schrecken verbreitete. Die Begleiter des Bräutigams und dieser selbst stoben bei seinem Anblick in alle Winde auseinander. Nur Was-er-haben-soll blieb. Da er sah, daß die Jungfrau, die in ihrer Angst die Augen unstet nach allen Seiten umherirren ließ, ganz verlassen stand, beruhigte er sie, indem er sie bei ihrer Rechten ergriff und selbst in aller Ruhe zu ihr sagte: „Fürchte dich nicht; ich schütze dich.“ Und dann wandte er sich — ein sehr verwegenes Unterfangen! — mit harten Worten scheltend gegen den Elefanten.

Das Schicksal wollte ihm wohl, und darum entfernte sich der Elefant wirklich. Inzwischen aber war der glückverheißende Zeitpunkt vorübergegangen, und als nun Warakîrti mit seinen Freunden und Verwandten zurückkehrte, stand die junge Frau vor ihm, ihre Hand in der eines anderen Mannes. Bei seinem Anblick wandte sich Warakîrti an den Brautvater und sprach: „Du hast ein großes Unrecht begangen, daß du deine Tochter erst mir und dann einem anderen gegeben hast!“ Der Brautvater antwortete ihm: „Ich weiß nicht, was hier vorgegangen ist. Denn die Angst vor dem Elefanten hat auch mich verscheucht, und ich bin erst mit Euch zusammen zurückgekehrt.“ Darauf wandte er sich an seine Tochter und sagte zu

[1] Dieser wird vor jeder Hochzeit vom Astrologen bestimmt.

ihr: „Was du da getan hast, liebes Kind, ist nicht schön von dir! Sag' mir nur, was das für eine Geschichte ist!" Sie antwortete: „Dieser Jüngling hat mich aus der Lebensgefahr errettet; darum soll, solange ich lebe, keiner meine Hand berühren außer ihm."[1]

Während alle diese Ereignisse sich hintereinander abspielten, lichtete sich die Nacht. Der Morgen kam, und eine große Menschenmenge sammelte sich vor dem Haus des Kaufmanns an; die Königstochter hörte, was sich zugetragen hatte, und ging gleichfalls hin. Die Erzählung drang von Ohr zu Ohr, und so vernahm sie auch des Polizeimeisters Tochter und begab sich an den Ort, und auch der König tat es, als er von dem großen Menschenauflauf hörte. Er wandte sich an Was-er-haben-soll und sprach: „Fürchte dich nicht und sage mir, was das für eine Geschichte ist!" Der Kaufmannssohn antwortete:

„Der Mensch erlangt nur, was er haben soll."

Die Königstochter, die sich dieser Worte erinnerte, sprach:

„Die Schranke kann kein Gott selbst übersteigen."

Darauf sagte die Tochter des Polizeimeisters:

„Drum staun' ich nicht, bin auch nicht kummervoll."

Und die Kaufmannstochter, die das alles gehört hatte, fügte hinzu:

„Nicht anderen gehört, was unser eigen!"

Darauf sicherte der König ihnen allen Straflosigkeit zu, fragte einzeln aus jedem sein Erlebnis heraus, und als er über den Vorfall unterrichtet war, nahm er den Kaufmannssohn ehrenvoll auf, gab ihm seine Tochter zugleich mit tausend Dörfern, und weil er keinen Sohn besaß, so ließ er ihn zum Kronprinzen salben. Und nun lebte der Kaufmannssohn mit seinen Angehörigen glücklich und zufrieden im Genusse alles dessen, was das Leben verschönt.

---

[1] Das Ergreifen der rechten Hand der Braut bildet die Hauptzeremonie der Eheschließung. Da der Kaufmannssohn während des glückverheißenden Augenblicks das Mädchen an der rechten Hand gefaßt hielt, so ist damit die Ehe bereits rechtsgültig geschlossen.

33. Die Weltfremden

In der Stadt Tschandrapura herrschte vorzeiten ein König Tschandradschit; seine Königin hieß Tschandrānanā und sein vortrefflicher Kanzler Buddhisāgara. Eines Tages sagte jemand vor dem König: „Der Gelehrte ist der beste Mann." Der Kanzler erwiderte: „Auch der Gelehrte ist ein Tor, der das Getriebe der Welt nicht kennt." Um zu prüfen, wer von beiden im Rechte war, ließ der König seine vier Söhnchen — schöne, holde und liebenswerte Knaben — in einem unterirdischen Gemach unterrichten. Ein Gelehrter unterwies sie in Grammatik, in Logik, in Astrologie und in Medizin, und als sie ihre Studien beendet hatten, übergab er sie wieder dem König. Reich beschenkt entließ dieser den Brahmanen und entbot alle vier nunmehr zwanzigjährigen Prinzen vor sich. Sie mußten sich in ihres Vaters Nähe setzen, und wenn er eine Frage an sich richtete, so gaben ihm die wohlunterrichteten Jünglinge stets ihre Antworten in den wundervollsten Sätzen.

Da fragte der König seinen Kanzler: „Was hältst du von der Gelehrsamkeit meiner Söhne?" — „Gelehrte Toren!" — erwiderte der Kanzler. „Weshalb Toren?" — fragte der Fürst, und sein Minister entgegnete: „Sie wissen nichts vom Handel und Wandel der Welt, und ihre Weisheit ist Papageienweisheit."

Um dies dem König vor Augen zu führen, lud der Kanzler ihn samt seinen Söhnen ehrfurchtsvoll in sein Haus zur Tafel. Er ließ ihnen fünf Gänge gekochter Speise und eine Zimmetäpfelpastete auftragen. Da sahen die Prinzen die Pastetenkruste und sagten zueinander: „Was ist das für ein Ding? Es hat allerlei Spalten und vier Ecken — wir kennen es nicht. Wie heißt das Ding, das da steht? Nehmt euch in acht!" So sprachen sie, sprangen auf und riefen laut das Wort:

„Zeigt irgendwo sich nur ein einz'ger Spalt,
Da nimmt der Weise keinen Aufenthalt.

Durch Spalten dringt das Unglück mächtig ein:
Flieh solchen Ort, wenn du willst sicher sein!"[1]

Und alle vier ließen die Schüssel stehen und liefen davon. Der Minister gab dem König einen Wink und sprach zu ihm: „Sie wissen nicht, wie es in der Welt steht, diese wēdenkundigen Brahmanen![2] Du mußt ihnen heimlich Leute nachsenden, welche aufpassen, was die Prinzen nun beginnen." Da sandte der König Beobachter hinter ihnen drein.

Als die Königssöhne hinausgingen, gewahrten sie am Palasttor einen Esel, welcher lustig umhersprang. Sie sagten untereinander: „Ei, seht doch! Da finden wir einen fünften Bruder, den wir noch gar nicht gekannt haben!" Und weil sie sich immer nach ihren Lehrbüchern richteten, so berührten sie den Esel[3], da sie ihn für ihren Bruder hielten. Denn im Lehrbuch hieß es ja:

„Wer bei dir steht in Krankheit und in Leid,
In Hungersnot und in der Feinde Streit,
Am Königstore und im Väterhain[4],
Ein solcher Mann nur kann dein Bruder sein."

In dieser festen Überzeugung nahmen sie den Esel und machten sich wieder auf den Weg, immer vorwärts. Da sahen sie ein Kamel dahereilen. Sie fragten: „Ei, Bruder! Wer läuft denn da so schnell?" Der Gefragte erwiderte: „Wißt ihr's denn nicht? Das ist das schnellgehende Recht. Denn es heißt:

Das Geld entweicht und der Verstand,
Und unsre Jugend währt nicht lang;
Reich', edler Bettler, deine Hand
Nur her: Schnell ist des Rechtes Gang[5].

Entschlossenheit im Handeln preisen
Uns immerdar die Lebensweisen[6].
Dem Rechte macht kein Hemmnis bang:
Schnell ist des Rechtes Gang."

---

[1] Diese und die folgenden Strophen sind Lehrbüchern entnommen, welche in Indien in der nachwēdischen Zeit meist ganz oder teilweise metrisch abgefaßt sind. [2] D. h. diese hochgelehrten Leute. [3] Der Esel ist ein unreines Tier, das kein Angehöriger der höheren Kasten berühren darf. [4] Einl. S. 8. [5] Welches den Spendenden belohnt. [6] Die Lehrer der „Klugheit", die in Indien Unterrichtsgegenstand war. Einl. S. 11.

Da sagten alle: „Natürlich! Das leuchtet ein! Das Geschöpf geht schnell; folglich ist es das Recht.“ Und sie ergriffen das Kamel am Halse und sagten zu ihm: „Wie groß muß unserer guten Werke Schatz sein, daß wir dich gefangen haben, o Recht! Nun gibt's für uns alles, was unser Herz begehrt.“

Als sie das aber gesagt hatten, banden sie dem Kamel den Esel an den Hals. Denn im Lehrbuch stand:

> „Die Tochter feßle an ein gut Geschlecht,
> Und an das Wissen feßle deinen Sohn;
> An Laster feßle Feinde, die dir drohn;
> Doch wer dir lieb, den feßle du ans Recht.“

Nachdem sie so die beiden aneinander gefesselt hatten, schritten sie mit ihnen fürbaß. Die Menschen sahen den seltsamen Aufzug und riefen einander zu: „Seht euch nur das Schauspiel an, ihr Leute! Seht's euch an! Es kostet nichts! Seht nur, wie klug die Söhne unseres Königs sind! Sie haben ja auch studiert.“ —

So bildeten die Prinzen den Gegenstand des Hohns und Spottes. Da verbannte sie der König und rief ihnen zu: „Fort mit euch Narren! Und laßt euch nie wieder blicken in meiner Stadt!“

Er gab ihnen auf den Rat seines Kanzlers hin einen uralten, morschen Wagen, der mit zwei Stieren bespannt war; den bestiegen sie und fuhren fort, immer geradeaus, bis sie an einen Wald kamen, welcher sich in der Nähe einer Stadt befand. Da es Essenszeit war, so blieb einer von ihnen zurück, um das Essen zu kochen; einer ging, um Kompott zu besorgen, einer, um Butter zu holen, und der vierte Prinz trieb die Stiere auf die Weide. Jeder von ihnen widmete sich mit Ernst der Aufgabe, die ihm zugefallen war.

In dem Topfe dessen, der da kochte, begann's zu brodeln. Da dachte er: „Was sagt er? Immer dasselbe Wort, für das es in der Grammatik aber keine Etymologie gibt. Das Wort ist falsch gebildet. Na wart! Ich will ihm eine Lektion erteilen!“ Damit hob er seinen Stock auf und hieb auf den Kochtopf ein. „Der Topf ist entzwei! Jetzt ist er still. Die Lehre hat gesessen!“ So dachte der einfältige Mann und legte sich nieder, von seinem Kummer befreit.

Der zweite hatte alle würzigen Dinge, die sich fürs Kompott geeignet hätten, mit Verachtung gestraft, weil sie die drei Grundsäfte des Körpers, Wind, Schleim und Galle, in schädlicher Menge erzeugen könnten[1], und brachte dafür Nimba[2] mit, weil er ein Heilmittel gegen alle Krankheiten ist.

Der dritte hatte flüssige Butter geholt und dachte auf seinem Rückweg: „Beruht der Topf wohl auf der Butter oder die Butter auf dem Topfe?" Das mußte er doch untersuchen! Er drehte seinen Topf um, und hin war die Butter. Da sagte er: „Die Butter fahre hin! Ist doch mein Zweifel gelöst!"

Die Stiere trieb inzwischen ein Dieb fort. Der vierte Prinz sah das sehr wohl; da er aber gleichfalls ein Narr war, so trat er in den Schatten eines Baumes, um an ihm die Konjunktur zu bestimmen: „Fest ist der Schnittpunkt des Meridians auf der Ekliptik, fest der Meridian und fest der Mond; bei solcher Konjunktur müssen die Stiere ganz von selbst wiederkommen"; so dachte er und stand nicht auf, um sie zu holen.

Schließlich kamen die vier Brüder zusammen und gingen nun miteinander in die Stadt. Mit betrübten Gesichtern und hungrig irrten die armen Burschen umher, bis es sechs Uhr abends geworden war. Da traten sie in den Laden eines Kaufherrn, welcher Sōma hieß. Dieser fragte sie nach ihren Verhältnissen aus, nahm sie mit sich in seine Wohnung und gab ihnen ein Abendbrot. Am nächsten Morgen aber wies er jedem von ihnen eine Arbeit zu.

Dem ersten gab er einen Krug voll Öl mit dem Auftrag, es zu verkaufen. Er entließ ihn mit der Weisung: „Hör' zu! Auf dem Wege sind Spitzbuben. Wenn du also dahingehst, so sei hübsch vorsichtig!"[3] Da lief der Prinz dahin, was er konnte.

---

[1] S. 81, Anm. 1. [2] S. 68, Anm. 2. [3] Wie der Verlauf zeigt, ist hier wahrscheinlich eine bessere Vorlage verdunkelt, nach welcher der Kaufmann zu dem Prinzen, den er vor den Spitzbuben warnt, gesagt haben wird: kūṭam ācaranti. kūṭa heißt „Trug" und „Krug", ācar „ausüben" und „hineingehen". Die Worte kūṭam ācaranti, mit denen der Kaufmann sagen will: „sie verüben Trug", „sie betrügen die Leute", faßt der Prinz in dem anderen Sinne: „sie gehen in den Krug", was dem Wortlaut nach ganz einwandfrei ist.

Als er den halben Weg zurückgelegt hatte, nahm er seinen Krug vom Kopf und rief: „Hallo! Ist ein Spitzbube drin? Der soll sich zeigen!" Darauf nahm er den Deckel von seinem Krug und guckte hinein. Da sah er im Öl sein Spiegelbild, war baß erstaunt in seinem Herzen und rief: „Der Kaufmann hat die Wahrheit gesagt; da seh' ich den Dieb mit eigenen Augen. Gleich soll er seine Lehre haben!" Und er warf den Krug mit der Öffnung nach unten zu Boden, und Öl und Räuber waren verschwunden. Da dachte er: „Fahr hin, mein Öl! Das hab' ich gut gemacht! Das Kind ist tot; aber die Frau hat es am Schaukeln gehindert."[1] Darauf nahm er den Krug in die Hand und machte sich schleunigst auf den Heimweg.

Zwei seiner anderen Brüder waren auf einem Wagen in den Wald gefahren, um Holz zu holen. Unterwegs hörten sie, wie ihr Wagen quietschte, und sagten: „Warum schreit denn unser Wagen? Er ist uns doch nicht etwa krank geworden?" Sie stiegen also beide ab. Da gab er keinen Laut mehr von sich. Sie dachten: „Jetzt ist er ganz still: gewiß ist er gestorben."

Also bestatteten sie ihn[2], und nachdem sie das getan, gingen sie nach dem nächsten Fluß und badeten in ihm[3]. Gerade kam ihr Bruder, der Ölverkäufer, an das Ufer desselben Flusses, um zu trinken; denn er war sehr durstig geworden. So waren sie alle drei wieder beisammen, stiegen aus dem Wasser und sagten zueinander: „Ein weiser Mann traut keinem Fluß. Denn:

Tieren mit Hörnern und Krallen,
Den Flüssen und Frauen,
Bewaffneten Männern und Fürsten
Soll niemand vertrauen."

Auf Grund dieser Lehrbuchstelle zählten die harmlosen Brüder, denen nichts ferner lag als Schelmenschlauheit, einander gegenseitig, um sich zu versichern, daß sie keinen verloren hatten, wobei aber jeder von ihnen sich selbst mitzuzählen vergaß. Da sagten sie zueinander: „Um Gottes willen! Es ist

[1] Sprichwörtliche Redensart, die sich auf eine zwar nicht überlieferte, aber leicht zu erratende Geschichte bezieht. [2] Natürlich durch Verbrennen. [3] Das gehört zur Leichenfeier.

klar, daß einer von uns fehlt!" Und nun weinten sie und schrien wieder und wieder: „Der Fluß hat unsern Bruder gefressen!" Dann zählten sie immer von neuem, und immer vergaß jeder der Narren, sich selbst mitzuzählen; und wenn sie das getan hatten, dann heulten sie aus vollem Halse. So kamen sie zu einer Schar von Kuhhirten.

Die Hirten fragten sie: „Warum weint ihr denn? Habt ihr was verloren, oder hat euch jemand was getan?" Sie antworteten: „Wir haben nichts verloren; nur einen Bruder vermissen wir." — „Wieviel wart ihr denn?" fragten die Hirten. Die Einfältigen antworteten: „Wir waren drei." Da sagten die Hirten: „Wir sehn ja auch drei große Tölpel vor uns! Weshalb weint ihr denn da?" Da fielen ihnen die drei Prinzen zu Füßen und sagten zu ihnen: „Seid so gut, ihr trefflichen Männer, und zeiget uns den dritten!" Die Hirten stellten nun die drei Brüder in einer Reihe auf, zählten sie mit der Hand ab und zeigten ihnen so, daß sie vollzählig waren. Da war die Freude der Brüder groß, und sie entfernten sich vom Ufer des Flusses. Und während sie nach Sōmas Hause gehen, will ich dir erzählen, was der vierte tat.

In Sōmas Hause lebte dessen Mutter, eine steinalte, schwachsinnige Frau, welche sich die Nase nicht putzte und sich begeiferte und auch sonst einem Kinde glich; denn das hohe Alter lastete auf ihr. Heißt's doch: „Der Leib ist zusammengekrümmt, der Gang ist schwankend, die Zähne sind verschwunden; die Sehkraft verliert sich, die Gestalt schrumpft ein, und der Mund geifert; die Angehörigen hören gar nicht mehr auf die Rede, und die Frau versagt den Gehorsam. Welches Elend! Der eigene Sohn mißachtet einen Mann, den das Alter überwältigt hat. — Der Mund ist zahnlos, unverständlich die Rede, die Kraft geschwunden und die Tätigkeit der Sinne erstorben: das Alter hat den Mann wieder zum Kinde gemacht." — Der Kaufmann also trug dem vierten Prinzen auf, die zudringlichen Fliegen und Mücken von der alten Frau abzuwehren, ihr Wasser zu geben, wenn sie trinken wollte, und sie auch sonst zu bedienen. Als nun die alte Frau einge-

schlafen war, setzten sich ihr die Fliegen auf den Mund. Der Prinz wollte sie verscheuchen und rief: „Paßt auf! Ich jag' euch fort! Dort dürft ihr Fliegen euch nicht hinsetzen! — Nun, wie oft soll ich's euch denn noch sagen?" Die Fliegen waren leider schwer von Begriffen; darum verstanden sie ihn nicht, kamen immer wieder und wollten nicht weichen. Er verscheuchte sie wieder und rief: „Wie oft soll ich euch denn noch verjagen? Wart', ich will euch einen Denkzettel geben; aber gebt dann nicht mir die Schuld!" So rief er, holte mit einem dicken Mörserstößel aus und hieb mit ihm, die Fliegen meinend, auf den Leib der Alten. Die Alte aber starb unter dem Hieb.

Der Kaufmann, welcher den Schlag gehört hatte, kam herbeigestürzt und rief: „Was hast du Bösewicht getan? Meine Mutter hast du gemordet!" Der Prinz erwiderte: „Was ich getan habe? Immer und immer wieder hab' ich die Fliegen verjagt. Sie gingen aber nicht weg. Da hab' ich ihnen einen Denkzettel gegeben. Weiter hab' ich nichts getan."

Der Kaufmann bestattete seine Mutter, und während er in Trauer um sie zu Hause saß und weinte, da kamen die drei andern Brüder ebenfalls heim. Mit tränenerstickter Stimme berichteten zwei von ihnen über den Tod des Wagens; der dritte aber sprach: „Und in meinen Krug war richtig ein Spitzbube gekrochen!"

Nachdem der Kaufmann solche Erfahrungen mit der Verschmitztheit der vier gemacht hatte, gab er ihnen etwas Wegzehrung mit und jagte sie aus dem Hause. Der König erfuhr aus dem Munde seiner Späher alles, was die gelehrten Narren angerichtet hatten. Da ließ er seine Söhne wieder zu sich holen und unterwies sie im Handel und Wandel der Welt.

34. Der Streit zwischen Bhāgja und Lakschmī[1]

Eines Tages trafen Bhāgja und Lakschmī zusammen, und zwischen beiden entspann sich ein Gespräch, in welchem jedes von ihnen behauptete, nur auf seine Wirkung komme es an. Keins von beiden ging von seinem Standpunkt ab. Da sagten Indra und die andern Götter zu ihnen: „Jedes von euch zeige uns, was es vermag!"

Die Göttin des Glücks suchte sich einen armen, betrübten, dürren Menschen aus, schenkte ihm einen Ziegel reinen Goldes und sprach zu ihm: „Geh nach Hause, verkaufe das Gold und kaufe dir dafür Geschmeide und anderes, wonach dein Herz begehrt, und wenn du dich damit geschmückt hast, so komm wieder hierher und zeige diesen, was ich alles vermag."

„Wie du befiehlst!" sagte der Mann, ging nach Hause und versteckte den Ziegel. Eine Nachbarin aber entdeckte denselben, stahl ihn und trug ihn in ihr Haus.

Als Lakschmī am folgenden Tage sah, daß des Mannes Lage noch genau dieselbe war wie vorher, erbarmte sie sich seiner, gab ihm abermals ein Geschenk, diesmal einen Edelstein, und fügte die gleiche Weisung hinzu. Der Mann machte sich auf den Heimweg. Als er an einen Fluß kam, legte er seinen Edelstein am Ufer nieder und stieg ins Wasser, um zu baden. Da kam ein Fisch, verschluckte das Juwel und verschwand wieder im Wasser.

Am dritten Tage sah die Göttin den Mann wieder in derselben Lage. Da sagte das Bhāgja zu ihr: „Es ist dir nicht gelungen, den Mann reich zu machen. Nun will ich ihn freundlich anblicken und sein Glück machen. Denn:

> Nur das Bhāgja fruchtet allerorten, nicht das Wissen und nicht männliche Tat. Obwohl Wāsuki[2] an Schiwas Halse hängt, kann auch er sich nur von Luft nähren."[3]

---

[1] Bhāgja ist die Wirkung der Taten des Menschen, Lakschmī die Göttin des Glücks, der Herrschaft und des Reichtums. Vgl. Einl. S. 7. [2] Ein berühmter Schlangendämonenkönig. Schiwa wird oft mit einem aus Schlangen bestehenden Halsschmuck dargestellt. [3] Daß die Schlangen sich von Wind nähren, ist in Indien ein alter Volksglaube.

Darauf machte das Bhāgja dem Armen mit eigener Hand ein Zeichen auf seine Stirn und sagte zu ihm: „Geh nach Hause und sprich: ‚Mein Bhāgja wird sich noch heute zeigen!‘“

Als er zu Hause war, kam sein Schwager als Gast zu ihm. Weil sie nun einer niederen Kaste angehörten, ließ er für ihn einen Fisch holen und zerteilte ihn. Da kam aus des Fisches Bauch der Edelstein zum Vorschein. Bei seinem Anblick sagte der Arme zu seiner Frau: „Den verlorenen Edelstein hätte ich wieder! Nun will ich mich nach dem Ziegel umsehen!“ [Wortspiel: „Jetzt sehe ich auch meinen Ziegel!“] Während er das aber sagte, hörte es seine Nachbarin, welche auf der andern Seite der Wand stand. Die Angst packte sie; sie brachte ihm seinen Ziegel, fiel ihm zu Füßen und sagte zu ihm: „Vergib mir mein Unrecht und erzähl’ es keinem Menschen!“ Das sagte sie wieder und wieder. In seiner Freude versprach es ihr der Mann. Im Besitze des Edelsteins und des Goldes war er nun reich. Seine ganze Armut war geschwunden. Und das hatte das Bhāgja bewirkt.

Am nächsten Tage ritt er hoch zu Roß, in schönen Kleidern und Geschmeiden prangend und von zahlreicher Dienerschaft begleitet zu Lakschmī und Bhāgja. Er fiel dem Bhāgja zu Füßen, und indem er dessen Macht vor den Göttern pries, sagte er, verächtlich von Lakschmī redend: „Des Bhāgja Macht verleiht das Königtum, des Bhāgja Macht reichen Besitz. Darum gebührt ihm der Vorzug. Was vermag des Glückes Göttin ohne das Bhāgja?“

35. Der Sohn der Greisin

Hier in Indien liegt am Meeresufer die herrliche Stadt Suwischāla, ein Stück des Himmels gleichsam, welches durch ein gut gelungenes Spiel der Glücksgöttin auf die Erde versetzt ward. In dieser Stadt herrschte ein König Tschandra, welcher wie der Mond [tschandra] hell erstrahlte im leuchtenden Glanze seiner Tugenden.

Ein Mann, welchen dieser König hochschätzte, war der Handelsherr Dschinadāsa, ein weiser Mann und treues Mitglied der Dschaina-Kirche. Seine Gemahlin Manōramā fand gleichfalls Wohlgefallen an der Lehre der Dschina[1] und war ihrem Dienste eifrig ergeben.

Durch ihre in einem früheren Dasein vollbrachten Taten war ihnen lange ein Sohn versagt; schließlich aber ward ihnen doch einer in ihrem Alter geboren. Da wurden allerlei Festlichkeiten gefeiert; weil ihnen der Sprößling aber erst in ihrem Alter beschert worden war, so nannten ihn der Vater und alle anderen „den Sohn der Greisin".

Mit der Zeit wuchs er heran, ward unterrichtet, und als er ein junger Mann war, wurde er von seinem Vater mit der Tochter eines andern Großkaufmanns vermählt. Als er, von Menschen umgeben, zu festlicher Lustbarkeit nach dem Walde hinausfuhr, hörte er einst auf der Straße in seinem Wagen, wie die Leute sagten: „Mit dieses jungen Mannes guten Werken sieht's übel aus! Er hat noch keinen Heller verdient und lebt, so groß er ist, noch immer von seines Vaters Vermögen wie ein Säugling von der Muttermilch."

Als er das hörte, nahm er Abschied von Vater und Mutter, und an einem glückverheißenden Tage bestieg er als Oberhaupt eines Stabes von Kaufleuten ein Schiff und stach in See. Ein feindlicher Sturm jedoch trieb das Fahrzeug in einen gewaltigen Strudel, der durch ein Gebirge verursacht war, und trotz aller Anstrengungen gelang es den Seefahrern nicht, es daraus zu befreien. Da verließ der Sohn der Greisin mit den andern das Schiff; sie stiegen auf einen Berg, der ganz in der Nähe lag, und rasteten unter einem Edelmango.

Auf einem Aste des Mangos saß ein Papagei mit seinem Weibchen. Das Weibchen sagte zum Männchen: „Höre, Geliebter, meine Worte! Wie kannst du nur so gleichgültig bleiben beim Anblick dieser unglücklichen Menschen! Hier bietet sich dir eine seltene Gelegenheit, anderen zu helfen. Denn:

---

[1] Einl. S. 5.

Nur wenige opfern ihr eigenes Leben, um das der anderen zu retten. Nur das Salz brennt im Feuer, um anderer Schaden zu verhüten.

Laß dir doch von ihnen einen Brief geben und überbringe ihn so schnell als möglich dem König von Ceylon; dann wird noch alles gut werden." Da flog der Papagei sogleich dem jungen Mann in den Schoß. Der Sohn der Greisin hatte alles gehört, was das Weibchen gesagt hatte. Er schrieb also einen Brief, welcher das Unglück meldete, das ihm zugestoßen war, und band ihn dem Papageien um den Hals; und der Vogel überbrachte das Schreiben geschwind dem König.

Als der König von seinem Inhalt Kenntnis genommen hatte, ließ er öffentlich unter Trommelwirbel verkünden: „Wer das Schiff aus dem Strudel befreit, der erhält 100 000 Dīnāre; und die Götter sind Zeugen dieses Versprechens." Da berührte ein künstereicher Mann die Trommel. Er nahm einen Antilopenschwanz, der sechs Monate lang in Öl gelegen hatte, und begab sich dem Befehl des Königs gemäß dorthin, wo sich der Sohn der Greisin aufhielt. Da dieser nun der einzige von allen war, der Mut, und zwar großen Mut, besaß, so zeigte er ihm eine Höhle, die er aus einem Ritualbuch[1] kannte. Dann gab er ihm eine Lampe, deren Docht in dem Antilopenschwanz bestand, und teilte ihm ehrfurchtsvoll das Verfahren, welches er beobachten mußte, genau so mit, wie es im Ritualbuch beschrieben war: „Ein herzhafter Mann muß beim Scheine dieser Lampe in die Höhle und schnell eine Strecke in ihr weiter gehen. Er wird an einen herrlichen Park kommen, der mit Teichen und Tempeln geschmückt ist. In seiner Mitte steht ein herrlicher Tempel aus purem Golde. In ihm befindet sich der gesegnete Herr des Anfangs dieses Weltalters[2]. Vor dem muß er niederfallen und muß ihm huldigen. Dann muß er mit aller Gewalt eine gute Glocke läuten, welche am Osttore des Tempels hängt. Durch ihren

---

[1] Kalpaschāstra. Gemeint ist wahrscheinlich ein Zauberbuch. [2] Der erste Dschina (Einl. S. 5) Rischabha. Gemeint ist natürlich ein Standbild desselben.

Schall werden alle anderen Glocken und Musikinstrumente von selbst ertönen; denn sie werden von Gottheiten regiert. Wenn nun gewisse Vögel, die Bhāranda heißen und zu Zehnmillionen den Berg bewohnen, den Lärm von allen diesen Instrumenten hören, so fliegen sie erschreckt empor. Infolge des Sturmes, den ihr Flügelschlag hervorruft, wogt das Wasser augenblicklich gewaltig auf, und Schiffe, welche in dieses Gewässer getrieben worden sind, werden aus dem Strudel wieder hinausgetrieben. Auf diese Weise können Fahrzeuge im Meere wieder ins richtige Fahrwasser geleitet werden. — Ich habe dir, junger Mann, gesagt, was das Ritualbuch verkündet."

Kaum hatte der Sohn der Greisin den Bericht des Mannes vernommen, so begab er sich in die Höhle und führte entschlossen alles richtig aus. Das Schiff kam aus dem Strudel heraus, und auf ihm gelangten alle die Leute zusammen mit dem Kenner des Ritualbuchs nach der Insel Ceylon, während sich der junge Mann noch in der Höhle befand. Der König fragte sie: „Wie kommt es, daß sich der Sohn der Greisin vor mir nicht sehen läßt?" Sie antworteten ihm, er befände sich noch in der Höhle. Da ward der König zornig, und zur Strafe dafür, daß sie ihn im Stiche gelassen hatten, ließ er sie ins Gefängnis werfen, wo sie schlimme Tage verlebten.

Inzwischen wusch der Sohn der Greisin seinen Leib und seine Kleider in einem Teich, holte Blumen aus dem Walde und verehrte ohn' Unterlaß in gläubiger Liebe den Dschina Rischabha. Eines Tages, als er ihm gerade wieder huldigte, trat eine Jungfrau in den Tempel. Sie sah den jungen Mann, und als sie nach Hause kam, war sie von seiner Schönheit ganz bezaubert. Sie gestand ihrer Mutter ihr Verlangen, und diese teilte es ihrem Vater mit. Als er es hörte, begab sich der Widjādhara[1] — denn ein solcher war es — in den Tempel des Dschina. Mit allen Ehren führte er jene in sein Haus ein, ließ ihm ein Bad bereiten, bewirtete ihn, schenkte ihm neue Kleider, kurz, er bereitete ihm den trefflichsten Empfang.

[1] Einl. S. 7.

Als sich eine Gelegenheit dazu bot, sagte seine Widjādhara-Braut zu dem Jüngling mit Bedeutung: „Wenn wir vermählt werden, du König aller Freier, so erbitte von deinem Schwiegervater im Augenblick der Handlösung[1] sein Erbbett; denn es wird von einer Gottheit regiert." Der Widjādhara aber sagte zu ihm: „Höre, was ich dir sage, lieber Schwiegersohn! Ein Wahrsager hat mir einst gesagt: ‚Wenn hierher ein Mann kommt, mutterseelenallein, von schöner Gestalt und hohem Mute, den Dschina im Tempel verehrt und die Glocke läutet und «Sohn der Greisin» heißt, so wird er deiner Tochter Gemahl.' Was er mir damals gesagt hat, das hat sich heute an uns erfüllt. Aus diesem Grunde hab' ich dich hierher gebracht, edler Jüngling." Der Sohn der Greisin nahm seinen Antrag an, und das Hochzeitsfest ward gefeiert. Im Augenblick der Handlösung gab der Schwiegervater dem jungen Ehemann Gold und Edelsteine die schwere Menge. Letzterer bat ihn außerdem um das alle Wünsche gewährende Bett, und der König[2] gewährte seine Bitte.

Nun bat der junge Mann den Widjādhara, ihn ziehen zu lassen. Dieser sagte zu ihm: „Mein Stammland befindet sich auf dem Waitādhja-Gebirge. Dort steht meine reichgefüllte Schatzkammer; hier hab' ich nur ganz wenig Gut. Denn ich habe mir hier dieses reizende Haus nur zu meinem Vergnügen gebaut. Darum lade ich dich ein, mich dort einmal zu besuchen, damit ich dir dort so viel Reichtum und Zauberwissen schenken kann, wie ich möchte."

Der junge Mann versprach's, bestieg dann mit seiner Gemahlin das Bett, ohne sein Gold und seine Juwelen zu vergessen, und flog zum weiten Himmelsraum empor. In einem Augenblick war er im herrlichen Ceylon. Da freute sich der König, als er den Sohn der Greisin sah. Er ließ den Kaufleuten, die zu Schiffe zu ihm gekommen waren, das Gefängnis öffnen, und weil er seine helle Freude an den trefflichen Eigenschaften des jungen Mannes hatte, erließ er ihm den

---

[1] Bei der Trauung. [2] Der Erzähler hat vorher gar nicht erst erwähnt, daß es sich um ein Widjādhara = Prinzessin handelt.

Einfuhrzoll. Nun mußte sein Gast ihm erzählen, wie er in die Höhle gegangen war und was er drinnen erlebt hatte, und er erzählte dem König sein ganzes Abenteuer. Da dachte der König: „Dieser Sohn der Greisin ist ein Glückskind." Und darum vermählte er ihm seine Tochter Karpūramandscharī.

Zur Hochzeit gab es nun abermals ein großes Fest, und bei der Handlösung erhielt er der Wertschätzung entsprechend, die ihm der König zollte, reiche Geschenke. Nachdem er eine Reihe von Tagen dort verweilt hatte, sagte er schließlich zu dem Fürsten: „Mit Eurer Erlaubnis möchte ich nun in meine Vaterstadt zurückkehren."

So bestieg er denn mit seinen zwei Gemahlinnen das Wunderbett und fuhr mit ihm davon. Seine Kaufleute aber segelten mit dem befrachteten Schiff gleichfalls der Heimat zu. Am nächsten Tage teilte der Sohn der Greisin den Kaufleuten seine Absicht mit, nach dem Waitādhja zu fliegen. Er bestieg sein Zauberbett und fuhr auf ihm wie auf einem herrlichen Himmelswagen dorthin. Seines Schwiegervaters Familie nahm ihn mit allen Ehren auf, und viele Mädchen wurden ihm von den verschiedensten Widjādhara vermählt, und die Liebe der Väter zeigte sich in den reichen Hochzeitsgaben, die in Edelsteinen, Perlen und Gold bestanden. Auch allerlei Zaubersprüche verliehen sie ihm nebst der Anweisung, wie er sie sich zu eigen machen sollte[1]. Nachdem er alle diese herrlichen Dinge erhalten hatte, war er froh und sagte zu den Widjādhara: „Jetzt will ich in meine Heimat zurückkehren; gestattet, daß ich mich entferne!" Darauf bestieg er einen Himmelswagen[2] und fuhr mit den Widjādhara davon, und blitzschnell ging die Reise, so daß er noch vor seinem Schiffe zu Hause eintraf.

In Begleitung der vielen Mädchen und mit gewaltigen Schätzen kehrte er in sein Vaterhaus zurück, seinen Eltern und allen, die ihm nahe standen, zur großen Freude. Dann entließ er die Widjādhara, welche ihn begleitet hatten.

[1] Einl. S. 7. [2] Diese Himmelswagen werden, wie indische Abbildungen zeigen, als fahrende Paläste gedacht, so daß anzunehmen ist, daß das Zauberbett in dem Himmelswagen untergebracht war.

Mit der Zeit traf auch sein Schiff wohlbehalten ein. In einzelnen Posten ließ er die Güter, mit denen es befrachtet war, in sein Haus schaffen. Und nun verlebte er seine Tage in Freuden und Wonnen. Denn für die guten Werke[1] ist nichts unmöglich.

Eines Tages kam in den Park seiner Vaterstadt ein Dschainalehrer, welcher übernatürliches Wissen besaß. Der Sohn der Greisin ging mit seinem Vater hinaus, ihm zu huldigen. Als sie seiner Predigt gelauscht hatten, fragte der Vater Dschinadāsa den Mönch: „Welche guten Werke, o Herr, hat der Sohn der Greisin in einem früheren Dasein vollbracht, daß er diese Widjādhara-Mädchen und diese reichen Schätze erlangt hat?"

Der Lehrer sagte: „Der Sohn der Greisin war einst ein Diener in deinem Hause. Da erkranktest du eines Tages an deinem Leibe; und deine Entkräftung war so groß, daß du nicht einmal zum Gottesdienst mehr fähig warst. Das merkte dein Diener. Demütig legte er seine Hände zusammen und sagte zu dir: ‚Wenn Ihr gestattet, lieber Herr, so will ich an Eurer Statt den Dschina verehren. Ich bin Euer Diener und leiste Euch *alle* Dienste. Befehlt mir nur, so verehre ich auch die Götter für Euch.' Du gabst ihm den Auftrag, und er verehrte die Dschina mit gläubiger Liebe. Deine Gemahlin aber tat ihm nun mit allem Bedacht Gutes, als wäre er ihr eigener Sohn gewesen. Mit der Zeit wurdest du wieder gesund und verehrtest die Götter wieder selbst; dafür aber siechte deines Dieners Leib von Tag zu Tag dahin. Du sagtest zu ihm: ‚Mein Sohn, wie kommt es, daß dein Körper so abgenommen hat? An deinem Leibe nagt etwas, sei's Krankheit, sei's Sorge, oder was es sonst sein mag.' Er antwortete: ‚Lieber Herr, an meinem *Leibe* nagt gar nichts, wohl aber an meinem *Herzen*, weil ich die Götter nicht mehr verehre. Darum empfinde ich die größte Unlust an meinem Leibe, o Herr.' Darauf sagtest du, o Kaufmann: ‚Nun, so verehre doch die Götter für dich!' Und von da ab verehrte er beständig die Götter in schönem Gedenken. Später machtest du ihn in

[1] Einl. S. 9.

deinem Hause zu deinem Sohn; aber das Schicksal fügte es, daß er an der Kolik starb. Infolge seiner guten Werke wurde er nun als wirklicher Sohn in deinem Hause geboren."

Als der Sohn der Greisin das gehört hatte, kam ihm plötzlich die Erinnerung an sein früheres Dasein. Er erkannte, daß der Lehrer die Frucht seiner Götterverehrung völlig richtig geschildert hatte. Nachdem er so alles als die Folge davon kennengelernt hatte, daß er in seinem vorigen Dasein die Dschina verehrt, ging er mit seinem Vater nach Hause.

Im Laufe der Zeit aber wurde der Sohn der Greisin zum König in dieser Stadt gemacht. Er tat gute Werke in vielfältiger Weise, vor allem verehrte er die Dschina. Nachdem er aber so infolge seiner Frömmigkeit das Königtum und all das andere Glück genossen hatte, nahm er schließlich bei dem Dschainalehrer die Mönchsweihe und gelangte auf den Pfad des Heils.

36. Der Rādschpūt Kühn[1]

In einer Stadt namens Pundarīkinī lebte ein infolge seiner in einem früheren Dasein vollbrachten Taten feiger Rādschpūt[1] namens Kühn, der nicht in Heldentaten geübt war. Denn die Kühnheit war bei ihm einzig und allein im Namen enthalten. Darum schämte er sich immer und kam nie aus seinem Hause.

Seine Frau, die Tochter eines Helden, litt unter der Feigheit ihres Mannes. Sie schämte sich, wenn sie unter ihren Freundinnen weilte, und heftiger Gram brannte in ihrem Herzen. Obwohl nun dieser Rādschpūt infolge seiner Furchtsamkeit keine Kriegsdienste nahm, sagte seine Hausfrau, im Herzen Böses sinnend, zu ihm mit schmeichelnden Worten: „In diesem Königreiche ist dein Heldensinn den Bürgern bekannt; geh darum in die Fremde und nimm bei jemandem Kriegsdienste, damit die Könige anderer Länder, welche dein

[1] Rādschpūt = Kschatrija, Angehöriger des Kriegsadels.

Wesen verkennen, weil sie sich durch deinen Schmerbauch täuschen lassen, dich mit Gnaden überhäufen."

Der Rādschpūt willigte ein, und nachdem er alle seine Waffen zurechtgemacht hatte, verließ er sein Haus und machte sich auf den Weg in ein anderes Land, ausgerüstet mit der Wegzehrung, die ihm seine Frau gegeben hatte. Als er die Stadt verlassen hatte und eiligst dahinschritt, hielten ihn sieben Räuber an, welche nach Untat gelüstete und deren Taten weit und breit bekannt waren. Da steckte er alle zehn Finger in den Mund[1] und sagte furchtsam und mit kläglicher Stimme: „Nehmt meine Kleider, meine Wegzehrung und meine Waffen und laßt mich laufen! Warum wollt ihr Fürsten der Könige mich, euren Diener, nicht laufen lassen, da ich keinen Schützer und keinen Schutz habe, betrübt bin, zittere und bebe vor Angst? Seid barmherzig! Nehmt all mein Gut und laßt mir nur das Leben! Bin ich doch der einzige Gatte in Haus und Hof meiner Frau!" Die Räuber waren über seinen Heldensinn sehr erbaut. Sie mußten lachen, nahmen ihm bis auf sein Gewand alles ab und ließen ihn laufen. Und er zitterte wie ein Elefantenohr[2].

Weil sie aber hungrig waren, verzehrten sie die Reisekost, die sie ihm weggenommen hatten und die seine Frau vergiftet hatte; denn es war ihnen bestimmt, in Jamas[3] Dienste zu treten.

Der Fehler der Speise hatte die Räuber zu langem Schlafe gebettet; Kühn aber, der in der Irre umherlief, kam wieder in ihre Nähe. Als der Wind ihre Bärte bewegte, glaubte Kühn, die Räuber seien noch lebendig, und lief in seiner Angst wieder weit weg. Er sagte: „Ei, glaubt ihr Schelmen denn, ihr könnt einen so trefflichen Soldaten wie mich vertrauensselig machen, um mich zu fangen?" Da aber benahmen ihm nach einem Augenblicke die Krähen seine Befürchtungen.

Mit einem krummen Säbel hieb er den toten Räubern, deren Leiber von Krähen bedeckt waren, die Köpfe ab und band sie an seine Hüfte. Als so ihre Köpfe wie Flaschengurken

---

[1] Eine Geste der Angst. [2] Sprichwörtlich, entsprechend unserem „wie Espenlaub". [3] S. 15, Anm. 3.

an seiner Hüfte baumelten, sah er aus wie ein Fährmann, der die Menschen über den Strom des Unglücks hinüberführen wollte. Dann nahm er auch ihre Waffen und Kleider, und stolzgebläht ging er nach Hastinapura, wo damals König Schrīharscha regierte.

Die Köpfe, welche aussahen wie Häupter Rāhus[1], warf er vor der Tür des Königs nieder; dann erzählte er diesem ausführlich von der Mannestat, die seine Arme geleistet hätten. Der König aber ward heftig bewegt, als er sah, daß diese unüberwindlichen Räuber, denen keiner standhielt und die sein Land verheert hatten, von jenem getötet worden waren. Er bat ihn höflich, bei ihm Dienste zu nehmen. Der andere aber rühmte sein Heldentum und machte zur Bedingung, daß der König ihm nicht den ersten besten Auftrag geben dürfe. „Wenn aber dein eigener Leib in Gefahr kommt, o König" — so sagte er —, „dann darfst du glauben, daß meine Heldentat dein Herz in Staunen setzen wird."

Der König willigte ein und ließ es sich nicht nehmen, ihm ein Lakh[2] Goldes auszuzahlen und ihn zum obersten Führer seiner Soldaten zu machen.

Da er nun täglich so geehrt ward und vom Reichtum des Königs lebte, war er beständig allen den bisher im Dienste des Königs stehenden Kschatrija ein Dorn im Auge[3].

Infolge des Reifens seiner Taten[4] nun begab sich's, daß in dieser Stadt ein großer böser Löwe Schaden anrichtete. Am Abhang der Burg[5] tötete er Menschen und ganze Rinderherden, und aus Furcht vor ihm hielt man das Stadttor bei

---

[1] Rāhu ist ein Dämon, dem Wischnu das Haupt abschlug, als er das Amrita (Einl. S. 5) trinken wollte. Sonne und Mond hatten ihn dem Gott verraten, und aus Rache verfolgt das durch das Amrita unsterblich gewordene Haupt noch heute die beiden Gestirne, um sie zu verschlingen. Wenn ihm das gelingt, so gibt es eine Finsternis. [2] = 100 000 (Goldstücke). [3] Wörtlich: „wie ein Dorn." Der Inder denkt dabei aber nicht ans Auge, sondern ans Fleisch. [4] Die (in einer früheren Existenz getanen) Taten „reifen" in der nächsten, insofern von ihnen alle Schicksale eines Geschöpfes abhängen. [5] Vor den Mauern der Stadt.

Tag und bei Nacht geschlossen. Die langarmigen Helden, welche mit dem Schwert in der Hand oder mit dem Bogen gelobt hatten, den Löwen zu töten, wurden von diesem in Jamas Palast geführt.

Da sagten einst die Minister zu dem tiefbekümmerten König: „Derjenige Krieger mag den Löwen töten, welcher das Lakh als Sold erhält." Und der König, welcher durch den Schaden erbittert war, den der Löwe anrichtete, gab Kühn eine Betelrolle[1] und befahl ihm, den Löwen zu töten, weil dies seinen Helden nicht gelingen wollte.

Kühn, welchen seine Mutter nun einmal zum Nutzen dieser Welt geboren hatte, dachte in seinem Herzen nach, und bebend vor Angst und Wut sagte er zu dem König: „Schämst du dich nicht, einem Mann wie mir den Auftrag zu geben, ein Vieh abzuschlachten? Aber freilich, wenn man einem schlechten Herren dient, so kommt man zu unheldenhaftem Heldentum." Indem er solche Worte sprach, ging er aus der Stadt hinaus, und sogleich schlossen die Torwächter hinter ihm das Stadttor.

Als der Krieger sich so aus der Stadt gedrängt sah, war er ganz niedergeschlagen. Er dachte: „Ach, in der fürchterlichen Nacht droht mir schon von den Schakalen Gefahr. Wem gehöre ich an? Wohin soll ich gehen? Wer soll mich in dem Wald beschützen?" — Der Atem stieg ihm in die Kehle, und auf Schritt und Tritt packte ihn die Angst. — „So will ich denn auf den Ast eines hohen Baumes steigen und da jedenfalls diese Nacht verbringen; mag dann morgen geschehen, was geschehen soll!"

Als Kühn den Baum erklommen hatte, kam in der Nacht auch der Löwe, dessen fürchterlicher Rachen von spitzen Zähnen starrte, brüllend nach und nach heran; und als er das Menschenfleisch witterte und unter dem Baume stehen blieb, zitterte Kühns Hand so stark, daß ihr die Lanze entfiel. Infolge der

[1] Die „Betelrolle" besteht aus der Arekanuß (Areca Catechu), die mit Kalk und Gewürz vermengt in das Blatt des Betelpfeffers (Piper betle) gewickelt und nach der Mahlzeit gekaut wird. Sie dient dazu, dem Munde Wohlgeruch zu verleihen. Man reicht jemand eine solche Rolle zum Zeichen eines Auftrags, des Abschlusses eines Vertrags, des freundschaftlichen Verkehrs usw.

guten Werke aber, die Kühn in einem früheren Dasein vollbracht hatte, ward der Löwe durch die mit scharfer Spitze versehene Lanze sofort zu Tode getroffen und starb im Augenblick. Als es tagte, getraute sich Kühn, am ganzen Leibe zitternd, nicht vom Baume. Erst die Krähen, die wie Freunde[1] an ihm handelten, machten ihn darauf aufmerksam, daß der Löwe tot war. In größter Angst nahm er ihn, und außer sich vor Aufregung kehrte er mit ihm zurück. Den Leuten aber, welche seine Vortrefflichkeit verkündeten, rief er erregt zu: „Hurtig, lauft zum König und sagt zu ihm und zu meinen Neidern: ‚Durch meine Gnade sei die ganze Stadt von nun an ruhig und von Furcht befreit! Den starken Löwen hat Kühn, das Hauptjuwel[2] der Kühnen, erlegt. Bis ans Stadttor, o König, ist er gegangen und wartet da auf die Ehrungen, die du ihm schuldest.'"

Als der König von diesen Leuten die Geschichte erfahren hatte, zog er ihm entgegen und geleitete ihn unter festlichem Gepränge in die Stadt; denn er wußte, wie man das Verdienst ehren soll. Der König schenkte dem Maulhelden eine Provinz; der Ruhm des Kriegers Kühn erscholl durch alle Lande, und infolge seiner in einem früheren Dasein vollbrachten guten Taten erlangte er die höchste Herrlichkeit.

37. Sūra und die Hexen

In Indien und zwar im Lande Awanti liegt eine herrliche Stadt namens Dhārā, bei deren Anblick Alakā[3] augenblicklich all ihren Stolz verliert. Dort lebte ein reicher Rādschpūt[4] Sūra, der war gewaltig stark, willenskräftig und klug, reich an trefflichen Eigenschaften, freigebig, lebensfroh und frei von aller Furcht; seine Frau Tschaturā dagegen war dürr, hinter-

[1] Wortspiel zwischen Wajasja „Freund" und Wājasa „Krähe".
[2] S. 88, Anm. 1. [3] Die auf einem Gipfel des Himālaja gedachte Hauptstadt Kubēras, des Gottes des Reichtums und der Schätze.
[4] S. 126, Anm. 1. Sūra ist dialektische Form für Schūra „Held".

hältig und ungezügelt in ihrer Leidenschaft, und da sie außerdem zum Zorne neigte, so machte sie ihrem Mann durch bittere Reden das Leben schwer.

Da dachte Sūra: „Was habe ich von dieser Frau? Auf eine Gemahlin von übler Sinnesart und auf hinderliches Wissen soll man verzichten." So dachte er und hielt alle Tage gar eifrig Ausschau nach einer anderen in manchem Dorf und mancher Stadt. Nun wohnte in Awanti eine Alte, welche eine jungfräuliche Tochter besaß. Um diese warb er bei der Mutter, und die Mutter sagte sehr freundlich: „Meine Tochter Sundarī soll in dein Haus übersiedeln, wenn du mir gestattest, bei ihr zu wohnen." Was tut ein Mann nicht, den die Liebe quält? Sūra war also damit einverstanden. Denn:

> Am Tage sieht die Eule nicht, die Krähe nicht in der Nacht.
> Der Liebesblinde aber ist ein unerhörtes Wesen; denn er sieht weder in der Nacht, noch am Tage.

Als die erste eine Ehegenossin erhalten hatte, keifte sie, daß es den andern übel in die Ohren klang. Sūra sah, daß der Zank nicht aufhörte; deshalb trennte er seine Frauen voneinander und brachte sie in verschiedenen Gebäuden unter. Aber da lief Tschaturā in Sundarīs Haus und beschimpfte sie. Beide waren rasend vor Leidenschaft und im Herzen voller Eifersucht gegeneinander, und von dieser Leidenschaft besessen fochten sie miteinander, Zahn gegen Zahn, Fuß gegen Fuß, Faust gegen Faust, Arm gegen Arm, Kopf gegen Kopf und Kralle gegen Kralle. Liebesglück und Streit bringt ja nur die Eifersucht, die alle Frauen beständig in ihrem Herzen hegen. Denn:

> Von Ehegenossinnen ist der Zank so unzertrennlich wie vom Monde die Kühle, von der Sonne die Hitze, vom Wasser das Abwärtsgleiten, von der Blume der Duft und vom Sesam das Öl.
>
> Der Besitz zweier Frauen bringt Unheil; denn sie lassen sich nicht halten durch die Furcht vor ihrem Manne, streiten miteinander je länger, je schlimmer, und ihre Stimmen schallen durchs halbe Dorf.

Der Mann, der von zwei Frauen beherrscht wird, muß hungrig das Haus verlassen, wenn er ausgeht, erhält nicht einmal das Wasser reichlich und muß sich mit ungewaschenen Füßen schlafen legen.

Nun brachte Sūra seine Frau Sundarī nebst ihrer Mutter nach einer Stadt, welche Hindalōra hieß und 10 Gawjūta[1] von seinem Wohnort entfernt lag, blieb aber selbst, ohne sich weitere Gedanken zu machen, in Tschaturās Hause, weil er sich von dem nicht trennen mochte, was ihm dort das Leben bot. Eines Tages sagte er vertraulich zu ihr: „Ich will Sundarī einmal besuchen." Tschaturā dachte: „Laß ich ihn wohlbehalten ziehen, so bleibt er sicher dort, und ich bin meinen Mann los!" Doch war sie guten Mutes, gab ihm als Wegzehrung Pfannkuchen mit, in die sie ein schlimmes Pulver gemischt hatte, und entließ ihn. Böse Frauen sind ja aller Ränke voll. Denn:

Unwahrhaftigkeit, Voreiligkeit, Betrug, Dummheit, alles Maß übersteigende Habsucht, Unreinlichkeit und Unbarmherzigkeit: das sind die Fehler, welche den Weibern angeboren sind.

Halbwegs zwischen den beiden Städten floß der Fluß Tschintschinī. Als Sūra an diesen kam, reinigte er sich an ihm seine Hände, seine Füße und sein Gesicht und machte sich daran, seinen Mundvorrat zu verzehren. Das Pulver in den Pfannkuchen aber bewirkte, daß er zu einem Hunde ward und zu Tschaturā zurückkehren mußte. Diese band ihn mit festen Stricken und prügelte ihn lange Zeit. Schrecklich war des Hundes Aussehen. Endlich erlöste ihn die Unholdin, und da er von hundert Wunden bedeckt war, verband sie ihn mit Lappen. Ganz allmählich gesundete er.

Als ein Monat vergangen war, sagte er wieder: „Ich will Sundarī besuchen; mach' mir die Wegzehrung zurecht!" Da gab sie ihm Grütze mit auf den Weg. Er kam wieder an den Fluß; doch als er sich gesetzt hatte, um zu essen, kam ein be-

---

[1] Ein Längenmaß.

zopfter Bharataka[1]. Der hatte zweimal 24 Stunden gefastet und bat ihn um Speise. Sūra gab sie ihm. Als der Mönch sie aber verzehrt hatte, verwandelte er sich in einen Esel, und der Bharata-Esel lief nach Tschaturās Hause, wie es vorher Sūra getan hatte. Sūra aber ging hinter ihm drein; denn er wollte doch mit ansehen, was seine liebe Frau unweigerlich tun würde. Das Weib fesselte den Esel mit Stricken und folterte ihn mit Peitschenhieben. Der Esel schrie gewaltig im Banne des Entsetzens und krümmte sich, ganz gebrochen von den übermäßigen Schlägen. Bei jedem Hieb aber rief sie scheltend: „Willst du noch Sundarī besuchen, he?" Als sie dann merkte, daß der Esel dem Tode nahe war, erlöste sie ihn und erblickte — den Asketenfürsten. Er war ganz gebeugt von der Last, die ihm die Menge seiner Zöpfe verursachte, geschmückt mit einer großen Trommel und mit einer Handtrommel[2], hatte Augen, vor denen man sich entsetzen konnte, so sehr waren sie mit Asche „verziert", und trug ein Messer. Seine ganze Bekleidung aber bestand in einem schmalen Zeugstreifen, der seine Blöße bedeckte.

Wie vom Blitz getroffen fiel ihm Tschaturā zu Füßen; denn sie hatte große Angst[3]. Der Bezopfte sagte zu ihr: „Was du getan hast, gute Frau, ist ganz nach dem Sprichwort abgelaufen: ‚Wer Grütze ißt, muß Schmach leiden.'" Da gab sie ihm in gläubiger Demut Geld, was ihn völlig aussöhnte, und entließ ihn.

In ihrem Herzen aber dachte sie: „Mein Mann ist hinter meine Schliche gekommen. Jetzt will ich alle meine Listen aufbieten, um ihn zu ermorden. Denn wie könnte ich mit ihm glücklich leben, da seine Liebe nun einmal zerstört ist?"

Darauf badete sie sich, ging in den Hof, zog mit Kuhmist[4]

---

[1] Bharata(ka): s. die Anmerkungen S. 376 nebst Fußnote 3. In dem Ausdruck Bharata-Esel, der sogleich folgt, liegt eine Bosheit des Vfs. [2] ḍamara = gudsch. u. hindī ḍamru, eine kleine Trommel von der Form einer Sanduhr, welche mit einer Hand gehalten und mit den Fingern der andern geschlagen wird. Sie gehört zu den Attributen des Gottes Schiwa. [3] Als Hexe ist sie eine Verehrerin Schiwas und glaubt an die übernatürliche Macht der schiwaītischen Mönche. [4] Die Kuh und alles, was von ihr kommt, ist den brahmanischen Indern heilig.

einen Zauberkreis, legte ein weißes Gewand an und brachte Weihrauch, Speisespenden und anderes, was sie brauchte. Sie opferte besten Guggala[1], rote Kanawīra-Blüten mit Schmelzbutter, völlig gesammelten Geistes, indem sie grausige Opferrufe ausstieß. Als sie aber die letzte Opfergabe dargebracht hatte, erschien ihr Takschaka[2] und sprach zu ihr: „Weshalb hast du mir gehuldigt, meine Gute? Ich bin dir gnädig: sprich einen Wunsch aus nach deinem Belieben!" Sie antwortete ihm: „Beiße meinen Gemahl, der nur in seine andere Frau verliebt ist." Da sagte Takschaka: „Heute in einem halben Jahre soll er sterben!"

Darauf entließ Tschaturā die Schlange und kehrte ins Haus zurück, indem sie geruhig wartete. Sūra hatte indessen in einem Schuppen gesteckt und alles mit angesehen. Er dachte: „Der Frauen Bosheit übersteigt doch alle Begriffe! Sie hat mich geschändet und zum Hunde, den Bharata aber zum Esel gemacht. Denn:

> Was der Schöpfer in seiner Schöpfung nicht zu schaffen wagt, was Schiwa in seiner tiefen Meditation nicht erschaut hat, was sich nicht in Wischnus Leibe[3] befindet: das bringen unbarmherzige Weiber zustande."

Mit solchen Gedanken wanderte er ganz aufgeregt vor Angst nach der Stadt Hindalōra, und in die Lust, welcher er sich mit Sundarī hingab, mischte sich beständige Furcht. Sundarī versuchte mit allen Mitteln, ihn zu erheitern, mit verführerischen Tänzen, mit Scherzen, mit gesellschaftlichen Künsten und dergleichen: vergeblich! Nichts vermochte ihm Freude zu machen. Da nahm die Schwiegermutter ihren Eidam beiseite und fragte ihn nach der Ursache seines Kummers. Er antwortete ihr:

---

[1] Ein duftendes Harz. [2] Ein bekannter Schlangendämon. Vgl. S. 26ff.
[3] Nach einer Sage des Mahābhārata (III, 188f.) irrte der Weise Mārkandēja nach einem Weltuntergang auf dem Meere umher, fand ein auf einem Njagrōdhazweige ruhendes Knäblein und wurde von diesem aufgefordert, in ihm auszuruhen. M. trat durch den geöffneten Mund ein und sah in ihm die ganze Welt, die er selbst in 100 Jahren nicht zu durchwandern vermochte. Das Knäblein gab sich ihm hinterher als Nārājana (Wischnu) zu erkennen.

„Warum soll ich dir, Mutter, den Kummer erklären, den mir ein Weib verursacht; weshalb soll ein Unfähiger zwecklos einem schwachen Menschen sein Leid klagen? Da gäb's nur beiderseitige Tränen, wie zwischen einem Mutlosen und seiner Mutter." Sie sagte: „Ich bin nicht schwach! Vertraue mir nur den Grund deines Grames an! Wenn man freilich nicht weiß, worin eine Krankheit besteht, so kann man sie auch nicht heilen." Da sagte Sūra: „Nach Ablauf eines halben Jahres muß ich sterben, und der mich tötet, ist Takschaka. Mein Weib hat ihn sich dienstbar gemacht, und so muß er es tun, er mag wollen oder nicht." Seine Schwiegermutter aber sprach: „Hab' nur keine Angst! Ich will mit meiner Tochter schon tun, was dir frommt. Genieße nur nach Herzenslust, sei lustig und guter Dinge, und hege keine bösen Zweifel in deiner Seele."

Doch sie vermochte den Speer nicht zu lockern, der in seiner Seele steckte; und da seine erste Frau ihn so schimpflich gemartert hatte, weilte er trotz des Zuspruchs, den seine Schwiegermutter ihm gespendet hatte, bei Sundarī in steter Todesangst.

Da malten eines Tages die Mutter und die Tochter sowohl an die Tür als an die Wand des Hauses zwei schöne Pfauen, so lebenswahr, daß man hätte glauben können, sie würden sich jeden Augenblick bewegen. Dann reinigten sie sich, setzten sich auf die Wēdikā[1] und verehrten die Pfauen, in tiefer Andacht ihrer gedenkend und ihnen opfernd. Als der festgesetzte Tag gekommen war, welcher der leibhaftigen Gestalt des Todesgottes glich, sagte Sūra in seiner Todesangst zu seiner Frau: „Heute mittag ist mir der Tod gewiß." Sie entgegnete ihm: „Fasse nur Mut, Gebieter meines Lebens! Du sollst sehen, welche erstaunlichen Kräfte wir besitzen, die das Unheil von dir abwenden werden." Darauf richtete sie das Haus durch Bestreichen des Fußbodens mit Kuhdung besonders schön her[2], stellte in die Mitte einen Sitz, und auf diesen setzte sich auf ihre Bitte der Geliebte ihrer Seele. Dann legten beide

[1] Eine erhöhte Stelle des Erdbodens als Sitz bei heiligen Handlungen („Altar"). [2] S. 67, Anm. 1.

Frauen neugewaschene Gewänder an, nahmen unenthülste Reiskörner in die Hände und gingen nach der Wēdikā: da erblickten sie auch schon eine schwarze Schlange. Augenblicklich warfen sie die Reiskörner, über die sie vorher Zaubersprüche gesprochen hatten, auf die beiden Pfauen, und im Nu hatten diese die Schlange zerrissen[1], und jeder hielt eine Hälfte davon in seinem Schnabel. Dann schrien sie auf und flogen schnell in die Luft empor und davon. Sūra aber dachte staunend: „Wie wunderbar hat sich der Zauber bewährt!" Er badete, feierte ein großes Fest, gab sich nach Herzenslust mit seiner Geliebten dem Genusse hin, spendete den Dürftigen reiche Gaben und hielt sich für neugeboren.

Tschaturā erkundigte sich bei Leuten, welche aus Hindalōra kamen, was Sūra machte, und erhielt zur Antwort, daß er Gaben spendete. Da verwandelte sie sich in eine weiße Katze, ging, sich wie wahnsinnig gebärdend, nach Sundarīs Haus und schrie. Doch als Mutter und Tochter sie sahen, verwandelten sie sich in schwarze Katzen und begannen mit ihr einen erbitterten Kampf.

Wieder und wieder sprangen sie empor und fielen dann abwechselnd ohnmächtig zur Erde. Dabei schrien sie mit greulicher Stimme und ließen Krallen, Zähne und Haare. Da aber Tschaturā besonders zauberkundig war, so brachte sie dadurch die beiden anderen in Verwirrung. Die weiße Katze überwältigte die schwarzen und ging in deren Hof.

Sūra, der das alles mit angesehen hatte, war ganz entsetzt und fragte hastig: „Weshalb kämpft ihr beiden hier so heftig, und wer ist die weiße Katze? Sie war allein und hat doch euch, die ihr zu zweit wart, im Kampf entsetzlich verwundet. Wie kommt das? Wo ist sie hin, und weshalb ist sie eure Feindin?" Sundarī antwortete: „Es ist deine Frau Tschaturā. Sie ist eine vollendete Hexe; ich aber und die Mutter sind es noch nicht lange, und zwar sind wir's dadurch geworden, daß wir Menschenfleisch gegessen haben. Sie haßt mich, weil ich ihre Mitgemahlin bin, und ist deshalb zu mir gekommen, um mich

[1] Die Pfauen sind in Indien als Feinde der Schlangen bekannt.

und die Mutter kraft ihrer Zaubermacht umzubringen. Denn nichts ist unerträglicher als die Eifersucht gegen den Ehemann."

Als Sūra das hörte, fürchtete er sich und dachte: „Da bin ich unter einen Haufen Hexen geraten, der allerlei Trug in sich birgt."

Nach Ablauf eines Monats kam Tschaturā abermals als weiße Katze, und nach einem Kampfe, der sich wie das erstemal abspielte, waren die beiden schwarzen Katzen völlig erschöpft. Die weiße entfernte sich, die schwarzen blieben da. Auf Sūras Frage nach der Ursache ihrer Niederlage antwortete Sundarī: „Herr, unsere Zaubersprüche verleihen uns nur geringe Kräfte. Doch gäbe es ein kräftiges Mittel, das von dir abhinge — und du bist doch so barmherzig! Wenn du mich und die Mutter lieb hast, so willige in meine Bitte." Liebevoll antwortete Sūra: „Sprich nur deine Bitte aus!" Da sagte sie: „Sei so gut und sprich recht deutlich, wenn sie uns wieder bedrängt: ‚Packe, Schwarze, die Weiße! Erbeiße sie, erbeiße sie sogleich!' Wenn du so rufst, so werden wir gestärkt und werden sie umbringen, da sie nur eine gegen zwei ist[1]."

Zum dritten Male kam die weiße Katze. Im Kampfe, welcher sich zwischen ihr und den beiden schwarzen entspann, unterlagen diese wiederum. Da rief Sūra: „Packe, packe und erbeiße sogleich, o Schwarze, die Weiße und töte sie!" Kaum hatte er das gesagt, so packten die beiden schwarzen, obwohl sie schon dem Tode nahe waren, die weiße Katze an der Kehle. Als aber Sūra merkte, daß die weiße dem sicheren Tod verfallen war, da dachte er in seinem Herzen: „Meine guten Werke tragen ihre Frucht. Die weiße stirbt jetzt infolge meiner Worte. Ich will doch wundershalber sehen, ob nicht vielleicht auch die beiden schwarzen infolge meines Zurufs sterben müssen. Drum will ich jetzt das Gegenteil sagen." Darauf rief er und sprach die Worte mit aller Sorgfalt aus: „Die Weiße töte die Schwarze!" Und weil er seine Worte absichtlich dop-

[1] Die Inder hegen noch heute wie in wēdischer Zeit den Glauben an die Zauberwirkung des menschlichen Worts. S. Einl. S. 7.

pelsinnig gewählt hatte, so machte die weiße Katze im Nu den beiden schwarzen den Garaus.

Als sich so die drei im heftigen gegenseitigen Kampfe umgebracht hatten, da kannte Sūras Jubel keine Grenzen: „Ich bin die Krankheit los, für die kein Kraut gewachsen zu sein schien!" Er verzichtete darauf, die drei zu bestatten. Die Furcht trieb ihn fort in seines Bruders Haus.

Sein Bruder war nicht daheim, da er sich nach einem anderen Ort begeben hatte. Er neigte sich vor seiner Schwägerin, und die liebevolle Aufnahme, die sie ihm bereitete, hielt ihn in ihrem Hause fest. Sie bediente ihren Schwager, der seine Frauen verloren hatte, bei Tag und bei Nacht.

Eines Tages salbte sie ihm ganz unbefangen[1] sein Haupt mit Öl. Da trat ein Bauersmann herein, mit einem Leitseil in der Hand, und sagte zu ihr: „Mutter[2]! Mein schöner Ochse Minta ist mir soeben verendet. Die Zeit der Aussaat vergeht; drum suche ich einen anderen." Da streute sie ihrem Schwager blitzschnell Staub auf den Kopf, und augenblicklich verwandelte sich dieser in einen Büffel.

Der Ackersmann nahm ihn mit sich, und Sūra mußte ihm nun den Pflug ziehen, gar lange Zeit! Eines Tages aber riß das Loch aus, welches ihm in die Scheidewand der Nasenlöcher gebohrt worden war[3], und Sūra erhielt seine natürliche Gestalt wieder. In seinem Entsetzen lief er davon, so schnell er konnte, und der Bauer lief hinter ihm drein. Auf seiner Flucht traf er seinen Bruder, der desselben Weges daherkam. Sein Bruder sagte zu ihm: „Wo läufst du hin, Sūra? Du bist ja ganz mit Wunden bedeckt? Komm in meine Arme, Bruder; begleite mich in mein Haus! Da kannst du in aller Gemächlichkeit wohnen." Aber Sūra rief: „Deine Frau ist eine Hexe! Mach', daß du fortkommst! Sie hat mich in einen Büffel verwandelt und hat mir damit gewaltige Martern verursacht.

---

[1] Eigentlich verstieß so vertraulicher Verkehr namentlich in Abwesenheit des Ehemannes gegen die gute Sitte. [2] Anrede an eine verheiratete Frau, der man sich in ehrbarer Absicht nähert. [3] Durch dieses Loch war das Leitseil gezogen.

Darum mach', daß du fortkommst, Bruder; mich bringst du gewiß nicht wieder in dein Haus! Ich gehe in den Wald; denn die Frauen hier sind alle Teufelinnen[1]."

Mit diesen Worten eilte er weiter, bis er in einen großen Wald kam und zu Boden sank. Da erblickte er sechs wohlgenährte Männer, welche Graslasten schleppten, in dem sonst menschenleeren Walde. Er fragte sie höflich: „Ihr seid mit Edelsteinen, Perlen und Gold geschmückt und tragt doch Gras!" Sie antworteten ihm: „In diesem Walde wohnt eine Greisin, und das Alter lastet schwer auf ihr. Die läßt sich von uns täglich sechs Lasten und dazu Wasser holen. Dafür gibt sie uns Speise, soviel unser Herz begehrt, dazu Kleider und kostbares Geschmeide, trotzdem sie nur in einer alten, gebrechlichen Bettstelle schläft. Sie ist eine wandelnde Wunschliane[2]." Sūra erkundigte sich weiter: „Was tut sie denn mit dem Gras und dem Wasser?" Die Leute erwiderten: „Wie käme es uns zu, danach zu forschen, und wie dir, o Wandersmann?" Da dachte er: „Das ist eine wunderliche Sache! Die will ich mir doch mit meinen eigenen Augen ansehen!"

Also nahm auch er ein Bündel auf seinen Kopf und folgte den Männern. Sie fragten ihn, wie er heiße, und er gab Ghrischta als seinen Namen an. Da sagten sie: „Er soll unser siebenter Bruder sein!" und nahmen ihn mit ins Haus. Dort legten sie ihre Lasten nieder, holten dann das Wasser, füllten damit ein Becken an und gingen lustig und guter Dinge mit Ghrischta zu der Alten.

Die Alte fragte: „Liebe Söhnlein! Wer ist denn dieser Siebente? Ein schwächliches Kerlchen!" Sie erwiderten: „Wir fanden ihn im Walde und haben ihn zu dir gebracht, Mütterlein!"

Da legte die Alte liebevoll Ghrischta beide Hände auf den Rücken[3] und sprach zu ihm: „Es ist gut, mein lieber Sohn, daß du mir vor die Augen gekommen bist. Das Schicksal hat dich sehr mitgenommen; du bist jetzt ganz von Kräften. Nun

---

[1] Rākschasī, Einl. S. 8. [2] S. Einl. S. 6. [3] Bei der Vorstellung steht er in ehrfurchtsvoll gebückter Haltung vor ihr.

bleib nur in meinem Hause, recht lange, so lange dir's hier gefällt, und iß dich satt!"

Er antwortete: „Ich will gern bleiben, Mütterchen. Wer wäre auch zeitlebens unglücklich!" Dann aß er sich nach Herzenslust satt. Als er aber damit fertig war und ausruhte, dachte er: „Wohin geht das Gras und das Wasser, und woher kommt all der Reichtum? Ich will doch heut nacht einmal aufpassen; vielleicht erfahre ich, was den Leuten ihren Reichtum schafft."

In der Nacht bekam er zum Schlafen ein Lager angewiesen, dessen Unterbett mit Daunen gestopft war. Doch blieb er wach, obgleich er sich's nicht merken ließ. Mitternacht war vorüber; da sagte die Alte mit vernehmlicher Stimme: „Schlaft ihr schon alle, oder ist noch jemand von euch munter?" Aber niemand muckste sich. Jetzt erhob sie sich aus ihrem gebrechlichen Bettgestell und schlich sich fort in den Hof. Dort ließ sie sich auf die Erde fallen, sprach einen bösen Zauberspruch und verwandelte sich durch ihn in eine Stute. Sie verzehrte all das Gras bis auf den letzten Halm und trank das Wasser bis zum letzten Tropfen: da ward sie zu einer schönen Frau und war mit allem erdenklichen Geschmeide geziert.

Schnell entfernte sie sich, und Sūra huschte hinter ihr drein. Sie ging in eine Höhle, in welcher sich hundert Hexenmeister und Hexen drängten. Die Hexen gingen ihr entgegen und umarmten sie wie eine Mutter. Darauf fielen sie ihr zu Füßen, führten sie auf einen herrlichen Sitz und huldigten ihr mit der allergrößten Ehrerbietung. Dann fragten sie: „Mutter! Weshalb hast du das zusammengebrachte Opfer nicht mitgebracht?" Sie schüttelte mit dem Kopf und sagte zu ihnen: „Seid nur nicht so aufgeregt, meine Töchterchen! Ich wollte die Männer schon schlachten und sie euch bringen. Da kam aber noch ein siebenter dürrer Mann dazu. Wartet nur noch vierzehn Tage! Bis dahin ist er auch fett."

Nun ward sie mit Speisen und berauschenden Getränken bewirtet und nicht eher entlassen, als bis sie voll zufrieden war. Ghrischta aber sah alles mit an, furchtlos, da er hinter einer Säule verborgen war.

Die Schīkōtarī[1] nahm wieder die Gestalt eines alten Weibes an. Eine Hexe nämlich erweckt das Vertrauen der Menschen, wo sie sie findet, und verzehrt sie dann.

Sorgenvoll dachte Ghrischta: „Da bin ich schon wieder in Hexennot geraten! Ich mag mich wenden, wohin ich will: überall taucht eine Hexe auf!" Während er noch diesem Gedanken nachhing, ging die Sonne auf, und die Männer gingen alle zusammen, um Gras zu holen. Dabei erzählte ihnen Ghrischta von Anfang bis zu Ende das Abenteuer, welches er in der Nacht erlebt hatte. Sie entgegneten ihm: „Wir haben an der Mutter niemals etwas bemerkt, was auf Bosheit schließen ließe." Er erwiderte: „Ich gehe; bleibt nur, wenn ihr so nach Wohlleben begierig seid!" Da wurden sie doch nachdenklich und sprachen: „Warte noch eine Nacht und zeige auch uns das Treiben der Alten, welches uns alle mit der Vernichtung bedroht." Dann trugen sie ihre Graslasten ein, verrichteten alle ihre Obliegenheiten, legten sich, nachdem sie untereinander beraten hatten, nieder und taten so, als ob sie schliefen.

Es geschah nun alles wie in der vorigen Nacht. Als sie so mit eigenen Augen das Treiben der Alten gesehen hatten, gingen sie miteinander zu Rate über die Frage: „Was sollen wir jetzt anfangen?" Ghrischta sagte zu ihnen: „Wir müssen sie töten, während sie schläft." Gesagt, getan! Zwei hielten sie an den Füßen, zwei an den Händen, einer am Kopfe. Die zwei übrigen aber prügelten sie mit Knütteln so lange, bis sie völlig zerfetzt war.

Nachdem sie die Alte umgebracht hatten, wanderten sie alle nach Osten zu. Sie gingen im Walde dahin, kamen ans Ufer des Flusses Schiprā und erblickten eine ebenso liebliche wie große Stadt, so herrlich, daß man sie mit dem Stirnzeichen der Dreiwelt hätte vergleichen können. In dieser Stadt konnte man allerlei Bäume sehen: edelsten Mango, Zitronen-, Apfelsinen-, Punnāga- und Kutadscha-Bäume, wundervolle Gärten mit Gruppen von Tamāla-Bäumen, Wein- und Hintāla-Palmen, Wasserbecken, Brunnen und Teiche, Klöster und

[1] = Gudscharātī Schīkōtrī, eine niedere Art von Dämonen.

Hospize und viele Stellen, die dem Himmel glichen. Die Stadtmauer funkelte in goldenem Glanze und war mit einer bunten Mauerkappe geziert, und ihre leuchtenden Tore waren mit Fahnen und Torbogen [oder: Ehrenpforten] geschmückt. Der Markt war voll von ausgelegten Waren, wie es der große Asket Mārkandēja in Wischnus Leibe geschaut hatte[1]. Eine ganze Reihe von Palästen leuchtete mit ihren weißen Mauern, anzuschauen wie eine Reihe von Götterpalästen, und weithin strahlten über die Stadt die goldenen Krüge[2] auf den Spitzen der Dschina-Tempel.

Aber wohin die Wanderer auch blicken mochten: nirgends war ein lebendes Wesen zu sehen. Da begaben sie sich nach der Königsstraße. Auf dieser erblickten sie allerlei wilde Tiere und suchten darum schnell das Königsschloß auf. Sie fanden zunächst ein herrliches Gebäude mit hundert leuchtenden Türmen, so daß es dem Kailāsaberge[3] geschwistert erschien. Sie traten durch eine Tür ein, welche mit Schößlingen und Blättern[4] geziert war, setzten dann aber ihre Füße vorsichtig auf den tiefblauen Fußboden auf, da dieser zunächst den Eindruck einer Wasserfläche machte.

Als sie weiterschritten, sahen sie plötzlich ein altes Weib vor sich sitzen. Die Nase war ihm abgeschnitten, von seinem ungeschlachten Körper aber strahlte eine Lichtfülle aus, welche alle Himmelsgegenden erfüllte. Die Alte neigte sich vor ihnen und begrüßte sie mit dem Segenswunsch: „Treffliche Gattinnen seien euch beschieden!" Und schon traten sieben liebliche Mädchen ein, warben um sie und boten ihnen reiche Schätze an.

Da trat Ghrischta vor und fragte die Alte hastig: „Wer sind diese Mädchen, Mutter, welche Göttinnen gleichen und doch in einer Stadt wohnen, die leer von Menschen ist?" Sie erwiderte: „Alle sieben, mein Sohn, sind Widjādhara-Töchter[5].

---

[1] S. 134, Anm. 3. [2] Auf den Kuppeln indischer Tempel und Paläste sind krugförmige Spitzen angebracht, da gefüllte Krüge eine glückverheißende Vorbedeutung bilden. [3] Berg auf dem Himālaja, auf welchem Schiwa residiert. [4] Der Text kann auch bedeuten: mit Korallenblättchen. [5] S. Einl. S. 7.

Ich habe seinerzeit einen Wahrsager gefragt, wer ihnen zum Gatten bestimmt sei. Er gab mir die Auskunft, wenn sie alle sieben hier harren würden, würden sich ihre Gatten einfinden. Darum hab' ich sie hierher gebracht, und ihr seid gekommen, seid also die ihnen bestimmten Gatten. So vermählt euch denn mit ihnen und genießt mit ihnen die Wonnen, die ihr euch mit euren guten Werken gesammelt habt. Die herrlichen Gemächer dieses Palastes, die mit allerlei Räucherwerk durchduftet sind, die mit Daunenkissen belegten, herzerfreuenden Ruhebetten, die Bildersäle, die mit luftigen Fenstern geziert sind, und diese sieben Rosse, deren Schnelligkeit mit der des Windes eifert, stehen zu eurer Verfügung. Auf ihnen könnt ihr ausreiten, wohin es euch beliebt; aber hütet euch, nach Osten zu reiten!"

Da die Gefährten den Lockungen der Liebe nicht zu widerstehen vermochten, vermählten sie sich mit den Mädchen und schwelgten mit ihnen in den Wonnen der Liebe in Lustgemächern, wie Dauganduka-Götter[1]. Bald ergötzten sie sich am Wasserspiel, bald am reizenden Blumenpflücken; dann wieder banden sie Schaukeln an die Äste der Tschampaka-Bäume und belustigten sich am Schaukelspiel. Dann aber überlegten sie miteinander und sagten: „Es ist uns verboten worden, uns im Osten zu vergnügen. Das muß einen gewichtigen Grund haben. Worin mag dieser Grund bestehen?" Denn das Verbotene lockt nun einmal die Menschen.

Und richtig! Eines frühen Morgens bestiegen sie ihre Rosse und ritten nach Osten. Als sie ein Stück geritten waren, sahen sie, daß vor ihnen der ganze Erdboden eine Meile breit mit Männerköpfen bedeckt war. Sie sagten zueinander: „Was ist das für eine seltsame Sache? So etwas hat noch niemand auf Erden gesehen oder gehört, und niemand getraute man sich's zu erzählen." Da traf eines Rosses Huf einen der Schädel, und dieser lachte laut auf: „Haha! die Zeiten sind vorüber, da wir die Rosse und die Schönen in Ehren hielten!" Ghrischta faßte sich ein Herz und fragte den Schädel, der ihm offenbar zum

[1] S. die „Textkritischen Bemerkungen" S. 383.

Wohltäter werden sollte: „Wer sind diese Rosse und diese Frauen, und wie kommt es, daß die Erde hier mit Köpfen bedeckt ist?" Der Schädel antwortete: „Die Alte ohne Nase ist eine zauberkundige Schīkōtarī[1], die uns und alle die übrigen Männer durch die Rosse und die Weiber betört und umgebracht hat. Sie nährt sich von Fleisch und hat alle Bewohner der Stadt gefressen. Daher kommt es, daß die Erde hier eine Meile weit mit Köpfen verziert ist. Drum eilt und eilt, was ihr nur könnt, ehe sie es merkt!"

Da spornten sie ihre Rosse an und ritten aus Furcht vor ihr davon. Als sie zu Mittag nicht zurückgekehrt waren, kamen ihre Frauen zusammen und sagten zu der Alten: „Mutter, die Männer kommen nicht zurück!" Die Alte nahm eine Glocke und stieg auf den höchsten Turm ihres Palastes. Sie sah, wie die Rosse mit Windeseile davonjagten, und rief: „Zurück, ihr Rosse!" Und dabei schlug sie fest an die Glocke. Der Schall der Glocke bewirkte, daß die Rosse umkehrten. Die Reiter versuchten, abzuspringen; aber das Weib hatte sie auf die Pferde gebannt, und so kamen sie von ihnen nicht los. Entsetzt sagten sie zueinander: „Um Gottes willen! Was wird uns jetzt geschehen!"

Als sie wieder im Palaste waren, schrie sie die Nasenlose wütend an: „Ei, ihr Halunken! So mein Vertrauen zu täuschen! Mich zu verlassen! Wo wolltet ihr hin?" Dann nahm die Unholdin einen Dolch in die Hand, der sich in Jamas[2] entsetzliche Zunge verwandeln sollte, packte Ghrischta bei den Haaren und warf ihn auf die Erde nieder. Sie trat ihm mit beiden Füßen aufs Herz und sagte zu ihm mit entsetzlicher Stimme: „Du hast dein Roß bestiegen und warst der Anstifter der Flucht; drum schlachte ich dich zuerst. Schick' ein Stoßgebet zu deiner Schutzgottheit; und dann ist's aus mit dir."

Doch obwohl sie das zu ihm sagte, wandelte Ghrischta keine Furcht an; er sagte zu ihr mit spöttischem Lachen: „Beantworte mir nur vorher noch eine Frage, du Nasenlose! Denn die Neugier sprengt mir fast das Herz. Wer war denn der

---

[1] S. oben S. 141, Anm. 1. [2] S. 15, Anm. 3.

Mutige, aller Helden Krone, der dir die Nase abgeschnitten hat?"

Im Nu war der Zorn der Nasenlosen verflogen. Ihre Augen füllten sich mit Freudentränen. Sie gab Ghrischta frei und sprach: „Vernimm, lieber Sohn, der du reinen Herzens bist:

Auf dem Erdenrund liegt eine Stadt namens Manōrama, welche dem Himmel gleicht. In ihr herrschte einst ein König Maniratha, und seine Hauptgemahlin hieß Manimālā. Sie gebar ihm sieben Söhne, welche die Vorzüge der Tapferkeit und der Klugheit in sich vereinigten. Da empfing sie eine achte Frucht, welche ihr die größten Beschwerden verursachte. Schließlich gebar sie ein Mädchen, nämlich mich. Fünf Ammen behüteten meine erste Kindheit. Dann übergab mich mein Vater einem Lehrer, und ich lernte alle Wissenschaften. Als ich zur Jungfrau herangewachsen war, hegte ich das sehnlichste Verlangen, die Zauberei zu erlernen. Und so lernte ich denn die Zauber, durch die man sich andere untertan macht, sie herbeizieht, sie peinigt, sie bannt, verfeindet und verblendet, die Geheimwissenschaften der Rākschasī[1] und der Hexen, das Annehmen beliebiger Gestalten, das Töten und das Darbringen von Opfern, die Gewalt über Sonne und Mond, das Hinabsteigen in die Unterwelt durch die Höhle, die zu ihr führt, das Zauberwissen, kraft dessen man durch den Luftraum wandelt, die Verwendung von Opfern und Aneignung von Zaubern und die Kunst, die Toten wieder zu beleben.

Nun residiert auf dem Waitādhja-Gebirge[2] Indra als König. Durch die Verwendung der guten Dienste Rambhās[3] und der anderen Himmelsfrauen hat er seine Herrschaft gesichert. Mit Hilfe des Zauberwissens, das mir den Luftpfad gangbar macht, begab ich mich eines Tages nach dem Waitādhja, wo die Apsarasen, Rambhā und Tilōttamā an ihrer

---

[1] Einl. S. 8. [2] Ein Gebirge, welches sich von Meer zu Meer mitten durch Indien zieht (Tattwārth. S. III, 11 Komm.). [3] Eine bekannte Apsaras (Götterhetäre: Einl. S. 6). Indra hat seine Herrschaft durch die Götterhetären gesichert, indem er Asketen, die durch ihre Kasteiungen zu große Macht erlangten, durch sie verführen ließ.

Spitze, Tanzspiele aufführten. Das tat ich öfters. Eines Tages fehlte Rambhā. Ich nahm ihre Gestalt an, trat an ihrer Stelle auf und erregte Indras Beifall in solchem Maße, daß er mir eine Gnade nach meinem Ermessen freistellte. Da nahm ich wieder meine eigene Gestalt an und bat ihn: ‚Werde mein Gemahl!' Und das Schicksal zwang den Götterkönig, meine Bitte zu gewähren[1].

Von nun an begab ich mich tagtäglich auf den Waitādhja und belustigte mich in Indras Gesellschaft. Eines Tages aber bat mich ein Liebhaber, der mir angenehm war: ‚Nimm mich doch einmal mit, Geliebte, damit ich deinen Tanz bewundern kann!' Ich wehrte zwar ab; aber er drang mit Bitten wieder und wieder in mich, bis ich ihn schließlich in einen Sittich verwandelte, in meinem Diadem verbarg und mitnahm. Dann ging ich auf den Waitādhja und tanzte vor Indra mit aller Hingebung. Mitten im Takte griff ich mit der Hand auf meinen Kopf, weil mich der Papagei drückte. Weil ich nun den Takt gestört hatte, rief mir Indra zu, und das Tanzspiel war abgebrochen.

Im Zorne darüber fluchte mir der Götterkönig und sprach: ‚Geh auf die Erde hinab und verliere deine Nase, und laß dich nicht wieder hier oben blicken! Genieße nur die Frucht deiner Zerfahrenheit!'

Da stürzte ich ihm zu Füßen und bat ihn demütiglich: ‚Erbarmt Euch meiner, o Götterfürst! Wann wird der Fluch sein Ende erreichen? Wann wird mir Eure Gnade wieder leuchten?' Der Gott erwiderte: ‚Wenn du Männerfleisch verzehrst und ein kühner Mann dich fragt, wer dir die Nase abgeschnitten hat, dann sei der Fluch von dir genommen.'

An diesem Tage begann ich die Bewohner dieser Stadt zu verzehren und fraß sie alle auf, indem ich sie besonders durch diese schönen Frauen und durch diese Rosse betörte. So habe ich denn den mächtigen Hügel von Schädeln zustande gebracht,

---

[1] Sie erbittet damit Aufnahme unter die Apsarasen, die Himmelshetären, die auch der Dschaina Hēmawidschaja Indras Gemahlinnen nennt. Er rechnet darunter auch Schatschī.

der eine Meile weit reicht, und niemand außer dir, mein Sohn, hat die erlösende Frage an mich gerichtet. Infolge deiner Frage ist mir eine neue Nase gewachsen, bester Mann! Jetzt bin ich befreit von Indras Fluch: recht langer Sieg sei dir beschieden![1] Hier, mein Sohn, habt Ihr die herrliche Stadt, hier die schönen Frauen und die Rosse und den wundervollen Palast: herrschet nun Ihr an meiner Stelle!"

Darauf füllte sie durch ihr Zauberwissen[2] die Stadt wieder mit ihren Bewohnern, setzte Ghrischta an ihrer Statt zum König ein, begab sich auf den Waitādhja und lebte weiter wie vordem.

In der Stadt Manōrama herrschte nun Ghrischta als kraftvoller Kaiser, dem alle Lande unterworfen waren. Seine sechs bisherigen Freunde aber erhob er zu seinen Vasallen.

Während er so sein Kaisertum genoß, kam einst der Förster, dem der Stadtpark unterstellt war, und meldete ihm, ein hervorragender Dschainamönch sei in den Wald gekommen, umgeben von einer Menge von Schülern. Da machte sich der Fürst mit seinem ganzen Gefolge auf, dem erhabenen Lehrer zu huldigen. Er nahte ihm, wie es die kirchliche Vorschrift erheischt, grüßte ihn und ließ sich vor ihm nieder.

Mit tiefer, feierlicher Stimme trug der Lehrer die Lehre der Arhat[3] vor: „Nur die Menschen, welche die Gebote der Sittlichkeit[4] völlig erfüllen, sind wahre Menschen; alle anderen sind schlechte Menschen. Der Elende, dem es vergönnt ward, als Mensch geboren zu werden und trotzdem keinen sittenreinen Wandel führt, der gleicht dem Manne, dem der Aufstieg auf den Rōhana-Berg[5] gelang und der den dort gefundenen Edelstein verschmäht, welcher alle Wünsche erfüllt[6]."

Als er seine Predigt beendet hatte, fragten ihn der Kaiser und seine Freunde: „Was waren wir für Leute in unserem vorigen Dasein, o Herr, daß wir in solche Bedrängnis durch Hexen geraten sind?"

---

[1] Ein Segensspruch, der ihm Königtum verheißt. [2] Indem sie die Toten wieder belebte. [3] Der Dschina (Einl. S. 5). [4] Im Sinne der Dschainalehre. [5] Der seines Juwelenreichtums wegen berühmt ist. [6] Wunschedelstein: Einl. S. 6.

Der Lehrer sagte: „Wenn es euch zu hören verlangt, so vernehmet, liebe Söhne! In der Stadt Pratischthāna lebte einst ein Brahmane Harisrama. Dieser setzte den Hexen durch Zaubersprüche und Diagramme hart zu. Wo er seinen Zauberkreis zog, befanden sich sechs Männer als Sänger[1]. Eines Tages wurden sie von einem Mönch, der dem Pfad der wahren Glaubenslehre folgte, belehrt[2]; und nachdem sie lange Zeit freudig diese Lehre befolgt hatten, starben sie schließlich fastend in frommer Betrachtung. Der Brahmane ward nach seinem Tode als Sūra wiedergeboren, die sechs andern wurden seine Vasallenfürsten. Ihre Taten in ihrem vorigen Dasein aber bewirkten es, daß sie in die Gewalt der Hexen kamen. Weil sie aber später nach den Geboten der wahren Glaubenslehre lebten und starben, deswegen wurdest du, Sūra, zu einem Fürsten dieser Erde. Denn die Wirkung der Taten, die im vorigen Dasein noch nicht aufgezehrt war, mußte noch aufgezehrt werden. Das Schicksal ist allmächtig."

Nachdem sie so von ihrem früheren untadeligen Dasein gehört hatten, kam ihnen plötzlich die Erinnerung an dasselbe. Sie machten ihre Söhne an ihrer Statt zu Herrschern, beschritten den guten Pfad und gingen in den Himmel ein.

38. Der Bharataka als Ehestörer

Nachdem ich den Gott der Götter verehrt habe und die gesegneten Lehrer, wie es herkömmlich ist, schreibe ich die 32 merkwürdigen Geschichten von den Bharataka[3].

Alle Menschen in der Welt, welche nach Glück trachten, müssen zur Erlangung der Erlösung geschickt sein im richtigen Handeln. Wie man aber richtig zu handeln hat, das ergibt sich am klarsten, wenn man betrachtet, welche Nachteile es bringt, wenn dumme

[1] Das soll heißen: sie unterstützten ihn bei seinen Hexenbeschwörungen durch Zaubergesänge. [2] Wie die Dschaina-Lehre die Schädigung aller anderen Wesen verbietet, so verbietet sie auch die Verfolgung der Hexen. [3] Einl. S. 11 und Anm. S. 376 nebst Fußnote 3.

Menschen handeln, wie es ihnen eben ihre Einfälle nahelegen. Um dies zu veranschaulichen und törichtem Handeln vorzubeugen, werden hier die „32 Bharataka-Erzählungen" begonnen.

Solange ein Ding gut geht, findet jeder bei allen Unterstützung, doch wenn es schief geht, bei keinem, wie es dem Großkaufmann Dhana erging.

Dies verhielt sich wie folgt:

In unserem Indien liegt eine Stadt Schrīpura, in welcher ein König Mahīpati herrschte. In derselben Stadt wohnte auch ein Großkaufmann Dhanada, welcher den gleichnamigen Gott[1] an Reichtum übertraf, der angesehenste Mann der ganzen Stadt. Er hatte eine Gemahlin, welche Surūpā hieß, mit ihrer Schönheit die aller Widjādharafrauen[2] überstrahlte und innig von ihm geliebt wurde.

Eines Tages trat in dieses Handelsherren Haus ein Bharataka, welcher Dschhagataka hieß, um zu betteln. Der Schiwaït, dem Surūpā selbst das Essen reichte, riß im Staunen über ihre ganz außergewöhnliche Schönheit seine Augen auf, so weit er konnte, und sah sie ungebührlich lange an. Darüber entrüstete sich der Kaufmann und rief ihm zu: „Du dummer Mensch; du elender unverschämter Bettler! Was fällt dir ein, meine Frau so zu begaffen?" Jetzt war der andere entrüstet und sagte: „Da du, o Kaufmann, so eifersüchtig bist daß du mich gleich beschimpfst, wenn ich von ohngefähr und ohne jede böse Absicht deine Frau ansehe, so werde ich nicht eher dein Haus wieder verlassen, als bis ich deine Frau mitnehmen kann, und wäre es mit Gewalt!"

Nach diesen Worten setzte er sich im Hause des Kaufmanns nieder und begann zu fasten[3]; und der Kaufmann mochte ihn mit häßlichen Schimpfworten schelten, soviel er wollte, er stand nicht wieder auf.

---

[1] Dhanada, „Schätzespender", ist ein Name Kubēras, des Gottes des Reichtums. [2] Einl. S. 7. [3] Da nach indischer Anschauung im Falle des Verhungerns die Schuld nicht den freiwillig Hungernden, sondern den andern trifft, so ist dies eine in indischen Erzählungen oft erwähnte, gegen Menschen und Götter ausgeübte Erpressungsart.

Viele Mahlzeiten hatte der Mönch schon vorübergehen lassen. Der Kaufmann lachte in seinem Innern dazu und erzählte einem Freunde, ferner dem Polizeimeister, dem Kanzler und dem König die Geschichte von dem Bharataka, der seine Frau forderte. Alle sagten zu ihm: „Ihr dürft doch selbstverständlich Eure Frau nicht verschenken! Der dumme Mensch hat wohl irgendwo im Winde gelegen[1], daß er solchen Unsinn schwatzt!" Der Kaufherr erwiderte: „Ja, aber er wird sich zu Tode fasten. Was dann?" Sein Freund wie die andern sagten: „Und wenn er jetzt auf der Stelle stirbt, das ist doch nicht Eure Schuld! Wer soll denn so mir nichts, dir nichts seine Frauen verschenken, weil ihn einer darum anbettelt!"

Als das der Kaufmann hörte, ward ihm leichter ums Herz. Wie aber das Fasten gar kein Ende nahm, dachte er: „Ich bin doch neugierig, ob mein Freund und die andern mir auch nur mit einem Worte beistehen, wenn der Bursche stirbt. Das will ich doch erst einmal erproben. Denn:

> Wer fürs Künftige sorgt, gedeiht, nicht dagegen gedeiht, wer nicht fürs Künftige sorgt. Ich bin im Walde alt geworden; niemals aber sind Worte von einer Höhle ausgegangen[2]."

Um sich also Gewißheit zu verschaffen, sagte der Kaufmann zuerst zu seinem Freunde: „Freund, der Bezopfte[3] ist verhungert. Was soll ich jetzt anfangen? Komm mit! Wir wollen's dem Polizeimeister melden." Sein Freund sagte: „Da hast du einen Fehler begangen, Kaufmann! Wie konntest du den Mann so sterben lassen! Warum hast du ihn nicht in irgendeiner Weise zum Aufstehen bewogen? Da hast du eine schwere Schuld auf dich geladen. Wenn's der König erfährt, geht dir's übel." Der Kaufmann rief: „Ich hab's Euch doch vorhergesagt, daß er verhungern würde, und Ihr habt gesagt: ‚Stirbt er, so laß ihn doch sterben!' Gerade, weil Ihr das gesagt habt, hab' ich ihn nicht zum Aufstehen veranlaßt. Kommt also mit,

---

[1] = ist übergeschnappt. [2] Überschriftsstrophe der Erzählung von der sprechenden Höhle; vgl. Vf., Das Pañcatantra S. 138, Nr. 48 und S. 15. [3] Anm. S. 376, nebst Fußnote 3.

damit ich alles dem Polizeimeister und anderen, die's angeht, auseinandersetzen kann. Sonst erfahren sie davon erst durch die Leute, und mir wird's übel ergehen." Der Freund dachte: „Er hat sich gegen das Gesetz vergangen, und ich habe ihn darin bestärkt. Die Folge wird auch für mich eine Geldstrafe oder noch Schlimmeres sein. Das beste ist, ich mache mich beizeiten aus dem Staube." So dachte er und sprach: „Geh nur immer voraus, Kaufmann! Ich komme gleich nach." Kaum aber war der Kaufmann weg, so flüchtete er.

Da dachte der Kaufmann: „Ei Wetter! Da sieht's jetzt übel aus. Mein bester Freund ist mir zum Feinde geworden." Darauf erzählte er dem Polizeimeister und dem Kanzler dieselbe Geschichte, und wie jener, so tadelten die beiden ihn heftig. Danach ging er zum König und erzählte ihm die Geschichte. Aber auch der König sagte: „Höre, Kaufmann! Du bist der angesehenste Mann in meiner Stadt und hast niemals das Gesetz übertreten; und trotz des Ansehens, in dem du stehst, vergehst du dich in solcher Weise! Wer soll sich da noch ans Gesetz gebunden halten? Wahrscheinlich aber hast du ihn selbst aus Habsucht in dein Haus gebracht und hast ihn ermordet; und wenn du jetzt vor mir herumschreist, so ist das eitel Heuchelei! Wie sollte denn auch jemand einem andern seine Frau abverlangen! Du und kein andrer also hast dich straffällig gemacht!" Dann sagte er zu seinen Dienern: „Auf, Soldaten, und fesselt mir auf der Stelle diesen elenden Kaufmann, diesen Verbrecher, der einen Mönch ermordet hat! Beschlagnahmt sein ganzes Vermögen und bringt es hierher!"

Da war der Kaufmann tief betrübt und dachte: „Auch diese haben vorher wie mein Freund gesprochen, und jetzt sagen sie das genaue Gegenteil. Denn sie sind nur auf ihren eigenen Vorteil bedacht und haben ihre Freude am Unglück eines andern. Alle Menschen sind eben eigennützig, unterstützen einen, solang es einem gut geht, aber nicht, wenn man im Unglück ihrer Hilfe bedarf. Denn:

> Die Menschen sind, so süß sie sich stellen, nur in ihren Worten Freunde und passen nicht zu Helfern bei Wirr-

nissen. Darum sehnen sich die Klugen nach einem Lebensunterhalt, den sie sich ohne anderer Hilfe verschaffen können[1], nach dem Leben unter den Mönchen."

Dann sagte der Kaufmann zum König: „Ach Herr, habt noch einen Augenblick Geduld! Ich will erst noch einmal nach Hause gehen und ordentlich nachsehen; vielleicht ist er doch noch am Leben. Dann will ich ihm so viel Ehre erweisen, daß er aufsteht. Er atmete noch, als ich ihn verließ."

Weil nun dem Kaufmann kein anderer Ausweg blieb, kehrte er nach Hause zurück, fiel dem schiwaïtischen Mönch zu Füßen, bat ihn mit höflichen Worten, sich zu erheben, und sagte zu ihm: „Nimm dir meine Gemahlin, mit ihrem kostbarsten Geschmeide geschmückt, und iß! Auch Geld und was du sonst begehrst, steht dir zur Verfügung." Diese höflichen Worte erquickten des Schiwaïten Seele wie Amrita[2]; er stand auf und sagte zu dem Kaufmann: „Ich mag ja deine Frau und dein Geld gar nicht; denn ich führe einen keuschen Wandel, habe keine Wünsche und lebe von Bettelbrot. Nur deine Reden haben mich so verletzt, daß ich mich zum Fasten niedersetzen m u ß t e[3]."

Darauf aß er und kehrte nach Hause zurück. Da war der Kaufmann froh, und auch der König und die anderen hatten ihre Freude — an seiner Klugheit.

39. Der Bharataka als Betrüger und Lüstling

Niemals soll ein Kluger betrügen, wenn ihm sein Wohl am Herzen liegt, wie sich der bettelnde Bharataka zu seinem Unheil ein Mädchen verschaffte.

Am Ufer der Gangā liegt eine Stadt namens Bhīmapura und oberhalb derselben eine andere namens Suwarnapura. In Bhīmapura lebte ein Großkaufmann Sulōtschana, ein steinreicher Mann, welcher den schiwaïtischen Mönchen ergeben war, mit

[1] Der Wortlaut kann auch bedeuten: „wie ihn sich andere nicht beschaffen können." [2] Einl. S. 5. [3] Außer der moralischen Narrheit, welche in der Ehestörung lag, beging der Bharataka auch die intellektuelle, daß er sich aus bloßem Eigensinn das Leben nehmen wollte.

seiner Gemahlin Padminī. Während die beiden ihr Eheglück miteinander genossen, ward ihnen nach dem siebenten Sohne eine heißersehnte Tochter geboren, die den Namen Rukminī erhielt. Sie wuchs nach und nach heran, erlernte die 64 gesellschaftlichen Künste, die eine Dame beherrschen muß, und da sie außerdem mit allen Glückeszeichen ausgestattet war[1], so war sie ihrem Vater und ihren sonstigen Angehörigen über die Maßen lieb.

Stromaufwärts von Bhīmapura aber lag, eine Meile entfernt, ein Kloster von Bharataka-Mönchen. In diesem wohnte ein Bezopfter namens Damanaka, ein Mann, welcher voll Ränke steckte bis obenan, von vielen Schülern umgeben; er befaßte sich mit Zeichendeuterei bei Ereignissen, die schon halb in Erfüllung gegangen oder deren Ausgang sonst unzweifelhaft war und stand darum bei den Leuten in hohem Ansehen.

Eines Tages hatte ihn der Handelsherr Sulōtschana in sein Haus zum Mahle geladen, und der Mönch setzte sich, um die vorzügliche Küche seines Wirtes zu erproben. Vor ihm aber stand Rukminī, mit klirrenden Arm- und Fußringen und anderem Geschmeide geschmückt, und fächelte ihm eigenhändig mit einem kostbaren Fächer Kühlung zu. Ihre Jugend verlieh ihr die reichste Anmut. Sie trug ein perlenbesetztes Mieder, ein niederwallendes feines Kleid, und ihr Köpfchen war in einen bunten Schleier gehüllt. Der Bezopfte betrachtete aufmerksam das Mädchen, an dem jedes Glied in reizender Schönheit prangte, ward von heftiger Liebe zu ihm gepackt, so daß er der würzigen Speisen gar nicht achtete, und dachte: „Wenn es unter den Menschen Frauen von so hervorragender Schönheit gibt, was bleibt dann für den Himmel übrig? Das aber ist's doch, was man hauptsächlich durch die Kasteiung zu gewinnen begehrt:

> Hab' ich nur dich, Geliebte mit den Rebhuhnaugen,
> Was ist mir dann des Himmels Seligkeit?
> Hab' ich nicht dich, Geliebte mit den Rebhuhnaugen,
> Was ist mir dann des Himmels Seligkeit?

---

[1] S. S. 63 f.

Wie sich der Genuß der Liebesfreuden, dem sich Wischnu, Schiwa, Mond und Sonne und all die übrigen Götter hingaben, mit ihrer Göttlichkeit und der Besitz von Frauen bei Wasischtha, Gautama und anderen gefeierten Asketen mit ihrem Mönchtum ganz gut vertrug, so will auch ich mein Mönchtum mit ihrem Besitz vereinigen. Halte ich aber bei dem Kaufherrn um ihre Hand an, so weist er natürlich meine Werbung ab. Habe ich sie erst einmal, so wird sich das Weitere finden. Also bringt mich nur ein Schwindel ans Ziel. Ohne den ist ja überhaupt nirgends etwas zu erreichen." Und sogleich machte er sich daran, ihn ins Werk zu setzen.

In Gedanken darüber versunken, wie er sie sich aneignen könnte, vergaß er Essen und Trinken und seufzte. Wie geistesabwesend saß er da. Der Kaufmann fragte ihn: „Weshalb seid Ihr plötzlich in so trübes Sinnen versunken und laßt das Essen stehen?" Seufzend erwiderte der Heuchler: „Wie könnte ich ans Essen denken, Kaufherr, wenn ich im Hause meines Gläubigen eine Tochter sehen muß, welche so unheildeutende Körperzeichen an sich trägt und sicher ihre ganze Familie ins Verderben stürzen wird? Durch den Anblick dieser schlimmen Körperzeichen kommt mir meine Speise hier wie Gift vor. Ich erhebe mich sogleich, um mich zu entfernen." Da sagte der Kaufherr: „Mein geistlicher Vater! Seit ihrer Geburt hat auf unserem Hause der reichste Segen geruht. Ihr seid doch ein allwissender Mann; wie könnt Ihr solches Unheil künden?" Der Mönch entgegnete: „Der Segen ruht nur so lange auf deinem Hause, als sie sich nicht vermählt. Sobald sie aber das tut, wird sie deine Familie und die ihres Schwiegervaters ins Verderben stürzen."

Da packte den törichten Kaufmann, der im voraus vollstes Vertrauen in seine Worte setzte, gewaltige Angst, so daß er sagte: „Niemand ist allwissend, außer Euch! Geistlicher Vater unseres Hauses, gebt mir die nötige Weisung, was ich tun soll!" Der Mönch sagte: „Was hab' ich mit derartigen Gesprächen zu schaffen? Mein ganzer Reichtum besteht in meiner Kasteiung, und mein Wandel ist der Keuschheit geweiht."

Als aber der Kaufmann ihm zu Füßen fiel und ihn immer eindringlicher fragte, sprach er schließlich: „Ich will dir ein Mittel zur Abwehr künden; du wirst es aber nicht anwenden wollen." Der Kaufmann erwiderte: „Wie könnt Ihr nur so etwas sagen! Wie wäre mir Eure Weisung nicht Befehl, da Ihr mir doch stets gewogen wart!" Nachdem er dem Mönch in dieser Weise ernstliche Vorwürfe gemacht hatte, sagte dieser: „Nun, Kaufmann, so vernimm denn das Mittel. Lege sie in der zweiten Hälfte der Nacht, die dem kommenden Neumondstag vorangeht, mit ihrem Geschmeide geschmückt und den Leib mit Sandel-, Kampfer- und anderen köstlichen Salben gesalbt, in eine hölzerne Lade und setze sie auf der Gangā aus. In deinem Hause aber bringe ein Butteropfer dar[1]. Wenn du das tust, so wird sie nur dem Hause eines anderen Unheil bringen, nicht aber deinem Hause[2]."

Darauf begab sich der Mönch in sein Kloster, ließ auf den von ihm verkündeten Tag alle Vorbereitungen treffen und sagte zu seinen Schülern: „Am Neumondstage, liebe Schüler, werde ich mir einen Zauber aneignen[3]. Dazu wird mir die Göttin Gangā, erfreut über meine Liebe zu ihr, am Morgen bei Sonnenaufgang eine mit Geschenken gefüllte Lade spenden. Spähet darum mit aufmerksamer Andacht auf der Gangā Flut hinaus, und wenn die Lade herangeschwommen kommt, so ziehet sie aus ihr ans Land. Ohne die Siegel zu verletzen, die sich daran befinden, sollt ihr mir sie ins Kloster bringen." Diese und ähnliche Anweisungen gab er ihnen und ging dann in der Nacht, die den Neumondstag einleitete, in das Haus des Kaufherrn, um das Opfer und die Zeremonien vorzunehmen, die das Unheil bannen sollten. Seine Schüler standen am Ufer der Gangā und warteten.

Da faßten sich der Kaufmann und seine sieben Söhne trotz des großen Wehs, das ihre Seele zerriß, ein Herz und führten

---

[1] Selbstverständlich durch seinen geistlichen Berater. [2] Dessen nämlich, der sie aus der Flut des Stromes zieht und in sein Haus aufnimmt. Die Prophezeiung geht dann wider das Erwarten des Mönches wirklich in Erfüllung. [3] Einl. S. 7.

alles aus, wie es ihnen ihr Seelsorger vorgeschrieben hatte. Der Kaufmann ließ die Lade in die Gangā setzen, nahe am Ufer. Dann kehrte er mit den Seinen heim und gab sich seinem Kummer und seinen Klagen hin.

Als der Tag zu grauen begann, war die Lade bis in die Nähe von Bhīmapura geschwommen, und die Diener des Fürsten dieser Stadt, des Königs Punjasāra, die an den Strom gegangen waren, um sich die Zähne zu reinigen, erblickten sie und trugen sie zu ihrem Herrn. Der König öffnete den Deckel, sah das schöne, reichgeschmückte Mädchen, war ob dieses Anblicks über die Maßen erstaunt und fragte seinen Kanzler, was das wohl zu bedeuten habe. Der Kanzler fragte die Jungfrau: „Wessen Tochter bist du, und wie kommst du hierher?" Sie neigte verschämt ihr Köpfchen und sprach: „Ich bin die Tochter des Kaufmanns Sulōtschana, welcher in Suwarnapura wohnt. Mein Vater hat mich sehr lieb. Trotzdem hat er mich nach einer Beratung mit Damanaka, dem Seelsorger unseres Hauses, deren Inhalt ich nicht kenne, auf der Gangā ausgesetzt. Das ist alles, was ich weiß." Der Kanzler, der ein kluger Mann war, durchschaute sofort die ganze Geschichte und sagte dem König, was er darüber dachte. Da nahm der König die Jungfrau, ließ eine Äffin in die Lade stecken, diese genau so wieder versiegeln, wie sie vorher versiegelt gewesen war, und sie durch seine Beamten wieder in die Gangā setzen. Die Beamten aber mußten ihr unauffällig nachgehen.

Darauf kamen die Schüler des Bharataka, dem Befehle gemäß, den sie vorher erhalten hatten, zogen die Lade heraus und trugen sie, versiegelt wie sie war, ins Kloster. Als der Abend dämmerte, reinigte der Bezopfte froh und lustig seinen feisten Leib, weil er sich auf die Vereinigung mit dem Mädchen freute, legte saubere Kleider und Schmuck an und sagte befehlend zu seinen Schülern: „Heute nacht werde ich im Kloster bleiben, um mir den Zauber anzueignen. Daran werden mich die Dämonen in jeder Weise zu hindern suchen. Entfernt euch also vom Kloster und verharret weit davon in andächtigem Sinnen. Hütet euch aber, die Tür des Klosters zu

öffnen." Nachdem er ihnen dies und anderes dergleichen eingeschärft hatte, ging er selbst in geiler Brunst hinein. Als er jedoch den Deckel der Lade öffnete, sprang die Äffin, vom langen Hungern gemartert und wütend darüber, daß sie eingesperrt worden war, heraus und zerfetzte ihm mit ihren Krallen die Ohren, die Nase und das ganze Gesicht. Obwohl er nun drinnen aus Leibeskräften schrie und seine Schüler rief, so waren diese doch so gut gezogen, daß sie nicht kamen, weil er ihnen das ja vorher ausdrücklich verboten hatte. Da machte er — was ihm nur mit größter Mühe gelang — die Tür selbst auf und stürzte hinaus. Des Königs Beamte nahmen ihn in Empfang, fesselten ihn und führten ihn vor ihren Herrn, der ihn des Landes verwies.

Die Jungfrau jedoch, in welcher alle Vorzüge verkörpert waren, ward des Königs Hauptgemahlin. Infolge der Segensmacht, die in ihr wohnte, gedieh dem König sein Reich. Später besuchte sie ihren Vater, und nun herrschte Jubel und Freude in ihrer ganzen Familie.

40. Der Bharataka als Dachdecker

Den Leuten, welche ihre eigenen Unfälle erzählen, ergeht es wie dem Bezopften, der einstmals den Strick zog und dadurch verunglückte.

Im Dorfe Wikata lebte ein Bharataka Sōmaka. Dieser hatte einst, als die Regenzeit herannahte, seine Klause mit Stroh gedeckt und war, als er einen Strick darüber zog, kopfüber vom Dache gestürzt. Das tat ihm sehr weh, und sein Leib trug eine Anzahl Wunden davon. Da kamen die Leute herbei, um ihm seine Schmerzen durch ihren Zuspruch erträglicher zu machen. Sie fragten ihn: „Was ist denn geschehen? Wie ist denn das Unglück passiert?" Der Narr stand auf und zeigte es seinen Besuchern, indem er's ihnen vormachte: „So bin ich gestürzt und habe mich verletzt." Und bei jedem neuen Besuch, den er

empfing[1], wiederholte er es, bis er schließlich vor Schmerzen gar nicht mehr aufzustehen vermochte. Als nun wieder Leute kamen und dieselbe Frage an ihn richteten, rief er: „Ach, laßt's euch von eurem Vater zeigen!" Da lachten ihn die Leute aus und gingen nach Hause.

41. Der Bharataka als Rechner

Ein Lehrer, dem an seinem Wohlergehen liegt, nehme keinen dummen Schüler an. Ein solcher verhöhnt [oder: betrügt] ihn nur, wie der Kuchenesser.

Im Dorfe Katēraka lebte ein Bharataka namens Luntaka; der hatte einen Schüler Kunthaka, welcher ebenso dumm wie gefräßig war. Dieser Kunthaka hatte einst gelegentlich eines Festes im Hause eines Gläubigen 32 kleine Kuchen als Almosen erhalten. Während er nun nach der Klause zurückkehrte und ihn unterwegs der Hunger quälte, dachte er: „Von allen diesen Kuchen wird mir mein Lehrer die Hälfte geben. Da will ich doch gleich jetzt meine Hälfte verzehren!" Also aß er 16 Kuchen. Darauf setzte er seine Überlegung fort: „Jetzt wird er mir von diesen die Hälfte geben. Ich will doch meine Hälfte gleich essen; das sind 8 Stück." Gesagt, getan! Die verbleibende Hälfte aber brachte er seinem Lehrer. Dieser sagte zu ihm: „Nanu! Was soll das heißen?" — „Ein Mitglied Eurer Gemeinde hat Euch schon Kuchen geschickt, aber ich habe sie gegessen[2]." Der Lehrer fragte: „Wie das?" Da schob sich der Schüler vor den Augen seines Lehrers auch noch die letzten Kuchen in den Mund und sprach: „So habe ich sie gegessen!" Der Lehrer selbst aber mußte weiter hungern. Als das die Leute erfuhren, staunten sie.

---

[1] Die Worte des Textes können auch einfach bedeuten: „Und vor jedem der Leute." [2] Es ist wohl keine Lücke im Texte anzunehmen. Der dumme Schüler gibt eine Auskunft, die dem Lehrer unverständlich sein muß.

42. Der Bharataka als ehrlicher Mann

Sooft sich Leute, welche ein Gelübde auf sich genommen, damit auf Grund ihrer eigenen Erfindungen abfinden, ziehen sie sich selbst nur Demütigungen zu, wie der Bettelmönch, welcher sich das Zuckerrohr nahm.

Im Dorfe Mallānaka lebte ein Bezopfter namens Nissanga. Als der sein Lebensende herannahen sah, empfand er das Bedürfnis, ehrlich zu werden und eignete sich fremdes Gut nur noch an, wenn es ihm geschenkt ward. Eines Tages erblickte er auf einem Gange außerhalb der Stadt irgendwo in einer umfriedigten Zuckerrohrpflanzung saftige Zuckerrohrstengel, und da er sich einige von ihnen zu nehmen gedachte, bat er die Pflanzung selbst um die Erlaubnis, indem er sprach: „Höre, Pflanzung! Pflanzung! Ich möchte drei bis vier Zuckerrohrstengel haben!" Darauf lieh er ihr selbst seine Stimme und antwortete: „Nimm dir doch fünf oder sechs!" Nachdem er so durch seine eigene Vermittelung die Erlaubnis erhalten hatte, nahm er sich fünf oder sechs Stengel und entfernte sich. Das tat er von nun an regelmäßig, bis der Besitzer etwas merkte und dachte: „Welcher Halunke schleppt mir aus meiner Pflanzung die Rohrstengel fort? Ich will mich doch heute einmal auf die Lauer legen." So dachte er, versteckte sich und wartete. Als der Mönch nun kam und sein Treiben wiederholte, tauchte der Besitzer auf und rief ihn an. Da sagte der Bezopfte zu ihm: „Ach, sei doch nicht böse! Ich habe mir stets erst die Erlaubnis dazu erwirkt, ehe ich die Stengel genommen habe." Der Besitzer fragte ihn: „Wie hast du das denn gemacht?" Der Mönch schilderte ihm sein Verfahren. Der Besitzer platzte beinahe vor Zorn. Er fesselte den Bezopften, so daß er sich nicht rühren konnte, schleppte ihn zum Brunnen[1] und rief: „Brunnen! Brunnen! Soll ich ihn drei- oder viermal tauchen lassen?" — „Laß ihn doch fünf- bis sechsmal tauchen!" Nachdem er dies gesagt hatte, mißhandelte

[1] Der sich zur Bewässerung bei der Pflanzung befindet.

er den armen Burschen nach Kräften und ließ ihn dann um eine Lehre reicher laufen. — Darum soll man niemals so handeln.

43. Der Bharataka als Hofpriester

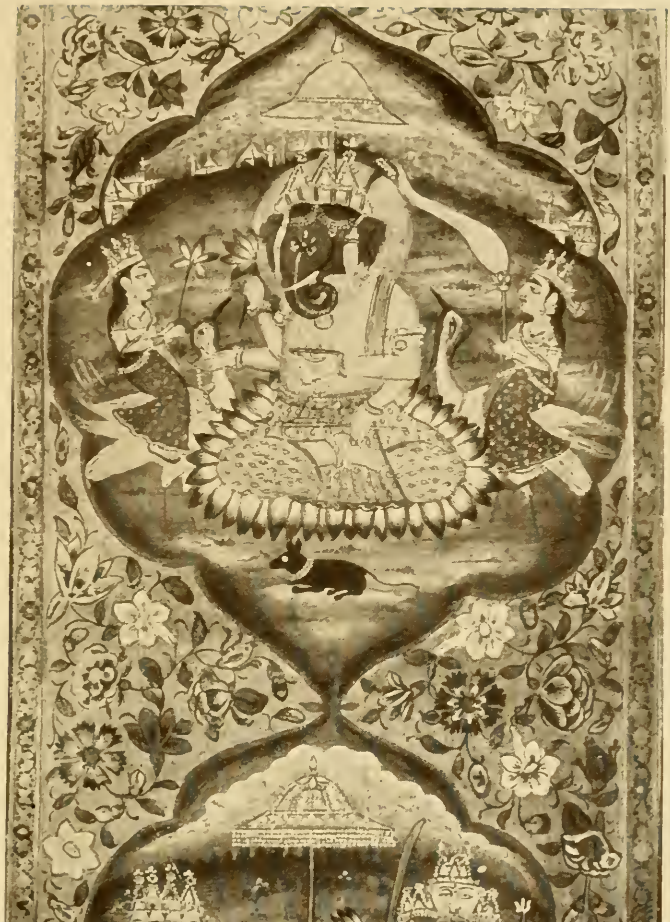
Der Dumme plaudert in seiner Angst etwas Tadelnswertes, das er heimlich getan hat, selbst aus, wie der Bezopfte, der beim König in Ehren stand.

In der Stadt Suprabha herrschte einst ein König Ripumardana. In derselben Stadt lebte auch ein Bharataka, welcher Dharataka hieß und arm war über die Maßen. Um sich nun Reichtum zu erwerben, machte er sich eines Tages auf in die Fremde. Er kam in die Stadt Benares und wanderte in ihr einen ganzen Tag umher, um etwas zu essen zu finden; aber nirgends gab's für ihn etwas zu beißen. Die Nacht brach herein; er kam vor Hunger bald um: da trat er in das Haus eines Färbers. Weil nun hier gerade eine Totenfeier[1] abgehalten wurde oder irgendeine andere Gelegenheit sich bot, ward er vom Hausherrn zum Mahle geladen, und weil kein anderer Gast vorhanden war, so aß er sich voll bis an seinen Hals.

Nach einiger Zeit kam er wieder in seine Vaterstadt zurück, und da das Schicksal ihm wohlwollte, so kam er beim König zu Ehren, ward von ihm mit Gnaden überhäuft und zu seinem Hofpriester gemacht. Eines Tages kam eine in ihrem Fache tüchtige Schauspielertruppe von fern her in die Stadt. Die Schauspieler führten dem König ihre Künste vor, und der König, dem die Vorstellung außerordentlich gefallen hatte, belohnte sie reichlich. Da nun der Hofpriester beim König hoch in Ehren stand, spielten die Schauspieler in der nächsten Nacht in seinem Hause, und eine große Menge von Zuschauern strömte darin zusammen. Die Truppe führte sechs Stunden lang Tanzspiele auf, in denen sich die verschiedensten Vorzüge vereinigten, wie Lieder in allerlei poetischen Stimmungen, schöne Körperbewegungen verschiedener Art und anmutige

---

[1] Für die Manen verstorbener Familienglieder.



Gesten[1]; weil der Hofpriester aber gar zu ungebildet war, prallte alles an ihm ab, wie an einem Stein, und nichts vermochte seine Bewunderung zu erregen. Und darum gab er ihnen auch nichts. Der Schauspieldirektor war ganz ratlos und dachte: „Der Mann ist offenbar fürchterlich dumm und gänzlich ungeeignet, stimmungsvolle Erzählungen[2] zu beurteilen. So will ich denn den Prolog einer Dichtung sprechen, die den Schiwa verherrlicht, wie sie geeignet ist, einfältige Leute zu ergötzen und ihr Staunen zu erregen, damit ihn das Gehörte befriedigt und er uns bezahlt."

So dachte er und begann seinen Prolog wie folgt:

„Laßt mich erzählen, was Bharataka getan!"[3]

Als das der Bharataka hörte, erschrak er; denn er dachte: „Gewiß weiß der Theaterdirektor davon, daß ich in Benares im Hause eines Färbers gegessen habe[4]. Das darf er auf keinen Fall hier vor allen Leuten erzählen!" Aus diesem Grunde gab er den Schauspielern Gold, Schmuck, feine Gewänder und andere reiche Geschenke. Der Direktor glaubte nun, das richtige Mittel gefunden zu haben und begann abermals seinen Prolog mit denselben Worten. Neue Geschenke von seiten des Bharataka! Dasselbe wiederholte sich zum dritten Male. Beim vierten Male aber wurde der Bharataka wütend und rief, indem er selbst sein unanständiges Benehmen verkündete: „Höre, Direktor! Warum sagst du immer wieder: ‚Laßt mich erzählen, was Bharataka getan'? Meinetwegen erzähl' doch weiter! Ich habe in Benares, als ich vor Hunger bald umkam, im Hause eines Färbers gegessen. Das ist's doch, was du er-

[1] Es handelt sich nach der Beschreibung um volkstümliche Dichtungen. [2] Da die volkstümlichen Dramen zum Teil episch sind, so können sie mit demselben Rechte hier als Erzählungen (kathā) wie vorher als Tanzspiele (nāṭaka) bezeichnet werden. [3] Diese Worte sind, da es sich um ein volkstümliches Drama handelt, in einer Volkssprache (Altgudscharātī) abgefaßt. Bharataka ist ein Name Schiwas; daher das Mißverständnis des zum Hofpriester gewordenen Bharataka-Mönchs. [4] Für brahmanische Mönche ist es Sünde, Speise aus einem Hause anzunehmen, dessen Besitzer einer niedrigen Kaste angehört. Vgl. Erzählung 13 oben S. 38 nebst Anm. 3.

zählen willst. Los! Erzähl's nur! Von mir kriegst du aber keinen Heller mehr!"

Als das die Leute hörten, waren sie alle ganz baff, und die Vorstellung war zu Ende.

44. Der Bharataka auf dem Kuhhandel

Ein Mann, der sich aufs tägliche Leben nicht versteht, kann auch nicht glänzen, sondern verfällt dem Spott der Leute, wie der Bezopfte, der den Stier molk.

In dem Dorfe Susthita lebten viele Bharataka. Als sie einst auf einen Bettelgang auszogen, erhielten sie im Hause eines Bauern mit Butter und Zucker angemachten Milchreis. Sie aßen ihn, und er schmeckte ihnen vortrefflich. Da fragten die Bharataka ihre Gläubigen, wie man den Milchreis bereitete, und die Gläubigen sagten ihnen das Rezept. Die Bharataka kauften sich nun eine Kuh; es war aber ein kleines Tier, das eben erst gekalbt hatte. Da sagten die andern Bharataka zu den Käufern: „Warum habt ihr dummen Kerle denn so eine schwächliche Kuh gekauft? Noch dazu hat sie ein ganz kleines Euter. Da wird sie auch nur ganz wenig Milch geben. Wißt ihr was, vertauscht sie gegen eine fette Kuh mit großem Euter, und die bringt ihr dann her!"

Da taten sich fünf oder sechs Bezopfte zusammen und gingen in eine Rinderzüchterei. Sie sagten zum Besitzer derselben: „Nimm diese Kuh und gib uns dafür eine andere!" Der Besitzer sagte: „Sucht euch unter diesen eine aus, die euch gefällt, und nehmt sie mit!" Weil die Mönche aber sehr dumm waren, so sahen sie sich zwar überall um, ließen aber alle Kühe stehen, weil sie ihnen zu schwach waren; dafür nahmen sie einen fetten Bullen, den sie für eine Kuh hielten. Sie nahmen ihn mit nach Hause, und nun machten sich die Bezopften alle ans Melken; aber es floß kein Tröpfchen Milch. Mit um so größerem Eifer molken sie weiter. Dem Bullen wurde die Quälerei zu arg; er schlug aus und sprang in die Höhe.

Nun wußte keiner Rat; sie dachten: „Woher kommt's, daß die Milch nicht herauswill?" Da tat ein alter, ganz besonders gescheiter Zopfträger seinen Mund auf und sprach: „Ei, ihr Bharataka! Ihr erkennet die Ursache nicht!" Die anderen sagten: „Ei, was ist denn die Ursache?" So sagten sie und fielen ihm zu Füßen. Der Alte antwortete ihnen: „Die Kuh hat kein Loch im Euter; darum kann die Milch nicht heraus." Die andern riefen: „Natürlich! Er hat recht! Er hat recht!"

Darauf fesselten sie den Bullen mit den Zöpfen eines Bharatakas an den Vorderfüßen und mit denen eines andern an den Hinterfüßen, und dann machte sich einer daran, in das, was er für das Euter hielt, mit einer Nadel ein Loch zu bohren. Da sprang der Bulle auf, machte einen Satz und lief davon. Den Bharataka waren die Zöpfe abgerissen, und mit lautem Geschrei kamen die Leute zusammengelaufen. Sie lachten und verspotteten die Mönche. Die Bharataka aber jammerten: „Unsre Kuh läuft weg! Unsre Kuh läuft weg!" und liefen hinterdrein. Vor ihren Augen aber lief der Bulle in den Wald.

Da traten alle die Bezopften zusammen und hielten Rat. „Das war keine gute Kuh," sagten sie; „wir wollen uns eine neue kaufen." So machte sich denn einer von ihnen, mit 500 Drachmen versehen, nach einem anderen Dorfe auf, um eine besonders gute Kuh zu kaufen, und schloß sich einer Karawane an. Unterwegs machten sie, als es Nacht ward, halt, und der Bharataka legte sich mit fünf oder sechs anderen Mitgliedern der Karawane in einem Tempel schlafen. Um Mitternacht, als die andern schlaftrunken dalagen, der Bharataka aber noch munter war, kam eine Räuberbande. Als sie ihn sahen in seinem alten zerschlissenen Rock, dürr und trocken wie ein Gespenst, sagten sie: „Was hat's für Zweck, den Mann zu plündern, der da liegt? Es ist irgendein Bettler. Wir wollen weitergehen!" Als der Bezopfte sie so reden hörte, rief er: „Ihr seid elende Bettler, und euer Vater ist ein Bettler[1]. Ich bin reich! Ich habe 500 Drachmen." Und indem er das sagte,

[1] Beschimpfung der Eltern gilt als besonders schwere Beleidigung.

zeigte er ihnen seinen Geldbeutel[1] und klimperte mit dem Gelde. „Und wenn ihr's nicht glaubt, so fragt nur diese Kaufleute!"

Als die Räuber das hörten, kehrten sie wieder um und raubten zuerst ihn und dann alle andern aus. Da beschimpften und verfluchten diese den Bharataka; der kratzte sich den Kopf und ging nach Hause. — So darf man's nicht machen.

45. Der geschwänzte Bharataka

Wer selbst dumm und schläfrig ist und nicht überlegt, was ein anderer sagt, dem geht's übel, wie damals dem Bezopften, den die Kälte quälte.

Im Dorfe Kurada lebte ein Bharataka, der hieß Dharada, war dumm und hatte einen sehr schläfrigen Schüler. Einst im Winter, als strenge Kälte herrschte, verließ der Bharataka eines kleinen körperlichen Bedürfnisses wegen um Mitternacht seine Klause. Als er es verrichtet hatte, legte er sich infolge seiner großen Müdigkeit schlaftrunken an Ort und Stelle nieder in der Meinung, es sei sein Lager. In der letzten Nachtwache aber peinigte ihn der Frost dermaßen, daß er laut rief und seinen Schüler fragte: „He! Schüler! Lieg' ich denn auf meinem Lager und bin ich denn in der Klause?" Der Schüler war ebenso schläfrig wie er selbst. Als er darum die Stimme von draußen hörte, blieb er liegen und tastete nur mit der Hand die Lagerstätte seines Lehrers ab. Er bekam den Schwanz eines Hundes zu fassen, welcher sich darauf gelegt hatte, und rief: „He! Lehrer! Hast du einen Schwanz oder nicht?" Als der Lehrer das hörte, betastete er sich hinten, bekam das Ende seines Schamtuchs in die Hand und rief! „Jawohl! Einen Schwanz hab' ich!" Darauf rief der Schüler: „Dann bist du auch in der Klause und liegst auf deinem Lager."

Weil der Lehrer sich nun in seiner Dummheit auf diese Auskunft verließ, blieb er liegen, und die Kälte setzte ihm so

[1] Der Geldbeutel besteht in Indien aus einem Knoten im Gewand.

zu, daß er wie tot dalag. Am Morgen kamen Leute an die Stelle, und als sie ihn so daliegen sahen, fragten sie den Schüler: „Nanu! Was ist denn hier passiert?“ Er antwortete: „Ich habe keine Ahnung!“ Als aber die Sonnenstrahlen den Bharataka berührten, kam er wieder zur Besinnung und stand auf. Da wunderten sich die Leute.

46. Der Bharataka als Heilgehilfe

Im Dorfe Kōlaka wohnte ein alter Bharataka namens Dschūtaka. Der erkrankte einst am Fieber und hatte sehr zu leiden. Als die Krankheit aufs höchste gestiegen war, ging sein Schüler zu einem Arzte und bat ihn um ein Heilmittel. Dieser gab es ihm, schärfte ihm aber ein, dem Kranken nur ganz wenig davon zu geben, denn es sei ein Übergift. Während der Schüler sich auf dem Heimweg befand, überlegte er: „Der Arzt hat gesagt, es sei ein Übergift. Mein Lehrer aber ist äußerst schwach. Er wird also das Übergift vorläufig noch nicht vertragen. So will ich ihm denn zunächst ein Gift eingeben, und wenn er das verdaut hat, das Übergift.“ Folglich ging er in ein Kräutergewölbe, holte sich dort ein Gift, löste es auf und gab's seinem Lehrer ein. Die Folge war, daß sein Lehrer schnell verstarb, und daß die Leute den Schüler schalten. — So darf man's nicht machen.

47. Der Bharataka als Denker

Ein Narr sieht die Wahrheit nicht, so sehr er überlegen mag, wie einst der Bezopfte, als er seinen Kopf zwischen die Hörner des Bullen legte.

Im Dorfe Manga lebte einst ein Bezopfter, der hieß Wohlbedacht. Eines Tages trat er in ein Haus, um zu betteln. Da sah er in dem Hause einen feisten Bullen mit gebogenen Hörnern. Von diesem Augenblick an quälte ihn tagtäglich der Gedanke: „Ob wohl

mein Kopf zwischen dieses Bullen Hörner paßt? Vielleicht nicht!" Das ging sechs Monate lang so weiter. Endlich dachte er: „Heute stecke ich ihm meinen Kopf zwischen die Hörner. Ich hab' mir's doch volle sechs Monate lang überlegt. Wenn man etwas nach so langer Überlegung unternimmt, so muß es doch gut ablaufen." So dachte er und steckte seinen Kopf dazwischen. Der Bulle erschrak, zerriß seinen Strick, lief davon und rannte im Orte umher; der Bezopfte dagegen hing ihm über den Kopf herunter und brüllte. Da liefen die Leute in Scharen herbei und befreiten ihn mit großer Mühe. Sie sagten zu ihm: „Du Narr! Wie kannst du so unbedacht handeln!" — „Ihr seid Narren," antwortete der Bharataka, „und ihr handelt unbedacht! Ich habe mir erst sechs Monate lang überlegt, was ich getan habe." Da beschimpften ihn die Leute. — So darf man's nicht machen.

48. Der Bharataka als Sanskritgelehrter

Ein Narr hält alles für Wissenschaft, was er sich aussinnt, wie die Bharataka, welche am Flußufer standen und den Brief schickten. In der Stadt Bainap[1] lebte ein Minister namens Āschīdhara; der war den Bharatakamönchen ergeben. Eines Tages zogen mehrere Bharataka von Dorf zu Dorf und kamen in die Nähe der Stadt. Es war in der Regenzeit, und von den heftigen Regengüssen war der Fluß Bēnnā, welcher sie von der Stadt trennte, mächtig geschwollen. Sein Hochwasser schnitt sie von dem Orte ab. Schon dämmerte der Abend, und da sie vor Hunger schier umkamen, dachten sie: „Wir wollen doch unserem Gläubigen, dem Minister Āschīdhara, einen Brief schicken und ihm mitteilen, daß wir da sind. Dann wird er für uns und unsern Hunger sorgen; sonst müssen wir verhungern." In dieser Absicht machten sie sich mit vereinten Kräften daran, den Brief zu schreiben. Da sagte derjenige, welcher unter ihnen als

---

[1] Der Name ist wahrscheinlich verderbt. Richtig wird Bainnāpur oder Bēnnāpur sein.

gelehrtes Haus galt und den Brief schreiben sollte: „Soll ich den Brief in Sanskrit oder in Prākrit schreiben?"[1] Darauf antwortete ihr geistliches Oberhaupt: „Dummer Kerl! Der Mann ist doch ein hochgelehrter Minister! Da dürfen wir ihm nur in Sanskrit schreiben und nicht in Prākrit." Auf die Bitten der anderen Bharataka diktierte nun das geistliche Haupt folgenden Brief: „Dezehn hierc Bharataci flussii ufero sint. Aschīdhare ministere, non macha ut hungere sterbunt!"[2] Diese verstümmelten Worte hielt er für Sanskrit und schickte den Brief durch einen Fährmann ab. Der Fährmann brachte ihn über den Fluß und händigte ihn dem Minister ein. Als dieser den Brief gelesen hatte, mußte er innerlich lachen und dachte: „Was sind meine geistlichen Väter doch für Esel!" Dann aber sandte er ihnen Speise und Trank, soviel ihr Herz begehrte.

49. Der Bharataka als glücklicher Ehemann

Leicht wird ein Tor von den Frauen durch ihr Tun betrogen, wie jener Bharataka von seiner Hausfrau, welche auf hohem Berge wohnte.

Auf einem Berge vor der Ortschaft Karataka lebte mit seiner Ehefrau ein Bharataka in seiner Klause. Dieser Mönch lobte seiner Gattin Keuschheit in dem Orte vor dessen Bewohnern, indem er behauptete, es gäbe kein zweites Weib, welches dem seinen gliche:

„Mein Liebchen wohnt auf hoher, hoher Höh':
Kein zweites, Brüder, ich wie dieses seh'.
Kein Mann kommt nach dem hohen, hohen Hause!"[3]

---

[1] Sanskrit ist die Gelehrten-, Prākrit die Volkssprache. [2] Im Texte ist die „Gelehrtensprache" noch alberner. Sie besteht darin, daß der Schreiber die Volkssprache von Gudscharat schreibt, aber alle Endungen wegläßt und an Stelle aller Vokale und Diphthonge nur a schreibt. Anstatt sich also dem Sanskrit zu nähern, entfernt er sich noch weiter von ihm, als es die Volkssprache tut. Das ließ sich in der Übersetzung nicht nachahmen. [3] Diese Verse sind in der Volkssprache (Altgudscharātī) geschrieben.

Während der Bharataka in diesen drei Zeilen die Keuschheit seiner Frau vor den Leuten schilderte, dachte ein Schelm: „Den Narren hat die Liebe offenbar verrückt gemacht, da er eines Weibes Keuschheit lobt. Als ob es Keuschheit bei den Weibern gäbe! Denn:

> Bei der Krähe Reinheit, Ehrlichkeit bei Spielern, Sanftmut bei der Schlange, Aufhören des Liebesbedürfnisses bei den Frauen, bei einem Kastraten Mut, logisches Denken bei einem Trunkenbold und ein König als wahrer Freund: wer hat das je gesehen oder gehört?"

Um also zu erkunden, wie es mit dem Liebchen stand, begab sich der Schelm nach der Klause und sah, daß die Frau des Bharataka wirklich schön war. Da auch sie fand, der Mann sei wunderschön, und da sie bedachte, daß sonst kein Mensch zugegen war, bat sie ihn um seine Liebe, und er schlug ihr ihre Bitte nicht ab. Während sie so beieinander waren, kam plötzlich der Bharataka aus der Ortschaft zurück. Als der Schelm das Geräusch seiner Tritte vernahm, erschrak er; die Frau aber steckte ihn in einen Winkel und sagte zu ihm: „Du brauchst gar keine Angst zu haben. Ich will schon dafür sorgen, daß du keine Unannehmlichkeiten hast. Dafür mußt du mich aber alle Tage hier oben besuchen." Das versprach er ihr denn auch. Darauf stand sie auf, ging dem Bharataka, der inzwischen herangekommen war, entgegen und sagte zu ihrem Gemahl: „Herr, ein schweres Unheil bedrohte dich heute[1]. Da fiel ich der Schutzgottheit dieses Ortes zu Füßen und bat sie, es abzuwenden. Die Gottheit sagte zu mir: ‚Wenn sich dein Gemahl eine Binde um die Augen legt und eine Glocke um den Hals hängt[2] und dreimal um die Klause geht, indem er dabei seinen Dreizeiler spricht: ‚Mein Liebchen wohnt auf hoher, hoher Höh' usw., dann wird alle Gefahr vorübergehen.'" Der Bharataka tat genau, wie sie es ihm gesagt hatte, und

[1] Das hat sie angeblich aus irgendeinem Omen geschlossen. [2] Die Glocke soll er natürlich um den Hals nehmen, damit der Buhle an ihrem Schalle merkt, wo er sich jeweilig befindet.

inzwischen lief der Schelm eiligst davon, indem er als Schluß der Strophe die Worte rief:

> „Ums Aug' die Binde, die Glocke am Hals,
> Wir aber drin in der Klause!"

Nachdem der Bharataka seinen dritten Umgang beendet hatte, fragte er seine Frau: „Wer ist denn der Mann, meine Liebe, der dort davonläuft?" Sie erwiderte ihm: „Das, o Herr, ist das leibhaftige schwere Unheil, welches sich entfernt[1]." Diese Auskunft befriedigte ihn vollkommen. Von nun an kam der Schelm alle Tage und entfernte sich wieder, wenn er ihre Liebe genossen hatte.

Nach einigen Tagen sagte der Bharataka vor den Leuten einmal wieder seine Verse her:

> „Mein Liebchen wohnt auf hoher, hoher Höh':
> Kein zweites, Brüder, ich wie dieses seh'.
> Kein Mann kommt nach dem hohen, hohen Hause!"

Der Schelm fügte seinen Strophenschluß hinzu:

> „Ums Aug' die Binde, die Glocke am Hals,
> Wir aber drin in der Klause!"

Da wußten die Leute über das Liebchen und seine Keuschheit Bescheid. Nur der Bharataka in seiner Dummheit merkte nichts. So sind nun einmal die Dummen.

50. König Madhumathana

In der Stadt Mathurā regierte einst ein König Madhumathana; der hatte eine Königin Wasumatī, einen Minister Dhīdhana und eine Amme Jaschōdā. Auch ein Narr, namens Bhīma lebte dort, welcher des Königs ganze Gunst besaß und alle Welt zum besten hatte.

Eines Tages sagte der König zu ihm: „Wenn es dir gelingt, mich anzuführen, so gebe ich dir ein Gnadengeschenk von einem Lākh[2]." Der Narr sagte kein Wort und ging nach Hause. Dort zog er die Seinigen ins Vertrauen, und nach einiger Zeit

[1] Über die Personifikation s. Einl. S. 7. [2] = 100 000 Goldstücke.

mußten sie das Gerücht verbreiten, er sei an einer Krankheit gestorben, und mußten statt seiner eine Puppe im Scheiterhaufen verbrennen. Der König war sehr betrübt und klagte: „Es tut mir leid, daß Bhīma gestorben ist; denn er hatte viele gute Seiten."

Nachdem etliche Tage vergangen waren, kam Bhīma aus einem unterirdischen Gemach, in welchem er sich verborgen hatte, wieder zum Vorschein. Er trug einen Schmuck von Schlangen, welche er aus Leder gefertigt, auf der Stirn ein drittes Auge, das er sich mit Speckstein gemalt hatte, in der Faust einen Dreizack, ferner eine künstlich zurechtgemachte Laute, einen diademartigen Haarwulst, den er sich hoch emporgewunden, und ein aus einer schwärzlichen Decke gefertigtes Elefantenfell. Seinen schlanken Körper hatte er dick mit Asche bestrichen, und ein Kranz von Schädeln hing ihm vom Halse herab. So setzte er sich auf einen einhörnigen Stier, und als er sich in dieser Weise ganz wie Mahādēwa[1] herausstaffiert hatte, begab er sich nächtlicherweile ins Haus der Amme des Königs, welche eine Verehrerin des Schiwa war.

Als diese Schiwa leibhaftig vor sich stehen sah, pries sie sich selig, bezeugte ihm ihre Ergebenheit, indem sie ihn zum Sitzen einlud und ihm die übrigen gastlichen Ehren erwies, trat mit zusammengelegten Vorderarmen vor ihn hin und sprach zu ihm: „Erhabener Gott, der das All beherrscht, durch deine Gnade sind heute alle meine Wünsche erfüllt. Möchtest du mich, deine Magd, dadurch heiligen, daß du alle Tage zu mir kommst!" Als sie dies zu ihm gesagt hatte, kam er fortan beständig in ihr Haus, und eines Tages redete sie wieder zu ihm und sprach: „Mein Schirmherr, führe mich, die ich sonst keinen Schirmherrn habe, lebendig in den Himmel ein!" Er antwortete: „Am siebenten Tage werde ich dich mit Erlaubnis des Götterkönigs[2] in den Himmel holen." Mit diesem Versprechen entfernte er sich. Die Amme aber erzählte dem König haarklein ihr nächtliches Erlebnis.

In seinem Auftrage sagte sie zu jenem, als er wieder zu ihr

[1] „Der große Gott", d. i. Schiwa. [2] Indra.

kam: „Auch der König möchte gern lebendig in den Himmel eingehen." Bhīma entfernte sich mit demselben Versprechen wie vorher, und als die Amme dies dem König mitgeteilt hatte, erzählte dieser wiederum alles der Königin. Dadurch ward auch in der Königin und im Kanzler wie vorher im König das lebhafte Verlangen rege, in den Himmel einzugehen, und die Amme teilte dies Bhīma mit, als er wieder bei ihr war. Durch ihr inständiges Flehen ließ er sich bewegen, wiederum dieselbe Frist zu bestimmen, und entfernte sich.

Am festgesetzten Tage stellte er sich wieder ein und sprach zu der Amme des Königs: „Vernimm, Jaschōdā! Ihr alle, du, der König, die Königin und der Kanzler müßt eure Kleider ablegen und mit siebenfältig gefalteten Tüchern eure Augen fest verbinden; dann sollt ihr mit mir kommen, auf daß ich euch nach der Welt der Götter führe." Und da sie alle begierig waren, des Himmels teilhaft zu werden, richteten sie sich genau so her, wie er befohlen hatte, ergriffen den Schwanz seines Stiers, verließen um Mitternacht den Palast und gingen hinter ihm drein.

Bhīma führte sie alle sechs Stunden lang von da aus in der Stadt umher; dann ritt er bei Tagesanbruch auf den Damm des Sees vor der Stadt und sagte zu ihnen: „Harret hier vor dem Himmelstor; ich will den Götterkönig um seine Erlaubnis bitten und euch dann alle in den Himmel einführen." Nach diesen Worten kehrte er nach Hause zurück.

Am Morgen kamen die Bürger heraus[1], und als sie die vier in dem geschilderten Aufzug erblickten, riefen sie: „Was soll das heißen? Was soll das heißen?" An ihren Stimmen erkannten die vier, daß sie noch bei ihrer Stadt waren, rissen die Binden von ihren Augen, hielten beschämt die Hände vor ihre Gesichter und flüchteten sich unter ihr Hofgesinde[2].

Nachdem alsdann wieder einige Tage verstrichen waren, legte der Narr Bhīma ein neues Gewand an, begab

[1] Um im See zu baden, was für die hinduistische Bevölkerung bekanntlich religiöse Pflicht ist. [2] Dieses ist natürlich auch zum Bad an den See gekommen.

sich in die Hofversammlung des Königs und wünschte ihm Sieg und Heil. Der König rief: „Ei, Bhīma! Du warst doch gestorben! Wie bist du denn hierher gekommen?" Da sagte Bhīma: „Majestät! Ich bin genau so gestorben, wie Ihr in die Welt der Götter eingezogen seid."

Als der König das hörte, dachte er: „Da hat mich der Narr also doch angeführt!" Und da ihm jetzt sein Versprechen wieder einfiel, erzählte er den Anwesenden, was er dem Bhīma gelobt hatte, und spendete diesem das versprochene Gnadengeschenk von einem Lākh und noch ein halbes dazu.

51. Die kluge Alte

In der Stadt Gōrambha lebte ein sehr dummer Kaufmann namens Bharada[1]. Dieser begab sich einst nach dem Hause seines Schwiegervaters, um seine Frau heimzuführen, welche Nāminī hieß. Er wurde von seinem Schwiegervater und dessen Angehörigen gastlich aufgenommen und machte sich dann mit ihr auf den Heimweg. Auf ihrer Straße trafen sie einen Jäger namens Karamana; der fragte den Kaufmann: „Ob wohl in dem Judendorndickicht da am Wege ein Hase steckt?" Bharada sagte: „Da steckt keiner drin!" Der Jäger wettete um seinen Kopf, Bharada um seine Frau, und als sie das Dickicht durchstöbert hatten und wirklich ein Hase herauslief, nahm der Jäger die Frau und entfernte sich mit ihr; der Kaufmann aber ging weinend hinter ihm her.

Da fragte ihn eine alte Frau namens Akkā, und er erzählte ihr alles, was sich begeben hatte. Die Alte fragte den Jäger: „Wie kommst du dazu, dieses Mannes Frau zu nehmen und mit ihr fortzugehen?" Und vor den Ohren einer Menge von Leuten berichtete er ihr über die gegenseitig verabredete Wette. Da sagte die Frau: „Du dummer Jäger! Das Feld neben dem Dickicht gehört mir. Darum weiß ich, daß in dem

[1] Dialektische Form für Bharata = Bharataka. Der Name der schiwaïtischen Mönche erscheint also hier typisch für die Dummen überhaupt.

Gebüsch nur eine Häsin wohnt und kein Hase. Wenn du es nicht glaubst, ei so bringe sie doch her; dann wird sich's ja zeigen!"

Als die Alte das gesagt hatte, mußte der Jäger die Frau des Kaufmanns loslassen und ging mit dunklem Gesicht[1] nach Hause. Bharada aber und seine Frau ehrten Akkā wie eine wirkliche Mutter[2], indem sie ihr Gold, Gewänder und anderes schenkten, und gingen dann gleichfalls heim.

52. König Wikrama, oder: Die Freigebigkeit

In der Stadt Udschdschajinī herrschte einst der berühmte König Wikramāditja, den die Furcht nur beschlich, wenn er von der Not anderer Menschen hörte, und der den Frauen anderer ein Bruder war. Als dieser eines Tages ausging, bemerkte er einen Boten, welcher offenbar aus fernen Landen kam; denn seine Kleider waren abgetragen und seine Schuhe zerrissen. Er fragte ihn: „Wo kommst du her?" Und als der Mann ihm antwortete: „Ich komme aus der Stadt Kanakasāra", fragte der König weiter: „Hast du dort etwas Merkwürdiges gesehen?" Der Mann antwortete: „Vernimm, o Herr, was sich dort Merkwürdiges zuträgt. In dieser Stadt herrscht König Kanakasundara; der hat eine Tochter Tilakaschrī, welche das Hauptjuwel[3] aller Weiblichkeit ist. Als dieser eines Tages ihre Eltern von der Vermählung sprachen, gab sie zur Antwort: ‚Wer mich in einer Nacht durch Erzählungen viermal zum Reden bringt, der soll mein Herr sein; gelingt's ihm nicht, so sei er mein Knecht.' Überallhin verbreitete sich die Kunde von diesem ihrem Entschluß, und viele, die es vernahmen, Söhne von Königen, Ministern, Kaufherren, Karawanenbesitzern, Feldherren und anderen bedeutenden Män-

---

[1] Eigentlich: „mit schwarzem Gesicht", was in Anbetracht der indischen Hautfarbe unserem „mit rotem Kopf" entspricht und das Zeichen der Scham und der Furcht ist. [2] Akkā bedeutet „Mutter". [3] S. 88, Anm. 1.

nern stellten sich bei ihr ein. Da es ihnen aber nicht gelang, sie zu überwinden, so müssen sie nun alle Tage im Palaste der Prinzessin mit geschorenem Kopf, trübselig verzogenen Mundes, an den Füßen gefesselt und mit Weiberkleidern und Weiberschmuck angetan Wasser tragen. Das ist das Merkwürdige, das ich dort gesehen habe."

Als der Mann diese seltsame Geschichte erzählt hatte, entließ ihn der König, nicht ohne ihn vorher beschenkt zu haben; und in der festen Absicht, die Prinzen und anderen Söhne guter Familien aus ihrem Unglück zu erretten und den Hochmut der Prinzessin zuschanden zu machen, gedachte er in seinem Geiste des Wētāla, seines göttlichen Dieners, und begab sich nach jener Stadt[1]. In dieser ging der König als Jōgin[2] verkleidet umher, und als er an das Tor des Palastes kam, schlug er auf den dort hängenden Gong. Die Dienerinnen, welche daran erkannten, daß wieder jemand gekommen war, um ihre Herrin zu überwinden, eilten herbei, sahen den Jōgin und erstatteten ihr über ihn Bericht. Sie ließ ihn rufen; er trat ein, und als er sich in ihrem von einer Lampe traulich beleuchteten Schlafgemach in seiner Jōginverkleidung auf einem Polster niedergelassen hatte, sagte er, indem er sich anschickte, der gleichfalls auf einem Polster sitzenden und in all ihrem Schmucke funkelnden Prinzessin eine Geschichte zu erzählen: „Vernimm, o Lampe! Dieses Mädchen da ist viel härter als ein Stein und nicht zu bewegen, auch nur einen Laut von sich zu geben. Wenn du aber einen Laut von dir gibst, so will ich dir eine Geschichte erzählen." Da sagte der Wētāla, welcher in der Lampe steckte: „Erzähle!" Und der König erzählte, wie folgt:

1. Erzählung: Die vertauschten Köpfe

Es war einmal ein Brahmane namens Nārājana, der im Dorfe Kalāsara wohnte. Dieser hatte sich schon siebenmal in seines Schwiegervaters Haus begeben, um seine Hausfrau

[1] Das indische Märchen behauptet, daß König Wikrama einen Wētāla — eine Art Dämon — in seinen Diensten hatte. [2] Einl S. 7.

heimzuführen[1]; aus irgendeinem Grunde aber war sie ihm nicht gefolgt. Als er sich nun zum achten Male — diesmal in Begleitung seines Freundes Kēschawa — aufgemacht hatte, sie zu holen, kam er unterwegs an einen Wallfahrtsort, welcher Mritjundschaja[2] hieß, trat vor den Großen Herrn[3] und sprach: „Wenn ich diesmal, o Gott, meine Geliebte erhalte und mit ihr zurückkehre, so will ich dir einen Lotus weihen."

Als er dies gelobt hatte, erhielt er seine Gemahlin wirklich, und als er wieder vor dem Tempel stand, sagte er zu seinem Freunde: „Lieber Freund, warte hier auf mich, bis ich nach Verehrung des Großen Gottes wiederkomme." Darauf trat er in den Tempel, hieb sich mit seinem Schwerte den Lotus seines Hauptes[4] ab, indem er ihn dem Großen Herrn weihte, und fiel tot vor ihm nieder. Als Kēschawa die Zeit zu lange dünkte, ging er gleichfalls hinein und dachte, da er seinen Freund in diesem Zustande erblickte: „Wenn ich mit der jungen Frau nach Hause gehe, so wird unbedingt mein guter Name befleckt werden; denn die Leute werden sagen: ‚Dieser Bösewicht, der sich an seinem Freunde vergangen, hat ihn aus Gier nach seinem Weibe ermordet.'" Darum hieb auch er sich das Haupt ab und stürzte an derselben Stelle tot zu Boden.

Als beide nicht zurückkamen, geriet die junge Frau in große Angst; sie trat ein, und als sie sah, wie es mit den beiden Männern stand, dachte sie: „Wenn ich allein in meines Schwiegervaters oder in meines Vaters Haus gehe, so wird man mir wahrscheinlich einen Makel anheften und wird sagen, ich sei ein zügelloses Weib und habe meinen Gatten und meinen Schwager[5] ermordet. Darum kann auch ich nur tun, was sie getan haben." Und schon wollte sie sich mit demselben Schwerte das Haupt abschlagen, als Schiwa fürchtend, er möchte die Sünde des Frauenmordes auf sich laden, ihr erschien und ihr das Schwert aus der Hand nahm. Sie aber

---

[1] Da in Indien die Kinderehe üblich ist, so findet die „Heimführung" erst lange Zeit nach der Vermählung statt. [2] „Sieg über den Tod." [3] = Schiwa. [4] D. h. seinen Kopf. [5] Das ist bildlich gemeint, da der Freund als Bruder gilt.

sagte: „Was soll ich mit dem Leben, wenn an mir ein Makel haftet und ich meines Gatten beraubt bin? Darum werde ich nur dann am Leben bleiben, wenn du diese beiden wieder lebendig machst, sonst nicht." Als der heilige Schiwa sah, daß dies ihr fester Wille war, sagte er zu ihr: „Wenn du diese beiden mit dem Wasser besprengst, mit dem ich[1] gewaschen worden bin, so werden sie ins Leben zurückkehren." Kaum hatte sie das vernommen, so tat sie es. Infolge ihrer allzu großen Ungeduld aber verwechselte sie die Köpfe, als sie sie an die Körper anlegte, und als sie die beiden besprengte, wurden sie mit vertauschten Köpfen lebendig.

Gib nun acht, Lampe! Jetzt stritten beide sich um die junge Frau. Wessen Hausfrau wurde sie da?

Auf diese Frage des Jōgin antwortete der Wētāla, welcher in der Lampe steckte, in der Absicht, die Prinzessin zum Sprechen zu bringen: „Die Frau dessen, der ihres Gatten Haupt trug."

Als die Prinzessin diese ungereimte Antwort hörte, überwältigte sie der Zorn, so daß sie ihre Absicht vergaß und mit lauter Stimme rief: „Lüge nicht, elende Lampe!"

Da ließ der Jōgin auf den Gong schlagen zum Zeichen dafür, daß er die Königstochter einmal zum Reden gebracht hatte. Die Lampe fragte: „Wessen Gemahlin wurde sie denn, König der Jōgin?" Der Jōgin sagte: „Dessen, der des Freundes Kopf trug." — „Wieso?" fragte die Lampe. Der Jōgin sagte: „Bei der Trauung reicht man der Braut die rechte Hand. Diese aber gehört doch wohl zum Rumpf."

Die Prinzessin aber dachte: „Einmal hat er mich zum Sprechen gebracht; dreimal sind noch übrig." Daher verharrte sie nun erst recht im Schweigen.

Darauf redete der Jōgin wie vorher die Lampe so jetzt den Ohrring des Mädchens an und begann wieder zu erzählen, wie folgt:

[1] D. h. mein Götterbild. Nach indischem Glauben steckt in jedem Götterbild der Gott selbst, obwohl er auch gleichzeitig in seinem Himmel existiert, etwa so, wie nach protestantischer Lehre Leib und Blut Christi in dem Wein und in der Hostie vorhanden ist.

2. Erzählung: Die vier Freier

In der Stadt Dhanaratha hatte der Kaufmann Baladatta eine Tochter, die hieß Doppeltschön und war einzeln von ihrem Vater, ihrer Mutter, ihrem Bruder und dem Bruder ihrer Mutter je einem Freier versprochen worden. Als die vier Freier nun alle gleichzeitig ankamen, um Hochzeit zu halten und sich miteinander stritten, dachte die Jungfrau, die das gewahrte: „Ach, ich bin schuld an diesem entsetzlichen Streit!" Und so ging sie lebendig ins Feuer und verbrannte zu Asche. Nun ging einer von den Freiern mit ihr zugleich ins Feuer. Der zweite baute sich auf dem Verbrennungsplatz ein Haus und wohnte dort. Der dritte gelobte, nur noch von erbettelter Speise zu leben, und wenn er etwas erbettelt hatte, so legte er einen Teil davon auf den Scheiterhaufen, und das übrige aß er selbst. Der vierte aber nahm die Gebeine des Mädchens und wanderte mit ihnen nach der Gangā. Unterwegs kam er nach der Stadt Mahānandi, ging hinein, um seine Nahrung zu erbetteln, und kam an das Haus des Kaufmanns Mānadatta. Dessen treue Gemahlin Kamalaschrī wollte ihm Speise geben. Da ihr aber ihr heftig weinendes Söhnchen darin hinderlich war, warf sie es in das Herdfeuer. Als sie darauf dem Bettler die Speise reichen wollte, sagte dieser: „Um meinetwillen, Mutter, hast du deinen Sohn gemordet; darum kann ich diese Speise nicht annehmen." So wies er sie ab und wollte gehen; sie jedoch beträufelte den Knaben mit Amrita[1], machte ihn dadurch wieder lebendig und trat abermals vor den Mann, um ihm die Speise zu reichen. Da sagte dieser zu ihr: „O Mutter, gib mir etwas von diesem Amrita!" Sie erfüllte seine Bitte, und mit dem Amrita, welches sie ihm geschenkt hatte, kehrte er zurück und belebte die Jungfrau samt dem Freier, der sich mit ihr verbrannt hatte.

Nun gib acht, Ohrring! Als sie wieder lebendig geworden war, stritten sich wieder alle vier miteinander um sie. Wessen Gattin wurde sie?

---

[1] Einl. S. 5.

Als der Jōgin dies gesagt hatte, sprach der Wētāla, welcher in dem Ohrring steckte, um die Prinzessin zum Reden zu bringen: „Die Gattin dessen, der sie wieder lebendig gemacht hatte."

Kaum hatte die Königstochter diese höchst ungereimte Antwort gehört, so ward sie gewaltig böse, so daß sie ganz vergaß, was sie sich vorgenommen hatte und mit lauter Stimme rief: „Lüge nicht, elender Ohrring!"

Da ließ der Jōgin auf den Gong schlagen zum Zeichen dafür, daß er die Königstochter zum zweiten Male zum Reden gebracht hatte. Der Ohrring fragte: „Wessen Frau wurde sie denn, König der Jōgin, und in welchem Verhältnis stand sie zu den anderen?" Der Jōgin gab zur Antwort: „Derjenige, der ihr durch das Amrita das Leben schenkte, war ihr Vater; derjenige, der sich mit ihr aus dem Scheiterhaufen erhob, ihr Bruder; derjenige, der sie an dem Orte des Scheiterhaufens bewachte, ihr Diener; derjenige aber, welcher ihr von einem Teile dessen, was er erbettelt hatte, Speise, Kleidung und anderes schenkte, ihr Gatte. Denn das Gewähren von Kleidung, Nahrung, Schmuck und anderen Bedürfnissen hängt vom Eheliebsten ab."

Als der Jōgin das gesagt hatte, dachte die Prinzessin: „Zweimal hat er mich zum Reden gebracht, und zweimal sind noch übrig." So verharrte sie nun erst recht im Schweigen.

Darauf begann der Jōgin wieder zu erzählen, indem er sich, wie vorher an die Lampe, so jetzt an die Perlenkette der Jungfrau wandte. Er sprach:

3. Erzählung: Die belebte Puppe

König Narapāla in der Stadt Narasāra hatte einen Sohn namens Punjapāla. Dieser war mit Buddhisāra, dem Sohne des Oberpriesters, mit Gunasāra, dem Sohne eines Holzbildhauers, mit Rūpasāra, dem Sohne eines Goldschmieds, und mit Dhanasāra, dem Sohne eines Webers, befreundet.

Eines Tages, als Punjapāla auf Befehl seines Vaters das Land verlassen mußte, fragte er seine vier Freunde, ob sie ihn

begleiten wollten, und sie sprachen: „Wir weichen so wenig von dir wie deines Körpers Schatten." So verließ er denn von ihnen begleitet seine Vaterstadt und kam in einen dichten Wald. Als es Nacht geworden, legte sich der Königssohn schlafen, während sich die vier anderen abwechselnd in die Nachtwachen teilten[1]. In der ersten Nachtwache nun schnitzte Gunasāra aus einem Stück Sandelholz eine an allen Gliedern liebliche Mädchengestalt, herrlich wie eine Göttin. Als er damit fertig war, legte er sich schlafen, und Dhanasāra stand auf zur zweiten Nachtwache. Dieser kleidete ihren Körper in seidene Unter- und Oberkleider und anderes derart, wie es ihrer würdig war, und als er sich darauf zur Ruhe legte, stand zu Beginn der dritten Nachtwache Rūpasāra auf. Der schmückte sie mit Edelsteinen, Gold und anderem Geschmeide und legte sich dann nieder, während sich Buddhisāra erhob, um die vierte Nachtwache zu übernehmen. Buddhisāra zog durch einen Zauberspruch den heiligen Gott herbei, welcher mit einem Strahlenkranz umgeben ist[2], und als er mit dessen Hilfe die Gestalt belebt hatte, wurde es Tag.

Nun gib acht, Perlenhalsband! Als die vier diese Gestalt sahen, erzählte jeder von ihnen vor Punjapāla, was er getan hatte, und alle stritten sich um das Mädchen. Wessen Gattin wurde sie?"

Auf diese Frage des Jōgin antwortete der Wētāla, welcher in der Perlenkette steckte, um die Prinzessin zum Reden zu bringen: „Die Gattin dessen, der sie belebt hatte."

Als die Königstochter diese ganz ungereimte Rede vernahm, ärgerte sie sich darüber, so daß sie wieder ihren Vorsatz vergaß und mit lauter Stimme rief: „Elende Perlenkette! Lüge doch nicht so!"

Zum Zeichen dafür, daß er die Prinzessin zum dritten Male zum Reden gebracht hatte, ließ der Jōgin auf den Gong schlagen; und als ihn die Perlenkette fragte: „O König der Jōgin! Wessen Hausfrau wurde sie denn, und in welchem Verhältnis stand sie zu den anderen?" sagte er: „Derjenige, welcher ihr

[1] S. S. 85, Anm. 1. [2] Die Sonne.

das Leben schenkte, war ihr Vater, derjenige, welcher sie gebildet hatte, ihre Mutter, derjenige, welcher sie schmückte, ihr Mutterbruder. Ihr Gemahl war der, welcher sie kleidete. Denn nur der Gatte kleidet die nackte Frau."

Als der Jōgin so gesprochen hatte, dachte die Prinzessin: Dreimal hat er mich jetzt zum Sprechen verleitet; nur einmal ist noch übrig." Nun verhielt sie sich ganz besonders schweigsam.

Darauf begann der Jōgin wieder wie folgt zu erzählen, indem er sich diesmal, wie vorher an die Lampe, an das Mieder der Jungfrau wandte.

4. Erzählung: Die vier Väter

In der Stadt Haritschandra regierte König Harischēna. Zu diesem sagte einst ein Brahmane Schanikara, welcher eines Diebstahls wegen verhaftet und von ihm zum Tode verurteilt worden war: „Nach der Offenbarung, o König, kann ein unverheirateter Brahmane nach seinem Tode nicht in den Himmel kommen. So vermähle mich denn, bevor du mich töten läßt, für den Preis von fünf Edelsteinen, welche sich in meinem Schenkel[1] befinden, mit irgendeiner Brahmanentochter!" Der König gewährte seine Bitte, gab einem Brahmanen die fünf Edelsteine, verheiratete den Dieb mit dessen Tochter Prijamatī und ließ ihn dann hinrichten. Nach dem Tode ihres Gatten führte Prijamatī ein ausschweifendes Leben, und als sie von irgendeinem Manne ein Söhnchen gebar, setzte sie es vor der Stadt aus und legte ihm einen Ring bei, welcher ihren Namen trug. Ein Töpfer namens Dharma aber fand und erzog das Knäblein als seinen Sohn.

Eines Abends lief das Knäblein, welches einen lieblichen Körper hatte, in der Nähe der Tongrube umher. Dort erblickte es der König Harischēna und dachte: „Der arme Junge soll mein Sohn sein!" Darauf nahm er ihn und übergab ihn der Königin; und als der König gestorben war, ward er selbst unter dem Namen Saranasiṃha zum König gemacht.

[1] Aufbewahrung von Juwelen im Körper (Magen oder verheilter Wunde) kommt öfter in der indischen Erzählungsliteratur vor.

Einst zur Zeit der Totenopfer begab er sich nach der Gangā, um seinem Vater die Manenspende darzubringen. Infolge der Wunderkraft jener Badestelle streckten sich gleichzeitig vier Hände aus der Gangāflut empor, um die Spende zu ergreifen. Als der König dieses Wunder gewahrte, war er sehr erstaunt und erfuhr von der Königinmutter, welche er die Wahrheit ihrer Aussage beschwören ließ, den Sachverhalt. Durch die Erwähnung der Tongrube gelang es ihm, die Bestätigung ihrer Geschichte zu erhalten. Er fragte die Töpferswitwe. Diese erzählte ihm alles, wie es sich ereignet hatte, und gab ihm jenen mit einem Namen gezeichneten Ring. Als er durch die Schriftzüge des Ringes der Geschichte auf den Grund kam, verhörte er die Brahmanin welche ihm die Wahrheit gestand. Darauf ging der König nach der Gangā und sprach: „Ich habe vier Väter; derjenige von ihnen halte die Hand empor, welchem die Manenspende gebührt!"

Nun, Mieder! Wessen Hand schickte sich an, die Spende entgegenzunehmen? Auf diese Frage des Jōgin sagte der Wētāla, welcher sich in dem Mieder befand, weil er die Prinzessin zum Reden veranlassen wollte: „Die Hand des Buhlen erhält die Spende, weil der König aus dessen Samen entstanden ist."

Als die Königstochter diese ganz verkehrte Antwort hörte, geriet sie in Zorn, so daß sie wieder ihren Vorsatz vergaß, und rief mit lauter Stimme: „Lüge nicht, elendes Mieder!"

Zum Zeichen dafür, daß er die Königstochter zum vierten Male zum Reden gebracht hatte, ließ der Jōgin den Gong schlagen. Und als das Mieder fragte: „Wessen Hand bekommt denn die Spende, König der Jōgin?" sagte dieser: „Die Hand des brahmanischen Diebes Schankara erhält die Spende; denn er ist der Herr des ‚Feldes'[1]. Nach seinem Tode erst wurde die Brahmanin liederlich."

Als es tagte, sagte die Prinzessin: „Ich bin deine Magd, Jōgin, und du bist mein Herr." Während sie noch sprach, kam auch ihr Vater herbei, welchem gemeldet worden war, was

[1] Technischer Ausdruck; Sinn: er ist ihr gesetzmäßiger Gatte.

sich zugetragen hatte. Er neigte sich und blieb vor ihm stehen. Da gab sich Wikramāditja zu erkennen, erzählte, wie sich alles verhielt, befahl, die Königssöhne und die anderen Söhne aus guten Familien freizulassen, vermählte sich mit der Prinzessin und kehrte mit ihr nach seiner Residenz zurück. Dort hörte der König hinter einer Wand, wie ein Maler zu einem anderen sagte, welcher des Königs Audienzsaal ausschmückte und sich mit seiner Kunst brüstete: „Guter Freund! Warum bildest du dir auf deine Malkunst so viel ein? Du denkst am Ende gar, der König ist so davon entzückt, daß er dir die schweigsame Prinzessin schenkt, die er heute hierher gebracht hat!"

Als das der König hörte, bei dem die Freigebigkeit zur Leidenschaft geworden war, schenkte er sie jenem Maler und machte diesen selbst zum Fürsten eines Landes.

53. Der Brahmane Schūradāsa, oder: Das Glück

In der Stadt Ghanāsana lebte ein Brahmane namens Schūradāsa; der hatte ein bitterböses Weib, welches Kālinī hieß. Kālinī hatte einen bösen Mund, war jähzornig, und ihre Treue ließ alles zu wünschen übrig.

Einst aß der Brahmane zur Nacht. Als er aber bemerkte, daß der Mehlbrei, den er erhielt, nicht einmal gesalzen war, begann er heftig zu schelten. Darüber geriet seine Frau in gewaltigen Zorn; sie nahm den Breitopf und zerschlug ihn am Kopfe des Brahmanen. Dann ergriff sie einen zweiten Topf, um ihn gleichfalls an seinem Kopfe zu zertrümmern. Aber kaum hatte der Brahmane das gesehen, so ließ er entsetzt sein Essen stehen und machte, daß er fortkam. Er flüchtete durch die Stadtkloake und stürzte in den Wallgraben.

Darauf kam eine Bande von Dieben, die in der Stadt geplündert hatten, in denselben Wallgraben, setzte sich in ihm nieder und machte sich an die Teilung des Raubes. Dabei rollte aus dem Diebesgut eine Kokosnuß heraus. Das be-

merkte einer der Spitzbuben, und da er in der Finsternis den geschorenen Kopf des Brahmanen für einen Stein hielt, so versuchte er, die Kokosnuß daran aufzuschlagen. Der Brahmane dagegen hielt den Dieb für seine Frau und glaubte, sie sei ihm nachgelaufen und wollte den Topf an seinem Kopfe zertrümmern. Darum rief er, so laut er konnte: „Ich freß ihn! Ich freß ihn!"[1] Wie das die Spitzbuben hörten, glaubten sie, ein Gespenst sei erschienen; sie ließen ihren Raub im Stiche und liefen auf und davon[2].

Als aber der Morgen dämmerte, gewahrte der Brahmane all das reiche Gut: Edelsteine, Perlen, Gold, Silber und andere Kostbarkeiten, nahm es, wanderte in eine andere Stadt, nahm sich dort eine andere Frau und lebte von nun an glücklich und zufrieden.

54. Dhanaschrī, oder: Das Böse, das du anderen getan hast, fällt auf dich zurück

In der Stadt Ādhōranapura lebte ein Kaufherr Dhanja. Der hatte von seiner Gemahlin Dhanaschrī zwei Söhnchen.

Nun ging in dieser Stadt bei Tag und bei Nacht ein Jōgin[3] umher, welcher Dhawalanātha hieß, und erbettelte auf der Königsstraße[4], an den Straßenkreuzungen, auf den öffentlichen Plätzen, in den Straßen der Kaufleute, in den Tempeln und an anderen verkehrsreichen Orten seine Nahrung, und dabei sagte er immer die Worte: „Was einer tut, das wird er ernten[5]."

---

[1] Diese Worte sind im Grundtext nicht in Sanskrit, sondern in Gudscharātī gegeben und können ebensogut bedeuten: „Ich freß dich", wobei noch zu bemerken ist, daß die Sprache für „essen" und „fressen" dasselbe Verbum hat. [2] Wörtlich: „verschwanden, wie Krähen verschwinden", eine gewöhnliche Redensart für „auf und davon laufen". [3] Einl. S. 7. [4] Die Hauptstraße, an welcher das Königsschloß liegt. [5] Diese Worte gibt der Grundtext nicht in Sanskrit, sondern in der Volkssprache.

Eines Tages hörte Dhanaschrī, was der Jōgin sagte, und dachte: „Ob seine Rede wohl wahr oder falsch ist?“ Um's zu erproben, gab sie ihm zwei Pfannkuchen, die sie mit einem sehr starken Gifte versetzt hatte. Der Jōgin nahm die beiden Pfannkuchen und reichliche andere Speisen, die ihm geschenkt wurden, ging an einen Teich vor der Stadt, reinigte sich Hände, Mund und andere Körperteile mit dessen Wasser und wollte sich eben setzen, um sein Mahl zu verzehren, als Dhanaschrīs beide Söhnchen dorthin kamen, um zu spielen.

Der Anblick dieser schönen, zarten und wohlgesitteten Knäblein machte dem Jōgin so großes Vergnügen, daß er ihnen die beiden Pfannkuchen schenkte. Die Kinder aßen sie, tranken Wasser darauf und legten sich an Ort und Stelle unter einem Baume nieder; und da das Gift seine Wirkung tat, so starben sie beide. Der Jōgin aber kehrte nach Hause zurück.

Als Dhanaschrī erfuhr, daß ihre Kinder gestorben waren, glaubte sie, eine Schlange oder ein anderes giftiges Tier habe ihren Tod verursacht, und mit der Zeit legte sich ihre Trauer.

Eines Tages geschah es, daß sie denselben Jōgin umherziehen sah und seinen gewohnten Spruch hersagen hörte. Da erschrak sie und dachte: „Hat er denn die Pfannkuchen gar nicht gegessen?“ Um ihren Zweifel loszuwerden, fragte sie ihn: „Heda! Jōgin! Habt Ihr die beiden Pfannkuchen, die ich Euch gab, verzehrt, o Herr, oder habt Ihr sie weggeworfen oder verschenkt?“ Da erzählte er ihr auf ihre Frage alles, was sich ereignet und was sie sich selbst zugezogen hatte. Als sie das hörte, ward ihr bei des Jōgin Worten der Zusammenhang klar. Sie klärte ihn über das ganze Ereignis auf und entließ ihn. Selbst aber führte sie fortan ein der Religion geweihtes Leben.

55. Dharmatschandras „Auszug aus der Geschichte von Malajasundarī"

Auf der Dschambu-Insel und zwar im Abschnitt Bharata[1] liegt eine Stadt Tschandrāwatī, in welcher einst ein gewaltiger König, der gesegnete Wīradhawala regierte, dessen Herrscherglut niemand zu widerstehen vermochte. Dieser hatte zwei Königinnen, die sittenreine gekrönte Königin Tschampakamālā und eine zweite, welche Kanakawatī hieß. Und das Glück begleite ihn auf seinem Lebenspfad.

Eines Tages jedoch bemerkte die Königin Tschampakamālā, daß der König blaß war, und fragte ihn nach der Ursache seines Kummers. Der König erwiderte: Vernimm, Geliebte!

Hier in unserer Stadt wohnten einst zwei Handelsherren, die Brüder Çōbhanandin und Çōbhākara, in Liebe miteinander vereint. Çōbhākara hatte einen Sohn Gunawarman, der ein tüchtiger Mann war. Denn:

> Die Leuchte der Nacht ist der Mond, die Sonne ist die Leuchte des Tages; die Leuchte in der Dreiwelt[2] ist das Recht, die Leuchte der Familie ein guter Sohn.

Çōbhanandin dagegen war trotz der vielen Frauen, welche er besaß, ein Sohn versagt.

Eines Tages trat in die Markthalle der beiden Brüder ein Mann von gewinnendem Aussehen. Da sie ihm auf den ersten Blick seinen Reichtum ansahen, boten sie ihm sogleich einen Sitz und empfingen ihn mit ausgesuchter Höflichkeit. Denn:

> Vertrauenerweckende Rede trotz trügerischer Handlungsweise und verlogener Worte: das ist die Wissenschaft der Kaufleute, die ihnen mühelos und ohne alle Lehrer zuteil wird.

So kam es, daß die drei sehr bald befreundet waren. Eines Tages übergab der Fremdling den Brüdern einen mit einer

---

[1] Die Dschambu-Insel ist der mittlere Kontinent, der südliche Abschnitt „Bharata" ist Indien. (Vgl. Vf., Ausg. Erz. aus Hēmacandras Pariśiṣṭaparvan Einl. S. 13.) [2] Einl. S. 4.

Flüssigkeit gefüllten Flaschenkürbis zur Aufbewahrung, indem er zu ihnen sagte: „Dies ist mein Besitz; hebt ihn für mich auf.". Nach diesen Worten entfernte er sich, ohne ihnen zu sagen, wohin.

Die Brüder hängten den Kürbis in einer Dachkammer auf. Da entdeckten sie einst, daß sich durch die aus dem Kürbis herabträufelnden Tropfen der Flüssigkeit eine eiserne Pflugschar in Gold verwandelt hatte. Die Habgier verblendete sie, und sie eigneten sich den Kürbis an.

Nach einigen Tagen kam der Fremdling zurück und bat um sein Eigentum. Die beiden aber behaupteten, die Mäuse hätten den Faden zernagt, so daß das Kürbisgefäß herabgefallen sei. Sie führten ihn an die Stelle, wo es gehangen hatte, und zeigten ihm Stücke eines anderen, dem echten ähnlichen Flaschenkürbisses, welche am Boden lagen. Der Fremdling dachte: „Das sind sicher nur erlogene Angaben, mit denen sie mich betrügen wollen." Darum sagte er zu ihnen: „Wenn ihr euch einbildet, daß ich euch glaube, und mich betrügen wollt, so wird's euch übel ergehen.

> Für Leute, welche ihren Herrn oder Lehrer oder Freund oder irgendeinen anderen, die ihnen vertrauen, betrügen, gibt es gewißlich kein Glück weder in dieser, noch in jener Welt.

Habt ihr mir meinen Flaschenkürbis entwendet, so steigt auf die beiden Türme eures Hauses und holt mir ihn herab. Dann will ich euch nachsehen, was ihr getan habt." Die beiden lachten, weil sie ihr Spiel gewonnen zu haben glaubten, und stiegen hinauf. Als sie oben waren, bannte der Fremde sie durch einen Bannzauber fest. An allen Gliedern gelähmt und gepeinigt standen sie nun dort, betrübt und schreiend. Der Fremdling aber ging davon, niemand wußte, wohin.

Während dieser Vorgänge befand sich Gunawarman auf einer Reise, nach einem anderen Dorfe etwa. Als er bei seiner Rückkehr sah, was geschehen war, dachte er: „Wer das Feuer entzündet hat, nur der vermag es zu löschen." Er machte sich also mit einem Gefährten auf den Weg, den Fremden zu

suchen. Nach allen Seiten wanderte er umher, bis er schließlich sogar seinen Gefährten zurücklassen mußte, weil dieser zu ermattet war, um ihm weiter zu folgen. Indem er so in der weiten Welt umherwanderte, kam er an eine große, menschenleere Stadt und ging hinein. Er kam an das Tor des Königsschlosses und sah dort einen stattlichen Mann. Diesen fragte der Kaufmannssohn: „Wer bist du, und wie kommt es, daß diese reiche Stadt leer steht?" Der andere sprach: „Diese Stadt heißt Kuschawardhana. In ihr herrschte früher ein König namens Schūra. Er hatte zwei Söhne, Dschajatschandra und Widschajatschandra. Dschajatschandra ward König; ich aber — Widschajatschandra — verließ aus gekränktem Stolze die Stadt. Eines Tages kam ich nach Tschandrāwatī und gewahrte im Parke dieser Stadt einen zauberkundigen Mann, welcher an Dysenterie litt. Ich pflegte ihn voller Hingabe, bis er nach einigen Tagen genas. Da er mir nun für meine Treue dankbar war, so verlieh er mir zwei Zauber, mit deren einem ich bannen und mit deren zweitem ich andere in meine Gewalt zu bringen vermag. Außerdem schenkte er mir einen Flaschenkürbis, welcher eine Flüssigkeit enthielt, die andere Stoffe in Gold verwandelte. Darauf begab er sich nach dem Gebirge der Schrī[1], während ich in Tschandrāwatī zwei Kaufleute, Cōbhākara und Cōbhanandin traf, mit denen ich Freundschaft schloß. Da ich volles Vertrauen zu ihnen hegte, ließ ich meinen Kürbis in ihrer Markthalle zurück und begab mich wieder in meine Heimat, um meine Mutter zu besuchen. Die beiden müssen nun irgendwie hinter die Natur meines Goldwassers gekommen sein; jedenfalls entwendeten sie mir das Gefäß. Als ich vom Besuch meiner Mutter zurückkam, bat ich die Kaufleute um den Kürbis; sie aber verweigerten mir die Rückgabe. Da zahlte ich ihnen den verdienten Lohn und kehrte heim in meine Vaterstadt, fand sie aber leer. Wohin ich sah, vermochte ich keinen Menschen zu erblicken. Schmerzlich bewegt durchsuchte ich die ganze Stadt, begab mich ins Königs-

[1] = Cakschmī, Göttin des Glücks. Dies Gebirge wird in der Literatur öfter erwähnt.

schloß und stieg bis zum siebenten Stockwerk empor. Dort sah ich endlich einen Menschen, ganz allein; es war Widschajā, meines Bruders Gemahlin. Bei meinem Anblick erneuerte sich ihr Gram, so daß sie ihren Tränen freien Lauf ließ. Ich fragte sie, was vorgefallen sei. Sie bot mir einen Sitz und die anderen gastlichen Ehren und erzählte mir, wie es gekommen war, daß die Stadt verödete:

‚Ein rotgekleideter Mönch[1] war in die Stadt gekommen und hatte einen Monat lang gefastet. Als er diese Kasteiung beendete, lud ihn dein königlicher Bruder in seinen Palast, damit er hier sein erstes Mahl genießen sollte. Auf Befehl meines Gemahls fächelte ich dem Mönch Kühlung zu, während er speiste. Von meiner Schönheit berückt, drang er in der nächsten Nacht unter Verwendung einer Eidechse[2] in mein Haus ein. Denn:

> Haben denn die Frauen des Himmels nicht auch Lotusaugen, daß der König der dreißig Götter Ahaljā, der Frau des Asketen, huldigte? Wenn das Herz, diese Strohhütte, im Feuer der Liebe flammt, wer weiß dann — und wäre er noch so weise —, was sich ziemt und was sich nicht ziemt?
>
> Der Gott, welcher das Krokodil im Banner führt[3], bedarf nur eines Augenblicks, um den in allen Künsten Gewandten zu überwinden, des Reinen zu spotten, den Weisen mit Schmach zu bedecken und den Standhaften zu erniedrigen.

Er bat mich um meine Liebe; ich wehrte ihm, doch er ließ nicht davon ab, mich zu bedrängen, als der König zur Tür herein-

[1] Nach der Gudscharātī-Fassung S. 22, Strophe 2 wäre damit ein Schiwaït gemeint. [2] So haben hier alle drei Sanskrittexte. Die Gudscharātī-Bearbeitung hat an entsprechender Stelle (S. 23, Str. 11): „In der Nacht kam er mit einer Eidechse in der Hand, und nachdem er sie auf das Haus geworfen, so eine Vorrichtung hergestellt hatte und hinaufgestiegen war, da, siehe, drang er wie ein Dieb in mein Gemach." Auch Hēmawidschaja erwähnt in einer anderen Geschichte dieses Mittel. Unter der „Eidechse" ist vermutlich ein an einem Strick befestigter Haken von bestimmter Form zu verstehen, wie bei Bhāsa, Awimāraka S. 46, Mitte, ein derartiger Haken mit „Krebs" bezeichnet wird. [3] Kāma, der Gott der Liebe.

trat. Der sah, was vor sich ging, und in seinem Zorne ließ er den Mönch hinrichten wie einen Dieb[1]. Mit der Absicht, sich blutig zu rächen, starb der Asket und ward zum Rākschasa[2]. Als solcher kehrte er zurück, erinnerte den König an die frühere Feindschaft und tötete ihn. Da flüchteten alle Bewohner der Stadt. Auch ich wollte fliehen; er aber hielt mich zurück und befahl mir, hier zu bleiben. Bei Tage entfernt er sich, ich weiß nicht, wohin. In der Nacht aber stellt er sich hier wieder ein.'

Ich fragte meine Schwägerin: ,Kannst du mir nicht irgendeine Stelle angeben, an der er verwundbar ist, damit ich ihn überwältigen und mir die mir gebührende Königsherrschaft wieder verschaffen kann?' Sie antwortete mir bereitwilligst: ,Wenn er sich zur Ruhe gelegt hat und ihm dann jemand beide Füße mit Butter einreibt, so verfällt er in tiefen Schlaf.' Als ich das gehört hatte, bin ich ausgegangen, um nach einem Gehilfen Umschau zu halten, und dabei habe ich dich getroffen. Sei du mein Gehilfe! Ich will den Zauberspruch, welcher ihn bannen soll, tausendmal sprechen und ihn in meine Gewalt bringen. Du bist ja einer von den Leuten, welche sich freuen, wenn sie einem anderen zu helfen vermögen. Denn:

> Nicht in der Hoffnung auf einen Gegendienst weckt der Mond den Nachtlotus mit der Fülle seines Glanzes. Es ist die Natur der Hochherzigen, daß sie ihr ganzes Leben nur dazu verwenden, anderen beizustehen.
>
> Edle Männer, Wunschbäume[3], Wolken, Mond, Sonne und Flüsse haben infolge ihrer Natur nur die eine Freude, anderen zu helfen."

Gunawarman dachte: „Das ist sicher der Mann, welcher meinem Vater und meinem Oheim das Leid angetan hat und welchen zu suchen ich ausgegangen bin. Ich darf mich ihm also nicht zu erkennen geben, bis die Aufgabe gelöst ist, die er sich gestellt hat. Auf alle Fälle muß ich den bedeutenden Mann für mich gewinnen." In dieser festen Absicht sagte er ihm seine Hilfe zu.

---

[1] D. h. pfählen. S. 56, Anm. 2. [2] Einl. S. 8. [3] Einl. S. 6.

Darauf versahen sich die beiden mit allem, was sie zu ihrem Vorhaben brauchten, und warteten dann, im Palaste verborgen. Als die Nacht so weit vorgeschritten war, daß völlige Finsternis herrschte, traf das fleischfressende Ungetüm ein. Der Rākschasa fragte die Königin wieder und wieder: „Wie kommt es, daß es heute hier nach Menschen riecht?" Sie erwiderte ihm: „Ich bin hier das einzige menschliche Wesen." Durch diese Antwort ließ er sich überzeugen und legte sich schlafen. Gunawarman massierte ihm nun, mit den Kleidern der Königin angetan, die Füße unter Verwendung von Butter, während Widschaja seinen Zauberspruch murmelte; und allemal, wenn der Rākschasa durch den Menschengeruch angelockt aufstehen wollte, um die Männer zu verzehren, rieb ihm der Kaufmann seine Füße mit besonderem Eifer. Dann wälzte er sich nur auf dem Lager heftig nach ihnen herum. Als aber Widschaja mit dem Murmeln des Zauberspruchs fertig war und ihn anrief, vermochte der Rākschasa nicht mehr aufzustehen, um die beiden zu fressen. Und wie er die beiden wagehalsigen Männer sah, da gab er sich zufrieden und sprach: „Ich bin euer Sklave! Was ihr mir befehlt, das führe ich aus." Widschaja sagte zu ihm: „Stelle meine Stadt wieder so her, wie sie vordem war: voll von Speichern, die mit Getreide, Geld, Gold und Juwelen gefüllt sind, und geschmückt mit glänzenden Märkten, flatternden Gewändern[1], Besprengung mit duftenden Wässern, Swastikakreuzen[2] und Ehrenpforten!" Der Rākschasa führte den Befehl aus, und alle Bewohner kehrten zurück. Widschajatschandra aber ward König.

Darauf sagte eines Tages der König zu Gunawarman:

> „Königtum, Edelsteine und Heere werden Männern zuteil, die starke Arme haben; doch ob ihnen ein liebender und anhänglicher Freund zuteil wird, ist zweifelhaft.

Mit deiner Hilfe, lieber Freund, hab' ich den fleischfressenden Unhold besiegt und mein Reich wiedergewonnen. Genieße nun die ganze Königsherrlichkeit nach deinem Belieben; denn

---

[1] Vielleicht sind „Tücher", d. h. Fahnen gemeint. [2] Ein glückverheißendes Zeichen von dieser Form: 卍

sie ist dein." Jetzt war für Gunawarman die erhoffte Gelegenheit gekommen. Darum sagte er:

„Durch Worte, die so dicht sind wie ein Gestrüpp, führt man kein Werk zu Ende; durch die Rede aber, die man zur rechten Zeit spricht, unterwirft man sich die ganze Welt.

Herr, die beiden Kaufleute, welche du in Tschandrāwatī gebannt hast, sind mein Vater und mein Oheim. Darum tu mir den Gefallen und geruhe, sie von ihren Fesseln zu erlösen." Der König erwiderte: „Welch ein Wunder! Aus Kālakūta ist Amrita[1] entstanden, wenn man bedenkt, was jene für Leute sind, und welche hohen Vorzüge du in dir vereinigst, der du ein Juwel bist unter den Menschen. Wie wunderbar ist doch die Schöpfung des Schöpfers! Die Ursache hat ein völlig verschiedenes Ergebnis gezeitigt! Denn freilich:

Die Seide stammt von einer Raupe, das Gold kommt aus dem Stein, das Dūrwāgras[2] aus Rinderhaaren, aus dem Schlamm der rote Lotus, der Mond aus dem Meere, der blaue Lotus aus Kuhmist, aus Holz das Feuer, aus der Schlangenhaube der Edelstein[3], die gelbe Schminke aus Rindergalle. Die Tüchtigen treten durch ihrer Vorzüge Pracht in die Erscheinung. Was kommt auf ihren Ursprung an?

Trotzdem will ich mich für dich bemühen. Nicht weit von dieser Stadt liegt ein Berg, welcher Einhorn heißt. Auf diesem befindet sich ein Brünnlein, in welchem eine Gottheit wohnt. Des Brünnleins Rand aber schließt und öffnet sich wie des Auges Lid[4]. Wenn nun der Sohn eines gebannten Mannes, ohne sich zu fürchten, aus diesem Brunnen Wasser holt und seinen Vater damit befreit, so kann der Vater erlöst werden. Das ist das einzige Mittel. Laß uns also dorthin gehen!"

Nachdem der König das gesagt hatte, nahmen die beiden

---

[1] Kālakūta = das stärkste Gift, Amrita = Nektar. [2] Ein heiliges, bei Opfern verwendetes Gras. [3] Nach indischem Glauben enthält die Haube der Kobra einen Edelstein, welcher die Wirkung des Schlangengiftes vernichtet. [4] Mānikjasundara: „Zu beiden Seiten des Brünnleins befinden sich zwei Berge; die schließen sich zusammen und öffnen sich wie zwei Augenlider."

die Ausrüstung mit, deren sie bedurften, und begaben sich nach dem Brünnlein. Der König sagte zu dem Kaufmann: „Wenn dich Furcht beschleicht, so bist du ein toter Mann; darum hüte dich vor der Furcht!" Gunawarman setzte sich auf einen Stuhl, und während sich des Brünnleins Ränder öffneten, ließ ihn der König[1] hinab. Der Kaufmann schöpfte unerschrocken das Wasser, und als sich die Ränder des Brunnens abermals öffneten, zog ihn der König schnell wieder empor. Darauf bestiegen die beiden den Rākschasa, welcher sich in ein Roß verwandelt hatte, ritten mit Windeseile nach Tschandrāwatī und befreiten Gunawarmans Vater[2]. Für den zweiten Kaufmann aber gibt's keine Erlösung, weil er keinen Sohn besitzt. Deshalb holte ihn Widschaja mit vieler Mühe von dem Turm herunter und brachte ihn ins Haus. Seinen Siegelring und andere Kostbarkeiten, welche der König Gunawarman anbot, nahm dieser trotz aller Bitten des Fürsten nicht an; dagegen gab er ihm den Kürbis mit dem Goldwasser zurück. Den aber nahm der König nicht wieder, sondern machte ihn seinem Freunde zum Geschenke.

Von nun an war der eine oft des anderen Gast; sie lebten in gegenseitiger Freundschaft, und die Besuche, welche sie einander machten, waren schier unzählbar.

> Die Freundschaft zwischen Bösen gleicht dem Schatten am Morgen: sie ist groß im Anfang und nimmt nach und nach ab; die Freundschaft zwischen Guten dagegen gleicht dem Schatten des Nachmittags: im Anfang klein, nimmt sie immer mehr zu.
>
> Für gute Menschen sind die Freunde nicht fern, selbst wenn sie in der Ferne weilen. Der Mond erfreut die Gruppen des Nachtlotus, obwohl er immer fern von ihnen ist[3].
>
> Ein guter Mensch gleicht dem Sandel; sage, sage, wie er uns

---

[1] „unter Verwendung eines Stuhls und eines Strickes" (Mānikjasundara). [2] Dadurch, daß Gunawarman seinen Vater mit dem Wasser besprengte (Dschajatilaka). [3] Der weiße Lotus öffnet seine Kelche im Mondlicht. In der Handschrift fehlen im zweiten Satze fünf Silben, die wir dem Sinne nach ergänzt haben.



nicht erfreuen könnte? Der Böse ist wie die dunkle Monatshälfte; man erkennt beide in dem Maße, wie sie gehen[1].
Gunawarman ist ein tüchtiger Mann. Darum ist er hier an die Spitze der Kaufmannschaft gestellt worden. Vergangene Nacht nun hat er mir die Geschichte erzählt und hat mich gebeten, seinem Vater und seinem Oheim das begangene Unrecht zu verzeihen.

Also, Geliebte, hat Schūras Sohn das verlorene Königreich wieder in seinen Besitz gebracht; und Gunawarman hat seinen Vater aus seinem Unglück befreit. Selig die Männer, welche Söhne besitzen!

Nur wenigen Glücklichen sind die drei Dinge beschieden:
Reichtum, um anderen zu helfen, Weisheit, um kluge
Entscheidungen zu treffen, und ein Sohn, der den Weg
zum Himmel und zur Erlösung öffnet[2].

Das Haus ist eine Leichenstätte, in welchem nicht zwei
bis drei kleine, staubbedeckte, aufstehende, hinfallende
und umherspringende Kinder zu finden sind.

Wie kann man nur solche Häuser als Häuser bezeichnen,
in denen sich die Verwandten nicht fröhlich lärmend versammeln, in denen es nicht Kinder gibt, eines immer
kleiner als das andere, und in denen man nicht auf Tüchtigkeit und Würde hält!

Ich habe leider keine Kinder. Darum hat der Gram meine Seele erfüllt. Wer soll sich die Gunst der Götter und der Geistlichen erwerben, wer soll Wohlstand und Ansehen seines Hauses vermehren und wer sein Reich schützend verwalten, wenn er kinderlos ist? —

Die kluge Königin antwortete ihm: „Gib dich nicht dem Kummer hin, mein Gemahl! Laß uns eine Weile irgendeinen Gott verehren. Gelingt es uns, ihn gnädig zu stimmen, so werden wir gewiß einen Sohn erhalten."

---

[1] Der Böse stellt sich nur freundlich, wenn er in unserer Nähe ist; je weiter er sich entfernt, desto mehr schadet er uns, wie die Nächte der dunklen Monatshälfte (bei abnehmendem Mond) immer finsterer werden, je mehr sie fortschreitet. [2] Durch Darbringung der Manenspenden.

In diesem Augenblick zuckte der Königin das rechte Auge[1]. Sie sagte: „Durch dieses unglückliche Vorzeichen, o Herr, ist meine Seele so erregt, daß ich fürchte, der Tod droht mir durch Blitzschlag, Gespenster, Dämonen, Krankheiten oder irgendein anderes Unheil." Der König erwiderte: „Fürchte nur nichts Böses für dich, Geliebte! Wie sollte dir ein Unheil drohen, solange ich König bin? Sollte dir trotzdem etwas Unerwünschtes zustoßen, so verspreche ich dir, ins Feuer zu gehen." So sagte der König und begab sich zu seinem versammelten Hofe.

Die Königin jedoch fand infolge des Zuckens ihres Auges weder in ihren Gemächern, noch im Schloßpark, noch beim Spiel ihre Heiterkeit wieder, legte sich, als es Mittag geworden, zur Ruhe auf ihr Bett und schlief ein.

Auf einmal kam Wēgawatī, die Zofe der Königin, weinend und Brust, Kopf und Busen schlagend, zum König und sagte zu ihm: „Herr, eben jetzt erst hatte mich die Königin, welche in ihrem Gemache ruhte, fortgeschickt, um Blätter zu holen[2]. Ich ließ meine Herrin allein. Als ich mit den Blättern zurückkam, fand ich sie regungslos wie ein Stück Holz — tot! Ich weiß nicht, woran sie gestorben ist, an Krankheit oder Gift, an Gram oder durch Selbstmord."

Wie vom Blitze getroffen stürzte der König bei diesen Worten zu Boden und verlor das Bewußtsein. Als es endlich gelungen war, ihn durch allerlei kühlende Mittel wieder zu sich zu bringen, begab er sich mit seinen Ministern, mit Ärzten und anderen Leuten, von denen er sich Hilfe versprach, in das Schlafzimmer der Königin. Wie er sah, daß das Leben wirklich seine Hauptgemahlin verlassen hatte, fiel er abermals in Ohnmacht. Wieder gelang es schließlich, ihn zum Bewußtsein zu erwecken. Da begann er zu weinen, so daß auch seine ganze Umgebung in Tränen ausbrach. Wieder und wieder rief er klagend: „O Königin, meine Königin! Ich kannte die Gefahr

[1] Zucken des rechten Auges ist für Frauen, des linken Auges für Männer von schlimmer Vorbedeutung. [2] Die Blätter sollen auf das Lager gelegt werden, um die Ruhende zu kühlen.

und habe dennoch in meiner Torheit nicht darauf geachtet." Die Minister untersuchten den Leib der Königin nach Biß- oder anderen Wunden[1], vermochten aber nichts zu entdecken. Die Überzeugung jedoch gewannen sie, daß die Königin tot war. Der Kanzler Subuddhi dachte: „Der König wird in seiner Liebe zur Königin deren Tod nicht überleben. Dann ist die Welt schutzlos. Jetzt gilt es also, Zeit zu gewinnen!" Darum warf er den Ärzten einen Blick zu, um sie auf seine Seite zu ziehen. Sie erkannten auch seine Absicht und sagten, um den König hinzuhalten: „An ihrem Nabel spüren wir noch einen Lebenshauch und wollen sogleich mit der Behandlung beginnen." Die einen wandten Gegengifte, die anderen Edelsteine, die dritten Zaubersprüche an und sprachen: „Die Königin wird sich gleich erheben." Und durch die Angaben der Ärzte und der anderen Personen seiner Umgebung ließ sich der Fürst bestimmen, den Tag und die folgende Nacht zu überleben. Als aber der nächste Morgen erschien, da ging es den Ärzten wie Affen, die von einem Aste gefallen: sie wußten sich nicht mehr zu helfen.

Den König verließ aller Mut. Er erschöpfte sich in Klagen und sagte zu seinen Ministern: „Wenn ich die Königin nicht mehr habe, so werden meine Lebensgeister sich von selbst verflüchtigen. Laßt also einen Scheiterhaufen errichten; denn ich will ins Feuer gehen. Wenn ich mein Leben anders als durch Selbstverbrennung lassen wollte, so müßte ich mein Gelübde brechen. Und das will ich nicht. Beeilt euch also! Denn:

> Mein Reich fahre dahin, dahin mein Reichtum und dahin
> mein Leib! Das Wort aber, das ich selbst gesprochen, darf
> nicht dahinfahren; es soll ewig bestehen!"

Da wurden die Minister, die Hofleute und die Bürger traurig; denn sein Kummer war der ihrige. Weinend stellten sie ihm vor: „Ohne den Herrscher ist die Erde schutzlos. Wer soll die Erde schützen? Wer soll als Mächtigerer dem Schicksal entgegentreten? Du darfst nicht tun, was du beschlossen hast!" Der König erwiderte: „Das alles ist mir bekannt; doch bin ich

[1] Sie denken natürlich zunächst an Schlangen oder Skorpionen als Todesursache.

nicht imstande, ohne die Königin des Lebens Hauch in mich zu bannen. Auch müßte ich mein Wort brechen; sparet also eure Reden!" Da verstummten sie alle. Kein Mensch aß an diesem Tag in der ganzen Stadt einen Bissen, kein Mensch trank einen Schluck. Niemand lachte, niemand plauderte. Alle netzten mit schweren, schweren Tränen die Erde. War es ihnen doch, als hätte der Blitz sie getroffen, als schwindelte ihnen von einem Gift, als sei ihnen all ihr Hab und Gut genommen und ihr Herz geleert.

Jetzt ward der Leichnam der Königin gewaschen, gesalbt und ihm gehuldigt, er ward in eine Sänfte gelegt, und während die Minister sich Vorwürfe darüber machten, daß ihr Verstand das Unheil nicht abzuwenden vermochte, während alte Damen aus guten Häusern klagten, die Bürgerinnen jammerten, die Bettler sich aller Hoffnungen beraubt sahen und alle Menschen, alte wie junge, herzzerbrechend weinten, ließ der König die Leiche forttragen und folgte ihr. Die Vögel vergaßen, ihre Nahrung zu suchen, das Vieh auf seiner Weide zu grasen, Gaben spendend kam der König ans Ufer des Flusses Gōlā. Die Sänfte ward niedergesetzt, und die Errichtung des Scheiterhaufens begann. Der König aber ging an den Fluß, um zu baden.

Viele andere hatten beschlossen, sich mit dem König zu verbrennen und brachten kostbare Hölzer herbei. Da sahen sie einen mächtigen Baumstamm mit großer Schnelligkeit auf des Flusses Flut herantreiben. Weil sich nun aus ihm viele Scheiterhaufen herstellen ließen, schickten die Minister Fährleute und andere in den Fluß, welche ihn herausholten und zum König brachten. Da zeigte sich's, daß er vielfach mit Bändern umschlungen war. Die Diener zerschnitten diese mit einem Messer, und nun sah man, daß er aus zwei Längsteilen bestand. Man nahm die Teile auseinander, und in ihr lag — die Königin Tschampakamālā! Ihr Leib war mit himmlischen Salben gesalbt und mit Geschmeiden reich geschmückt, ihr Hals trug eine Kette von großen Perlen, und schlaftrunken schlug sie die Augen auf.

Da erhub sich von allen Seiten ein großes Freudengeschrei. Der König, die Hofleute und wer sonst zugegen war, alle riefen: „Ein Wunder! Ein Wunder! Welch ein Glück, daß die Königin zu unserem Heil noch am Leben ist!“ Zu gleicher Zeit kam Leben in die Leiche. Sie rieb ihre Hände, knirschte mit den Zähnen und flog durch den Luftraum davon. Alles war von Staunen erfüllt.

Die Königin aber richtete einen liebevollen Blick auf ihren Gemahl und äußerte solche Freude, als hätte sie ihn seit hundert Jahren nicht gesehen. Denn:

> Die wunderbare Freude, welche das Herz erfüllt, wenn unser Blick auf einen guten Menschen fällt, hindert den Lauf der Worte; man empfindet sie lediglich im Herzen.
>
> Eine Mitteilung ist 100 000 wert, der Preis für einen Brief ist 10 Millionen, der eines Blickes 100×10 Millionen; des Liebsten Antlitz aber ist unbezahlbar.

Die Königin fragte: „Was sollen denn hier die Scheiterhaufen und all die übrigen Zurüstungen bedeuten, mein Gemahl?“ Der König erzählte ihr alles, was vorgefallen war; dann fragte er seinerseits die Königin: „Wie aber bist du in diesen Stamm gekommen? Und wie kommst du zu diesem himmlischen Schmuck und diesem Halsband?“ Da lud die Königin die Anwesenden ein, sich in den Schatten eines in der Nähe stehenden Feigenbaumes zu setzen und erzählte, als dies geschehen war, dem König nebst den Bürgern und seinem Gefolge ihr höchst wunderbares Erlebnis, wie folgt:

„Infolge des Zuckens meines rechten Auges, o König, vermochte ich mich nirgends zu erheitern, legte mich auf mein Bett und schlief ein. Da kam ein böser Dämon, trug mich in die Luft empor und brachte mich weit weg auf einen unbewohnten Bergesgipfel, wo er mich aussetzte. Er selbst aber flog wieder davon, ich weiß nicht wohin. Ich hörte fortwährend das entsetzliche Gebrüll von Löwen, Tigern und anderen Raubtieren, und obwohl ich mich fürchtete und in Angst war, faßte ich mir doch schließlich ein Herz und machte mich in einer bestimmten Richtung auf den Weg, indem ich dachte: ‚Dort

hatte ich meine Stadt, den Geliebten meiner Seele, und lebte im Genusse königlicher Herrlichkeit, und bin nun plötzlich an einen solchen Ort versetzt! Welch ein Unterschied! Wer hat mich in grundloser Feindschaft entführt? Das Schicksal ist doch übermächtig.'

> Was nicht fest gefügt ist, das fügt es zusammen. Was fest zusammengefügt ist, das reißt es auseinander. Nur das Schicksal vermag zu vollbringen, was der Mensch nicht einmal zu denken vermag.

Was soll ich beginnen, wohin mich wenden?" — Während ich nun so bei jedem Schritte strauchelnd weiterging, sah ich plötzlich vor mir einen goldenen Dschinatempel mit weithin leuchtenden Türmen. Ich trat ein und huldigte in ihm dem gesegneten Rischabha[1], indem ich sprach:

> ,Jetzt erst fruchtet mein Augenpaar, da es ihm vergönnt ist, o Gott, den Lotus deiner Füße zu schauen. Jetzt, du Stirnzeichen der Dreiwelt[2], erscheint mir dieses Meer der Existenzen wie ein Haufen Schlamm.
>
> Des Glückes Göttin tut, was ihr beliebt, mit den Wesen, wo sie sich auch befinden. Nur du, o Gott, sollst wohnen in meinem Herzen. Was brauche ich dann anderes?'

So pries ich ihn mit Andacht. Da erschien im Tempel eine Frau von himmlischem Aussehen und sagte zu mir: „Mein schönes Kind, ich bin die göttliche Dienerin[3] des heiligen ersten Gebieters, heiße Tschakrēschwarī, und wohne in diesem großen Tempel auf dem Malajagebirge. Darum ist mein zweiter Name Malajadēwī[4]. Deine Anhänglichkeit an den Dschina und deine Lauterkeit haben mich zu dir gebracht, dein Leid zu verscheuchen. Fasse nur Mut!" Und indem sie so sprach, grüßte sie mich mit beiden Händen, weil ich ja ihre Glaubensgenossin war. Ich fragte sie: „Wer war es, Göttin, der mich hierher entführt hat, und weshalb hat er es getan? Und wie kann ich wieder zu den Meinen gelangen?" Die Göttin sprach:

---

[1] S. 121, Anm. 2. [2] Einl. S. 4. [3] Jeder Dschina hat einen Gott und eine Göttin zur Bedienung (als Bote und Botin, also: „Engel"). [4] „Malaja-Göttin."

„Liebes Kind! Dein Gemahl hatte einen jüngeren Bruder, welcher Wīrapāla hieß. Da ihn nach dem Throne gelüstete, so sann er auf ein Mittel, den König zu töten. Eines Nachts trat er als Mörder in dessen Schlafzimmer. Als er den tödlichen Streich führen wollte, erwachte der König, wich dem Hieb aus und streckte jenen mit einem Hiebe nieder. Weil der Getötete aber bei seinem Ende schöne Gedanken[1] hatte, so ward er nach seinem Tode zum Dämon Pratschanda und kam in mein Gefolge. In der Erinnerung an die frühere Feindschaft suchte er nun nach einer Gelegenheit, den König zu schädigen. Weil aber der Schatz der guten Werke dieses Fürsten allzu groß ist, so vermag er ihm nichts anzuhaben. Denn:

Im Wald, im Kampf, inmitten von Feinden, Gewässern und Feuer, im Weltenmeer und auf der Berge Gipfel beschirmen einen, ob man schläft oder sorglos oder in Gefahr ist, die guten Werke, welche man in einem früheren Dasein gesammelt hat.

Der Dämon dachte nun: „Den König verbindet mit dieser Königin die innigste Liebe." Darum suchte er jetzt dich zu schädigen; aber auch über dich gewann er keine Gewalt. Als du nun über das Zucken deines rechten Auges Unlust empfandest und er das Gelübde hörte, welches der König tat, ging er dir nach, um dich zu verletzen; und als er dich am Mittag einsam schlafend fand, entführte er dich und setzte dich auf diesem Berge aus. Du hast nun mich getroffen; so sage mir denn, was ich dir zuliebe tun kann![2]" Ich sagte zu ihr: „Ich habe keine Kinder, Göttin! Schenke mir Nachkommenschaft!" Sie erwiderte: „Bisher ist es derselbe Dämon gewesen, der es verhindert hat, daß dir Nachkommen erstanden. Von jetzt ab werde ich dies meinem Diener verwehren. Du sollst einen Sohn und eine Tochter haben." Darauf legte sie mir diese Perlenkette um den Hals, welche „Glücksfülle" heißt, und sagte zu mir: „Liebes Kind! Ein solches Halsband bekämst du nicht zum zweiten Male; trage es darum immer an deinem

---

[1] Religiöser Art. [2] Nach indischem Glauben muß eine Gottheit, wenn sie einem Menschen erschienen ist, diesem eine Gabe gewähren.

Halse. Es hat die Kraft, daß es alle deine Wünsche erfüllt und daß es dir Kinder verleiht." Ich fragte sie wieder: „Wohin ist denn der Dämon gegangen, Göttin?" Sie antwortete mir: „Nachdem der Böse dich hier ausgesetzt hat, ist er wieder nach deiner Stadt geflogen, hat sich in einen dir gleichenden Leichnam verwandelt und liegt nun an deiner Stelle, um zu sehen, was der König tun wird." Ich fragte weiter: „Werde ich denn den König lebend wiederfinden?" Sie antwortete: „Nach sieben Wachen[1] wirst du mit dem zwar schmerzgequälten, aber noch lebenden Herrscher wieder vereinigt werden." Als ich sie weiter fragen wollte, wo ich dich treffen würde, kam eine Widjādharī[2] mit ihrer Dienerin durch die Luft geflogen, und die Göttin verschwand.

Die Widjādharī aber trat auf mich zu und fragte mich: „Wer bist du, Schöne, und wie kommt es, daß du an diesem unbewohnten Orte weilst?" Ich erzählte ihr alles, was mir begegnet war. Das betrübte sie, und sie sprach zu mir: „Ich möchte dich sogleich nach deiner Stadt zurückbringen. Doch bin ich im Begriffe, mir ein Zauberwissen anzueignen[3]. Wenn ich mir es jetzt nicht anzueignen vermag, so wird es mir später nicht wieder möglich sein. Wie soll ich dir nun helfen? In einem Augenblick wird aber auch mein Gemahl hier erscheinen, der auf Frauen lüstern ist. Wenn er dich sieht in deiner noch unverbrauchten Schönheit, so ist es um deine Keuschheit geschehen, und mir bleibt die Kränkung nicht erspart, eine Ehegenossin zu dulden. Drum komm und laß mich tun, was der Augenblick erfordert!" Damit nahm sie mich beim Arm und führte mich ans Ufer eines Flusses. Während ich noch darüber nachsann, was sie mit mir tun würde, brachte sie in einem daliegenden, großen, trockenen Baumstamm eine Höhlung an und spaltete ihn der Länge nach in zwei Teile. Dann schmückte sie mich mit himmlischem Schmuck, duftenden Salben und Blumen und dergleichen und sprach: „Nun komm! Ich will deine Keuschheit beschützen." Nach diesen Worten

---

[1] Tag und Nacht teilen die Inder in 8 Wachen zu je drei Stunden ein. [2] Weibliche Widjādhara; Einl. S. 7. [3] Einl. S. 7.

legte sie mich in die eine Hälfte des hohlen Stammes und bedeckte mich mit der anderen. Was dann geschehen ist, das ist mir unbekannt. Dies, Herr, ist mein Erlebnis. Meine Erzählung ist zu Ende."

Da nahm der Kanzler Subuddhi das Wort und sprach: „Die Luftwandlerin[1] hat die Königin aus Angst vor einer Ehegenossin in den Baumstamm gesteckt und diesen der Flut übergeben."

Der König sagte: „Die Nachstellungen des Dämons sind beseitigt, liebe Gemahlin, und du hast Tschakrēschwarī um einen Sohn gebeten. Das ist gut. So ist uns selbst deine Entführung wie ein schmerzbereitendes Heilmittel zum Glück ausgeschlagen."

> Der Schöpfer ist erstaunlich gewandt, wo es gilt, zusammenzufügen, was sich nicht fügen will; er zeigt sich gewaltig und erweist sich gnädig und wendet alle Hindernisse ab, und dann reift den Menschen als Frucht der Erfolg ohne ihr eigenes Tun.

Die beiden hohlen Hälften des Baumstamms aber ließ der König am Ufer des Flusses im Tempel seiner Schutzgöttin niederlegen. Dann ließ er glückverheißende Riten vollziehen, und während dies geschah, während die Musik spielte, während ...[2], zog der König samt der Königin, auf einem Elefanten sitzend, unter dem Schirm, der über ihn gehalten wurde, und aller Bürger Segenswünsche entgegennehmend in die vorher mit Swastikakreuzen[3] und Ehrenpforten geschmückte Stadt ein und übernahm von neuem die Regierung. Wie groß war doch die Macht des durch gute Werke errungenen religiösen Verdienstes des Königs!

> Wenn Könige die Erde genießen, die unter einem Schirm[4] vereinigt ist; wenn die Könige der Götter in ihrem unermeßlichen Geiste im Himmelreiche glücklich sind; wenn die Besten der Sterblichen im Nirwāna[5] unvergleichliche Selig-

[1] „Luftwandler" ist häufige Bezeichnung für „Widjādhara". [2] Es fehlt ein nicht zu ergänzendes Wort in der Handschrift. [3] S. 190, Anm. 2. [4] Symbol der Herrschaft. [5] Einl. S. 9.

keit erlangen: so enthüllt sich hier einzig die Großartigkeit der reinen Religion.

Acht Tage lang feierten die Leute mit großer Freude in den Dschinatempeln das Achttagefest und andere Feste und erwarben sich religiöses Verdienst durch große Geschenke und andere gute Werke. Die Königin aber empfing eine Frucht.

Der König erfüllte alle ihre Schwangerschaftsgelüste; und als ihre Zeit erfüllt war, gebar sie in einem glückverheißenden Augenblick ein Zwillingspaar, ein Söhnchen und ein Töchterchen. Da ließ der König Glückwunschfeste und andere große Feste feiern, zwölf Tage lang. Am zwölften Tage aber ward nach dem Namen der Göttin Malajā der Sohn Malajakētu, die Tochter Malajasundarī genannt.

Von fünf Ammen liebevoll erzogen, wuchsen die Zwillinge zugleich mit den Hoffnungen ihrer Eltern, bis sie nach und nach dem Kindesalter entwuchsen. Mit überirdischer Schönheit ausgestattet, erschienen sie wie zwei Edelsteine auf dem Haupte der Menschheit. In allen Wissenschaften und auch in den gesellschaftlichen Künsten waren sie bewandert.

An einer anderen Stelle nun in Indien, in der Stadt Prithwīpurasthāna, regierte damals ein König Schūrapāla. Dieser hatte einen höchst vortrefflichen Sohn, den Prinzen Mahābala, der aus dem Leibe der Großkönigin Padmāwatī hervorgegangen war wie ein Löwe aus seiner Höhle:

Ein Gefäß, welches alles Amrita[1] enthielt, ein Ozean, der die vorzüglichste aller Süßigkeiten war, ein Wunschedelstein ohne des Steines Härte, eine Wunschkuh, die kein Tier war und die schlief[2], ein Wunschbaum ohne Holz, ein Mond ohne Flecken, eine seltene Manneskrone, die die Bewohner der Dreiwelt erfreute.

Dieser Prinz hatte einst von einem zauberkundigen Manne,

---

[1] Einl. S. 5. [2] Die Handschrift hat: „und die nicht schlief", was Unsinn ist. Da die Wunschkuh eine Göttin ist, so teilt sie mit allen Göttern der alten Zeit die Eigenschaft, daß sie die Augen nicht schließt. (Nur Wischnus Schlaf spielt bei den Wischnuiten eine Rolle.) — Vgl. zu der Stelle Einl. S. 6.

den er durch hingebende Verehrung erfreut hatte, eine Zauberpille und die Anweisung erhalten, wie er mit ihrer Hilfe seine Gestalt verwandeln konnte.

Als eines Tages die Minister Schūrapālas in Geschäften des Königs zum König Wīradhawala gesandt wurden, begleitete sie auch der Prinz mit seines Vaters Erlaubnis nach Tschandrāwatī, weil ihn des fremden Landes Sehenswürdigkeiten lockten. Nachdem er Wīradhawala begrüßt hatte, begab er sich mit nur wenigen Begleitern in die Stadt, um die Schönheit derselben zu genießen, und kam dabei an Malajasundarīs Palast. Er sah die Prinzessin, die holdseliger war als alle Götterfrauen, an einem Fenster sitzen. Auch sie ward seiner gewahr und betrachtete ihn mit Verlangen. Beider Blicke begegneten sich, und daraus entsprang in ihren Herzen eine Liebe, die zu schildern keine Worte imstande wären.

> Mit durchdringenden Augen, denen das vergangene Dasein enthüllt war, erinnerten sie sich einer früheren Existenz. Als ihre Blicke sich begegneten, lachten sie einander durch liebevolle Blicke zu.

Der Prinz dachte: „Ist diese jugendliche Prinzessin noch Jungfrau, oder ist sie bereits vermählt? Indem sie mich so liebevoll anblickt, erfreut sie mir das Herz, als wäre sie mir ganz vertraut." Während er noch so sann, hatte die Kluge ihn bereits zu ihrem Gatten erkoren, hatte, um zu erfahren, wie es mit seinem Herzen stand, zwei Strophen geschrieben und warf das beschriebene Blatt durchs Fenster dem Prinzen zu. Ein Freudenschauer lief ihm über den Leib. Er hob das Blatt auf und las:

> „Wer bist du, Holder, sprich! Wie heißt, wo wohnest du?
> Der Blick, den du mir zugesandt, raubt mir des Herzens Ruh.
>
> Ich bin des Königs Kind und bin noch unvermählt,
> Malajasundarī genannt; mein Herz hat dich gewählt."

Als er die Verse gelesen hatte, wuchs sein Liebesverlangen nach ihr noch mehr. Er bewunderte die Klugheit, kraft deren es ihr gelungen war, ihm trotz der Anwesenheit ihres Gefolges ihren Wunsch mitzuteilen, und überlegte, wie er ihr seine

Antwort zukommen lassen könnte; da trat ein Mann aus seinem Gefolge zu ihm und sprach: „Ihr habt Euch nun genügend in der Stadt umgesehen, o Herr! Des Königs Geschäfte sind erledigt; die Minister werden sogleich die Rückreise antreten. Darum kommt nach unserer Herberge!"

Es bedurfte des Zwanges, um ihn nach der Herberge zu führen. Immer wieder mußte er nach ihr zurückschauen und tadelte im Herzen seinen Unverstand, da es ihm nicht gelungen war, ihr eine Erwiderung zu senden. Und doch hätte er vor Freude über seine Liebe hoch aufspringen mögen. Denn niemand kann man irgendwo einer solchen Liebe entreißen, die das Schicksal herbeigeführt hat; sie haftet fest wie Zement.

Als er nun in der Herberge erfuhr, daß die Minister und das Gefolge ihre Abreise noch um eine kurze Zeit aufschieben mußten, begab sich der Prinz nach Anbruch der Nacht, da alles in Finsternis gehüllt war, ohne daß ihn eine Menschenseele gewahrte, an den Palast der Königstochter und gelangte durch einen Strahl in das erste Stockwerk des Palastes[1]. Auf diesem Stockwerk aber wohnte des Königs Gemahlin Kanakawatī[2]. Sie war gerade allein anwesend, als er das Stockwerk betrat. Seine wunderbare Schönheit nahm sie sogleich gefangen. Darum sagte sie zu ihm: „Komm, schöner Mann, und gib dich mir zu eigen!" Als das der Prinz hörte, dachte er:

> „Alle Achtung vor den unkeuschen Weibern! Ihre Herzen gleichen den Spiegeln: denn jeder Mann, der vor sie tritt, geht sogleich in sie über."

---

[1] Die Prakritfassung ist korrupt; ihr Sinn scheint zu sein: „Er nahm einen vom Blitz geworfenen Strahl und gelangte so in den Palast." Mānikjasundara hat: „er brachte einen Blitzstrahl hervor, kam so über die Mauer und gelangte hinein"; Dschajatilaka: „Er ahmte das Werfen eines Blitzes nach, kam so über die Mauer und gelangte durch den Strahl schnell in das erste Stockwerk des Palastes"; die Gudscharātī-Fassung: „Er verwandelte sich in einen Blitz und sprang auf die Feste [also wohl die Umfassungsmauer]; wie ein Widjādhara gelangte er in das erste Stockwerk." — Es wird sich ursprünglich wohl um Verwandlung in einen Strahl handeln; denn dies entspricht der Zaubermacht, die der Prinz besitzt und die er im Laufe der Erzählung fortwährend verwendet. [2] S. oben S. 185.

Da er sich aber echter Keuschheit befleißigte, so dachte er: „Das tu ich nicht!" In dieser Absicht antwortete er: „Schöne Frau! Ich soll einen Brief an Malajasundarī abgeben. Wo wohnt sie denn? Wenn ich zurückkomme, stehe ich Euch zu Diensten." Sie wies ihm den Weg; und er stieg auf der Treppe zum siebenten Stockwerk empor. Kanakawatī jedoch schlich unbemerkt hinter ihm drein und blieb an der Tür stehen, um das Gespräch der beiden zu belauschen.

Als der Prinz eintrat, sah er die Jungfrau noch immer am Fenster stehen. Sie starrte in ihrem Trennungsweh ins Weite, und ihr Antlitz war trübe. Da sagte er zu ihr: „Sieh doch hierher, Rehäuglein! Du denkst an mich, und da steh ich doch vor dir in eigener Person!" Beim Schall dieser Worte, welche ihr wie Amrita neues Leben einflößten, sah sie ihn an in lächelndem Erstaunen.

> Beim Anblick des Geliebten empfindet man eine ungekannte Seligkeit: das Herz lacht einem im Leibe, der ganze Körper leuchtet auf vor Freude, und wie Knospen erschließen sich die Augen.

Darauf sagte der Königssohn: „Vernimm, Prinzessin, was ich dir zu sagen habe! Ich bin der Sohn des Königs Schūrapāla aus der Stadt Prithwīsthāna und bin in deines Vaters Stadt gekommen, um die Wunder zu schauen, deren sie voll ist: da war mir's beschieden, das größte Wunder der Welt zu erblicken, nämlich dich! Und da du mir dein Sehnen enthüllt hast, bin ich trotz aller Schwierigkeiten zu dir gekommen, um dir die gewaltige Liebe zu gestehen, die mich für dich erfüllt. Da bin ich nun! Doch ich muß gleich wieder fort. In wenigen Minuten muß ich wieder abreisen." Sie sagte zu ihm: „Vom Gehen darfst du mir nicht wieder reden, mein Prinz! Bleib doch hier! Denn wenn ich dich nicht habe, so ist's um mein Leben geschehen. Mußt du aber wieder fort, so vermähle dich mir vorher in Gāndharwa-Ehe[1], damit ich dich begleiten

---

[1] Eine nur durch gegenseitige Einwilligung der Liebenden geschlossene und beliebig wieder lösbare Ehe (wie sie die Gandharwa mit den Apsarasen zu schließen pflegen).

kann. Der Himmel verhüte, daß wir jemals wieder voneinander getrennt werden! Seit meiner Geburt gehöre ich dir und biete mich dir zum Empfangsgeschenk. Das sei der Vorwand, unter welchem ich dir jetzt den Verlobungskranz geben will." Mit diesen Worten nahm sie die Perlenkette „Glücksfülle" und schlang sie ihm um den Hals.

Der Königssohn aber gab ihr zur Antwort: „Wie könnte ich einem Diebe gleich handeln, liebliches Mädchen, und mich dir vermählen, ohne daß deine Eltern dich mir übergeben hätten! Das wäre unwürdig meiner Familie. Aber gräme dich nicht; ich will schon Rat ersinnen, damit ich dich in ein paar Tagen aus deiner Eltern Hand empfange und vor aller Augen ums heilige Feuer führe[1]. Das gelobe ich dir. Sei gut, meine Holde, und entlaß mich jetzt!"

Kanakawatī, welche an der Tür gehorcht hatte, hatte das alles mit angehört und gesehen. Da ward sie zornig und dachte: „Er ist irgendein Mann aus der Kriegerkaste und hat mich überlistet, um zur Prinzessin zu gelangen. Das sollen sie mir beide büßen!" Sie legte also ein Schloß an die Tür, begab sich zum König und erzählte ihm alles, was sie soeben belauscht hatte.

> Ein Weib, dessen Freund verliebt ist, ist ganz Zucker, wie das Zuckerrohr. Dasselbe Weib übertrifft Nimba und Curry[2], wenn der Freund seine Liebe verschmäht.

Angstbeklommen sagte die Königstochter: „Das war Kanakawatī, Geliebter, die Nebenfrau meiner Mutter. Sie wohnt im ersten Stockwerk und wird sicherlich Unheil über uns bringen." Der Prinz entgegnete: „Als ich kam, hat sie mir Liebesanträge gemacht. Ich gab ihr eine ausweichende Antwort und ging zu dir. Das boshafte Weib ist mir auf dem Fuße gefolgt, um hierherzukommen. Ich kann mir denken, daß sie hier war."

Während sie noch miteinander sprachen, kam schon der König mit einigen Soldaten herbei und rief: „Schlagt ihn

---

[1] D. h. mich dir in aller rechtlichen Form vermähle. [2] Nimba S. 68, Anm. 2; Curry das bekannte, scharfe indische Gewürz.

tot! Schlagt ihn tot!" Außer sich vor Angst sagte die Prinzessin: „Was soll aus dir werden, Geliebter!" Aber der Königssohn beruhigte sie: „Furchtsames Kind, hab' nur gar keine Angst!" Und indem er das sagte, zog er aus seiner Haarfrisur die verwandelnde Zauberpille hervor, steckte sie in den Mund, nahm die Gestalt Tschampakamālās[1] an, die er an des Königs Seite gesehen hatte, und setzte sich zu der Prinzessin, welche darüber ebenso erstaunt wie erfreut war. Aber:

> Über Freigebigkeit, Askese, Heldentat, Wissen, feines Benehmen und Klugheit soll man nicht staunen; denn die Erde trägt viele Edelsteine.

Als nun der König und seine Begleiter das Schloß geöffnet hatten und in das Zimmer hereinsahen, erblickten sie nur Mutter und Tochter. Da schalten sie Kanakawatī und riefen: „Du hast gelogen, schlechtes Weib!" Sie sagte: „Die Prinzessin hat ihm doch die Perlenkette gegeben! Verlangt sie ihr einmal ab!" Kaum hatte Tschampakamālā das gehört, so schwenkte sie schon das Halsband in der Luft. Als das die anderen sahen, verwünschten sie Kanakawatī noch mehr, und jedes von ihnen kehrte an seinen Ort zurück. Kanakawatī dagegen hegte von Stund an einen bitteren Haß gegen die Prinzessin und nahm sich fest vor, sie in irgendeiner Weise umzubringen.

Nun nahm Mahābala seine Zauberpille wieder aus seinem Munde und damit seine eigene Gestalt wieder an. Dann sagte er: „Jetzt muß ich gehen, schönes Kind. Sorge dich nur nicht. Derjenige, der unser schier unmögliches Zusammentreffen hier ermöglicht hat, wird selbst für uns sorgen.

> Nur was der Schöpfer fügt, geschieht,
> Nicht, was die Herzen klug beginnen.
> Und dennoch soll ein sehnend Herz
> Auf möglichst viele Mittel sinnen.

Diese Strophe überlege beständig in deinem Herzen!" Damit verabschiedete er sich von ihr und begab sich in seine Herberge.

Nun machte er sich mit seinen Leuten auf und kehrte nach

---

[1] Der leiblichen Mutter Malajasundarīs.

der Stadt Prithwīsthāna zurück. Er ging zu seinem Vater und bot ihm das Perlenhalsband zum Geschenke, indem er sprach: „Es heißt Glücksfülle, und Wīradhawalas Sohn, der mich liebgewonnen hat, hat mir's gegeben." Lobend überreichte es sein Vater des Prinzen Mutter, der Großkönigin Padmāwatī. Der Prinz aber sann und sann ohn' Unterlaß, wie er sein Versprechen einlösen und Malajasundarī als Gemahlin heimführen könnte.

Als einige Tage vergangen waren, kam ein Bote des Königs von Tschandrāwatī, trat vor König Schūra, welcher sich inmitten seines Hofstaates befand, und sagte zu ihm: „Herr! Mein Gebieter besitzt eine Tochter Malajasundarī, ein Mädchenjuwel, dessen Jugendblüte sich eben erschlossen hat. Der Astrolog, welcher befragt wurde, wer ihr zum Gemahl bestimmt sei, erwiderte meinem Herrn: „Wer bei der Selbstwahl[1] deiner Tochter den Bogen zu spannen vermag, der ‚der Diamantene' heißt, deinen Ahnen gehörte und in der Schatzkammer als Heiligtum aufbewahrt wird, der wird deines Kindes Freier sein." Da rüstete der König alles zur Selbstwahl und sandte Boten zu Tausenden aus, um die Fürsten zu laden. Mich aber sandte er, die Ladung an den Prinzen Mahābala zu überbringen. Leider wurde ich unterwegs krank, und so hat sich meine Ankunft verzögert. Heute ist der 11. Tag des abnehmenden Mondes; am 14. aber wird der Zeitpunkt eintreten, an welchem die Selbstwahl stattfindet. Sende also den Prinzen ab; die Sache duldet keinen Aufschub!"

Das hörte der König mit Vergnügen. Er beschenkte den Boten und sagte zu seinem Sohne, dessen Herz die Freude schwellte: „Noch heute nacht, mein lieber Sohn, brichst du mit einem glänzenden Heereszug auf; denn wir sind Wīradha-

[1] Die Selbstwahl (Swajamwara) findet oft in der Kaste der Kschatrija (des Kriegsadels) in der Weise statt, daß der Vater der Tochter, gewöhnlich ein König, fürstliche Freier an seinen Hof beruft und die heiratsfähige Tochter dem Manne ihrer Wahl einen Kranz um den Hals legt. Das bekannteste Beispiel ist das der Vermählung Nalas und Damajantīs.

wala Ehrerbietung schuldig." Nachdem der Prinz diese Weisung erhalten hatte, setzte er das Heer in Marschbereitschaft. Da sagte der König zu ihm: „Das Perlenhalsband, lieber Sohn, nimmst du mit." Der Prinz erwiderte: „Lieber Vater! Seit einiger Zeit raubt mir in der Nacht, wenn sie sich zu lichten beginnt, ein Kobold oder ein Gespenst oder ein Gott oder ein Dämon bald ein Kleidungs- und bald ein Schmuckstück; und bisweilen stößt der Räuber ein gellendes Gelächter aus. Vergangene Nacht aber ist von meinem Halse, während ich schlief, jenes Halsband verschwunden. Als meine Mutter das erfuhr, sagte sie zu mir: „Ohne das Halsband mag ich nicht weiterleben. Findet es sich nicht wieder, so gehe ich ins Feuer." Da habe ich vor meiner Mutter das Gelöbnis abgelegt: „Wenn ich dir vor Ablauf von 5 Tagen das Halsband nicht wieder schaffe, so will ich selbst ins Feuer gehen." Ich will nun also heute nacht zwei oder drei Wachen[1] lang munter bleiben, will sehen, wer der Dieb ist, will die Perlenkette wieder zur Stelle schaffen und dann im letzten Teile der Nacht aufbrechen."

Nach diesen Worten begab er sich in sein Haus, verschloß alle Türen, brannte eine Lampe an, nahm sein Schwert in die Hand und wartete in dem Schatten, den das Licht verursachte. Als es Mitternacht geworden war, fuhr eine mit Armringen und Kettchen und anderen Geschmeiden geschmückte Frauenhand, welche an keinem Körper saß, durchs Fenster ins Zimmer. Da sich's um eine Frauenhand handelte, so glaubte der Prinz, sie nicht vernichten zu dürfen; doch sprang er sofort aus seinem Versteck hervor und setzte sich auf sie. Er fuhr auf ihr mit Windesschnelle zum Fenster hinaus, ward mit rasender Eile durch den Luftraum geführt und legte auf diese Weise eine weite Strecke zurück. Obwohl sich die Hand heftig schüttelte, um den Königssohn abzuwerfen, klammerte er sich doch fest an sie an und blieb auf ihr sitzen. Endlich erschien eine Göttin vor ihm. Er versetzte ihr einen Faustschlag. Da ward sie traurig, stieß ein herzzerreißendes Geschrei aus und jam-

[1] S. 200, Anm. 1.

merte: „Laß mich los! Laß mich los!“ Barmherzig, wie er war, ließ er sie los — da war die Göttin verschwunden, und haltlos stürzte er hinab auf den Wipfel eines von der Last seiner Früchte gebeugten Mangobaums und verlor die Besinnung.

Als er nach einiger Zeit durch den kühlen Wind, welcher aus dem Walde wehte, wieder zu sich kam, stieg er vom Gipfel des Baumes hinab, blieb auf einem Aste sitzen und dachte: „In welche schlimme Lage bin ich geraten! Wo ist die Perlenkette? Und wie soll meine Mutter am Leben bleiben? Wie soll ich mein gegebenes Wort einlösen? Und wie kann mein Vater, wie kann ich selbst den Tod der Mutter überleben? Ich stehe also vor dem Untergang unserer Familie.

> Anders denkt man sich mit freudig juckendem Herzen die Durchführung seines Vorhabens aus, und anders läuft es ab durch die Macht des Schicksals.“

Während er so seinen Gedanken nachhing, gewahrte er an der Wurzel des Baumes eine herankriechende Riesenschlange, welche einen Menschen halb hinuntergewürgt hatte. Da dachte er: „Die Schlange kommt sicherlich herangekrochen, weil sie den Stamm des Mango umschlingen will, um so den Menschen zu töten. Darum will ich den Menschen befreien, ihm das Leben retten und dadurch mein Hiersein fruchtbar gestalten.“ So dachte er, stieg von dem Aste herab, erspähte den rechten Augenblick, faßte mit seinen Händen die beiden Kinnladen der Schlange und riß das Ungetüm entzwei. Da fiel aus dessen Rachen eine Jungfrau, die noch ein wenig Bewußtsein besaß, und stammelte: „Meine Zuflucht ist Mahābala!“

Der Prinz war sehr erstaunt, als er seinen Namen hörte; und als er der Jungfrau ins Gesicht sah, bemerkte er, daß es dem Malajasundarīs glich, worüber er noch mehr staunte. Er massierte sie aus Leibeskräften; da sprach sie, obwohl noch nicht zu völligem Bewußtsein erwacht, die Strophe, welche er sie gelehrt hatte[1]. Jetzt war er seiner Sache gewiß;

[1] S. oben S. 207.

er hatte wirklich Malajasundarī vor sich und sagte zu ihr: „Komm doch zu dir, Rehäuglein! Öffne deine Augen!"

Als sie das hörte, kam ihr das klare Bewußtsein wieder; sie richtete sich auf, und da sie bemerkte, wie Mahābala damit beschäftigt war, sie zu massieren, richtete sie ihren liebevollen Blick auf ihn und fragte ihn: „Mein Gemahl! Wie ist dir's gelungen, mich ins Leben zurückzurufen? Und wie kommst du hierher?" Er antwortete ihr: „Komm her, mein schlankes Kind, bade deinen Leib im Uferwasser dieses Flusses und trinke davon! Dann wollen wir einander erzählen, was wir erlebt haben."

So geschah es, und als beide sich von ihrer Aufregung erholt hatten, setzten sie sich unter den Mangobaum. Ihre Augen strahlten vor Liebe und Freude.

> Selbst im wilden Walde ist es wohnlich, wo ein Mensch weilt, den wir von Herzen lieben; selbst unsere Wohnung gleicht dem wilden Walde, wenn wir von denen, die wir lieben, getrennt sind.

Der Prinz fragte: „Wie konnte es geschehen, Prinzessin, daß dich in dem Schlosse, in dem du wohntest, diese Riesenschlange verschlang und hierherschleppte?" Sie antwortete ihm: „Wie mich die Riesenschlange verschlang, Geliebter, das weiß ich selber nicht. Härte aber jetzt dein Herz wie den Donnerkeil[1]; denn ich will dir erzählen, was mir sonst begegnet ist." Während sich aber die Königstochter anschickte, ihm ihr Erlebnis zu berichten, hörten sie, wie sich ihnen ein Mensch näherte. Da dachte der Prinz: „In dieser Stunde kann es höchstens ein Räuber oder ein Spieler oder ein Ehebrecher oder ein Mörder sein, vielleicht auch jemand anders, der die Prinzessin kennt. Darum ist es nicht geraten, wenn ich hier in Begleitung des Mädchens warte." Er zog also aus seiner Haarfrisur seine Zauberpille heraus, rieb sie mit Mangosaft ein und machte damit der Prinzessin ein Stirnzeichen, worauf sie sich augenblicklich in einen Jüngling verwandelte. Dann sagte er zu ihr: „Deine natürliche Gestalt wirst du nicht zurückerlangen, bis ich dir das Stirnzeichen mit meinem Speichel wieder abwische."

---

[1] Einl. S. 5.

In diesem Augenblick kam in höchster Eile eine junge Frau heran. Sie merkten, daß die Angst sie verfolgte; deshalb sagte der Prinz zu ihr: „Wer bist du, Schöne? Wie kommt's, daß niemand dich begleitet? Fürchte dich nicht! Wir sind hier beide fremd. Wo sind wir eigentlich?" Als die junge Frau diese Worte hörte, faßte sie Vertrauen und sprach: „Dieser Fluß ist die Gōlā, und die Stadt an seinem Ufer heißt Tschandrāwatī. In ihr herrscht König Wīradhawala." Der Prinz dachte: „Trotz meines Sturzes bin ich also gerade an den Ort gelangt, nach dem mein Vater mich geschickt hat, und bin sogar mit der Prinzessin vereinigt worden. Kein Zweifel, daß der Schöpfer mein Bestes im Sinne hat!" Indessen erzählte die junge Frau weiter: „Der König hatte für seine Tochter die Halle errichten lassen, in welcher sie selbst sich ihren Gemahl wählen sollte, und hatte Boten ausgesandt, die Könige zur Selbstwahl zu laden. Nun hat Malajasundarī eine Stiefmutter namens Kanakawatī. Diese lauert seit einiger Zeit auf eine Gelegenheit, der Prinzessin eins auszuwischen. Ich aber bin eine ihrer Dienerinnen und heiße Sōmā, und mir vertraut sie alle ihre Geheimnisse an. Vergangene Nacht befanden wir uns in ihrer Wohnung; da legte sich plötzlich der Prinzessin Perlenkette, welche „Glückesfülle" heißt, meiner Herrin um den Hals." Der Prinz dachte: „Jene Göttin hat ihr das Halsband umgelegt; ich habe also seine Spur wiedergefunden. Jetzt kann ich die Prinzessin heiraten, kann mein gegebenes Wort einlösen, meiner Mutter die Perlenkette bringen und meine Familie vor der Vernichtung bewahren." Währenddessen fuhr die Erzählerin fort: „In der Absicht, die Königstochter umzubringen, verbarg Kanakawatī den Perlenschmuck, nahm den König beiseite und sagte zu ihm: „Tagtäglich, o Herr, kommt ein Diener Mahābalas zu der Prinzessin. Heute hat sie ihm das Perlenhalsband geschickt und mit ihm die Botschaft: „Komm zu meiner Selbstwahl und bring' auch andere Könige mit, die zu gewinnen ich dir überlasse. Dann raubst du meinem Vater sein Reich und nimmst mich zur Gemahlin." Das ist mir zu Ohren gekommen, mein

Herr und Gemahl, und die Liebe zu dir treibt mich, dir den Anschlag zu verraten. Deine Majestät tue nun, was ihr förderſam erscheint. Bist du aber von der Wahrheit meiner Angaben nicht überzeugt, so kannst du ja der Prinzessin befehlen, dir den Perlenschmuck vorzulegen. (Der Prinz dachte bei sich: „Welcher Schurkereien sind doch die Weiber fähig!

> Betrug, Lüge, Habgier, Dummheit, Voreiligkeit, Unreinheit und Bosheit: alle diese Fehler eignen den Weibern kraft ihrer Weibernatur.")

Als das der König hörte, ließ er Tschampakamālā rufen, erzählte ihr, was er soeben erfahren, ließ durch sie Malajasundarī entbieten und verlangte von ihr den Schmuck. Die Prinzessin erschrak und schwieg. Schließlich faßte sie sich und sprach: „Den Schmuck, mein Vater, muß mir jemand gestohlen haben." Wie das der König hörte, rief er im höchsten Zorn: „Geh mir aus den Augen, Elende!" Malajasundarī begab sich in ihre Wohnung und grämte sich über den ihr angetanen Schimpf.

Darauf sagte der Fürst zu Tschampakamālā: „Diese Tochter, Königin, ist in Wahrheit nur unsere Feindin. Ich will sie also vernichten, ehe sie sich meinen übrigen Feinden anschließt." So sprach er; am Morgen aber ließ er den Polizeimeister kommen und befahl ihm, Malajasundarī hinrichten zu lassen. Der Polizeimeister sprach:

> „Bevor der Weise irgend etwas Gutes oder Böses tut, soll er sorgfältig überlegen, wozu es führt. Die Folge übereilter Handlungen gleicht einem Speer, welcher dem Herzen eine Wunde beibringt, die darin brennt bis zum Tode."

Aber der König überzeugte ihn mit seinen Gründen. So ging er denn zu der Jungfrau und eröffnete ihr des Königs Befehl. Da dachte die Prinzessin in ihrem Schmerze: „Wie kommt es, daß mein Vater mir zürnt? Und daß auch meine Mutter nichts tut, um den König zu hindern? Und daß sich auch mein Bruder Malajakētu nicht um mich kümmert? Sie liebten mich alle so innig und sind nun hart geworden wie der Donnerkeil.

Der Freund wird zum Feinde, der Verwandte zum Fremdling, und selbst der Bruder bleibt nicht Bruder; selbst der Sklave weigert einem Menschen den Gehorsam, wenn das Schicksal von diesem sein Antlitz wendet."

So dachte sie, ließ Wēgawatī[1] kommen und sandte sie mit einer Botschaft an den König. Wēgawatī ging zu dem Herrscher und sprach: „Herr, deine Tochter läßt dir sagen: ‚Es steht dir frei, meine Hinrichtung anzuordnen; welches Verbrechen aber habe ich denn begangen?'" Da flammte des Fürsten Grimm empor wie Feuer, in das man Butter gießt[2], und rief:

„Die Zahl der Sandkörner, welche die Gangā führt, die Menge des Wassers im Weltmeer und des Himālaja Größe mögen die Weisen erkennen, nicht aber das Herz der Weiber!

Boshafte Frauen verleiten augenblicklich ihre Gatten, ihre Söhne, ihre Väter, ihre Brüder zu sündiger Tat und bringen sie sogar in Lebensgefahr.

Nachdem das schlechte Weib sich versündigt, hat es sogar noch die Frechheit, zu fragen: „Welches Verbrechen habe ich denn begangen?!" Sie soll mir nicht wieder unter die Augen treten. Sie mag sich nach freier Wahl das Leben nehmen; aber der Polizeimeister sei Zeuge ihres Todes! An der Gōlā liegt ein Brunnen, der heißt Höllengrund und ist ganz bedeckt von Gestrüpp und Schlinggewächsen. In diesen mag die Prinzessin springen, um sich das Leben zu nehmen!" So sagte der König. Wēgawatī begab sich wieder zur Königstochter und überbrachte ihr des Königs Weisung. Die Jungfrau gab die Schuld an ihrem Unglück ihren eigenen, in einem früheren Dasein begangenen Taten, dachte nur an die fünf obersten Götter[3] und ging, von Soldaten des Königs umringt und strauchelnd bei jedem Schritt, den sie tat, nach dem Brunnen.

---

[1] Ihre Amme (S. 224) und die Vertraute ihrer Mutter, s. S. 194.
[2] Beim Opfer. [3] Dies sind der 1., 16., 22., 23. und 24. Dschina (Rischabha, Schāntinātha, Nēminātha, Pārschwanātha und Mahāwīra = Wardhamāna).

Wer sollte nicht einmal straucheln? Wem gingen alle
Wünsche in Erfüllung? Wer lebte hier in ununterbroche-
nem Glück? Oder wen hätte das Schicksal nicht gebrochen?

Während das Volk, das zugegen war, laut jammerte und ihre Umgebung weinte, rief die Königstochter: „Meine Zuflucht ist Mahābala!" und sprang in die Tiefe. Die Soldaten meldeten dem König, was geschehen war, und dieser atmete auf; denn er dachte: „Nun ist die Gefahr beseitigt, die meinem Hause drohte."

Nachdem der Tag vergangen war und der König, als es Nacht geworden, seine Hofversammlung entlassen hatte, dachte er: „Was soll ich jetzt den geladenen Fürsten antworten, wenn sie zur Selbstwahl kommen? Ich will Kanakawatī darum befragen, die mir einen solchen Dienst geleistet hat." Er begab sich also mit seinem Kanzler Subuddhi zu ihr, fand aber die Tür zu ihrem Gemach verschlossen. Er spähte durchs Schlüsselloch und sah sie beim Schein ihrer Lampe, ihre Brust mit dem Halsschmuck Glücksfülle geziert. Dabei hörte er, wie sie den Schmuck anredete und sprach: „Dir, liebe Perlenkette, verdanke ich's, daß ich die Prinzessin, meine Feindin aus einem früheren Dasein[1], so schön beseitigt habe." Da packte den König ein solcher Schmerz, daß er zu Boden stürzte und rief: „Du selbst, schlechtes Weib, hast meiner Tochter den Schmuck gestohlen, hast sie verleumdet, hast mich und die Meinigen betrogen und meine Tochter gemordet, die mir teurer war als mein Leben!

Vertrauet nicht den Flüssen und den Frauen, deren Lauf
niemand zu hemmen vermag. Aus der Wolke kommend
[Wortspiel: ihre Brüste zur Schau stellend] zerstören sie
die Ufer und die Familien."

So rief er laut und fiel in Ohnmacht. Die Leute liefen zusammen und behandelten ihn mit kühlenden Mitteln.

Inzwischen retteten wir uns, meine Herrin und ich, indem wir durchs Fenster sprangen, und hielten uns in einem leer-

[1] Liebe und Haß führen die Inder wie alle anderen Vorgänge und Zustände auf Vorgänge in einem früheren Dasein zurück.

stehenden Haus in der Nähe der Straße verborgen. Den Bemühungen seiner Umgebung gelang es schließlich, den König wieder zu sich zu bringen. Die Großkönigin Tschampakamālā, die Minister und alle anderen klagten laut; der König dagegen ging und ließ den Brunnen durch seine Diener untersuchen; von der Prinzessin jedoch fand sich darinnen nicht die geringste Spur. In seiner Bestürzung begab er sich in Kanakawatīs Wohnung. Als er die Gesuchte nicht darinnen fand, befahl er seinen Soldaten, nachzuforschen, wohin sie sich geflüchtet habe, und gab ihre Wohnung der Plünderung preis.

Der König, die Großkönigin und die Minister wissen nun, daß sie die Prinzessin unschuldig dem Tode überliefert haben, und die Reue über ihre Tat hat in ihnen den Entschluß gereift, morgen aus dem Leben zu scheiden.

> Wer eine freundliche oder feindliche Tat beginnt, der überlege sie vorher. Wer ohne Überlegung handelt, erntet Unheil verschiedener Art oder Unehre.
>
> Die Absicht, welche man zuerst unter der Wucht des Zornes faßt, soll man nicht ausführen. Führt man sie doch aus, so darf man gewiß sein, daß sie zu keinem guten Ende führt.
>
> In der Übereilung soll man nicht handeln; Mangel an Überlegung gewährt dem Unglück in vielerlei Gestalt den besten Boden. Des Glückes Gestalten lieben alles, was gut ist, und vermählen sich selbst dem Manne, der mit Überlegung handelt.

Wir beiden hatten gehört, was sich die Leute untereinander erzählten, und weil Kanakawatī die Entdeckung durch des Königs Soldaten fürchtete, so trennten wir uns. Sie hat sich mit der Perlenkette und den kostbarsten ihrer anderen Schätze in das Haus ihrer besten Freundin, der Hetäre Magadhā, begeben. Ich bin hierhergelaufen und weiß nicht, was das Schicksal über mich beschlossen hat."

Mit diesen Worten entfernte sie sich. Darauf sagte der Prinz zu Malajasundarī: „Als du in den Brunnen stürztest, schlankes Kind, hat dich die Riesenschlange verschlungen, die darin-

nen lag. Sie hat einen Ausgang gefunden und ist hierhergekommen; ich habe ihr den Rachen auseinandergerissen und bin so mit dir vereinigt worden. Unser durch gute Werke erworbenes Glück ist sichtbarlich erwacht." Darauf erzählte er ihr, was er inzwischen erlebt hatte, und sagte zu ihr: „Wir wollen nun die Leiden vergessen, die wir erduldet!" Und während er ihr mit seinem Rate zusprach, lichtete sich die Nacht.

Als der Morgen dämmerte, wuschen sie sich ihre Gesichter in den Fluten der Gōlā, aßen von den Früchten des Mangobaums und gingen dann in den Tempel der Dēwī[1], welcher am Flusse stand. In diesem gewahrte der Prinz die beiden hohlen Hälften des Stammes, in denen seinerzeit die Königin Tschampakamālā den Fluß herabgeschwommen war, und sprach: „Jetzt gilt's für mich, drei Aufgaben zu lösen, nämlich: deine und meine Familie vor dem Untergang zu bewahren, dich zu heiraten und meiner Mutter das Perlenhalsband wiederzubringen. Begib du dich in Magadhās Haus und suche durch deine Klugheit das Schmuckstück zu erlangen und mir morgen abend hierherzubringen. Inzwischen will ich tun, was mir obliegt, und gleichfalls morgen abend hierherkommen. Wir wollen uns an dieser Stelle treffen." Auf seine Bitte gab sie ihm dann ihren Siegelring und machte sich, seiner Weisung entsprechend, nach Magadhās Hause auf.

Der Prinz verwandelte sich in einen Sterndeuter und ging in der Richtung auf die Stadt zu. Da erblickte er vor sich einen Elefanten, der angebunden war; und bei ihm standen die Elefantenwärter und trieben seinen Mist durch ein Seihtuch. Auf seine Frage sagten sie zu dem Prinzen: „Am vergangenen Tage hat Prinz Malajakētu seine goldene Kette vom Halse genommen, sie mit einer Batatenranke umschlungen und in die Luft geworfen; als sie wieder herabfiel, hat dieser Elefant sie mit seinem Rüssel aufgefangen und verschluckt. Nun

---

[1] Schiwas Gemahlin Durgā. Es handelt sich um denselben Tempel, von welchem oben S. 201 die Rede war und welcher in der Erzählung noch öfter erwähnt wird.

müssen wir auf Befehl des Königs den Mist seihen, um die Goldkette wiederzufinden. Stück für Stück nehmen wir vor." Da wickelte der Prinz den Ring der Prinzessin in ein Bündel Gras und steckte es heimlich dem Elefanten ins Maul; und der Elefant verschluckte es.

Als er weiterging, traf er am Ufer der Gōlā eine Menge Menschen an und gewahrte eine Rauchfahne. Er erfuhr, daß sich der König verbrennen wollte. Da rief er laut: „Nimm dir nicht grundlos das Leben, o König. Deine Tochter Malajasundarī lebt!" Das rief er wiederholt und lief hinzu. Die Leute aber freuten sich, als sie das hörten, löschten das Feuer des Scheiterhaufens mit Flußwasser und zogen den König gewaltsam aus dem Scheiterhaufen heraus[1]. Dann gingen die Leute dem Sterndeuter entgegen und führten ihn vor den König. Als dieser ihn fragte: „Werden wir wirklich die Prinzessin mit diesen Augen wiedersehen?" antwortete er laut und deutlich: „Ganz sicher werdet Ihr sie wiedersehen:

> Selbst von einem anderen Erdteil, selbst mitten aus dem Weltmeer, selbst vom Ende des Raumes bringt der Schöpfer herbei, was wir begehren, wenn er uns geneigt ist."

Der König entgegnete: „Meine Tochter, o Sterndeuter, ist in jenen verdeckten Brunnen gestürzt und von uns trotz alles Suchens nicht wiedergefunden worden. Wenn sie nicht gestorben ist, stirbt überhaupt kein Mensch!" Der Astrolog sprach: „König! Vom heutigen Tag an gerechnet am dritten Tag, zur Mittagsstunde, wird deine Tochter mitten in der Festhalle, in welcher sie sich ihren Gatten wählen soll, erscheinen. Laß dich also nicht abhalten, alle Vorbereitungen zur Hochzeit zu treffen, und lade die Könige! Auf daß du aber erkennest, daß sich erfüllen wird, was ich verheißen, so vernimm folgende Zeichen: Morgen wird der Siegelring der Jungfrau in deine Hand gelangen. Am Morgen des 14. Tages des Monats werden die Flußgottheiten vor das östliche Tor

---

[1] Der indische Scheiterhaufen hat die Form einer Hütte, welche den zu Verbrennenden von allen Seiten umgibt.

der Stadt eine bunte, 6 Ellen lange Säule bringen. Die sollst du selbst in der Festhalle aufstellen und sollst den Bogen, der ‚der Diamantene' heißt, samt den zu ihm gehörigen Pfeilen vor sie legen und ihm göttliche Ehren erweisen. Wer aber den Bogen nicht nur spannt, sondern auch mit dem Pfeil die Säule spaltet, der soll der Jungfrau Gatte werden. Darum harret noch drei Tage aus! Der Scheiterhaufen steht Euch ja dann noch immer zur Verfügung."

Als die Menge diese Worte hörte, erfüllte sie heller Jubel. Die Leute zogen ihre Kleider aus, um sie dem Sterndeuter zu schenken, und überhäuften ihn abermals mit Lob und Preis. Sie boten ihm Elefanten, Rosse, Wagen, Gold, Juwelen und Gewänder dar; doch er wies alle Geschenke zurück. Der König aber kehrte, Gaben unter die Menge verteilend, dem Astrologen den Vortritt lassend und von allen Bürgern begleitet, in seinen Palast zurück. Und als der Fürst den Astrologen nach dem Namen des Freiers seiner Tochter fragte, nannte dieser den Namen Mahābala. Darauf verbrachte der König den Tag und die folgende Nacht in des Sterndeuters Gesellschaft.

Am nächsten Morgen übergaben die Leute, welche beauftragt waren, den Elefantenmist durchzuseihen, dem König den Siegelring der Prinzessin. Da staunte der König und sprach: „Wie ist das Juwel in den Leib des Elefanten gekommen, Astrolog?" — „Durch die Macht der hehren Göttin deines Hauses, o Herr[1]!" — Nun faßte der König völliges Vertrauen und traf alle Vorbereitungen zur Hochzeitsfeier. Die Könige stellten sich ein und wurden in Wohnungen untergebracht, die ihrer würdig waren.

Als es Abend ward, sagte der Astrolog zum König: „Herr, ich habe mir einen Zauber anzueignen begonnen[2]. Wenn du erlaubst, gehe ich jetzt, ihn mir völlig zu eigen zu machen. Gelingt es mir heute nicht, so ist es später unmöglich. In der Nacht will ich ihn vollenden; morgen früh liege ich dir

[1] Bhattārikā, Dēwī oder Durgā, von der oben die Rede war.
[2] Einl. S. 7.

wieder zu Füßen." Der König entließ ihn nicht nur, sondern gewährte ihm auch die Geldmittel für die nötigen Opfergaben, und der Sterndeuter entfernte sich.

Nachdem er die Nacht über außengeblieben war, stellte er sich am Morgen wieder ein und fiel vor dem König nieder. Der Fürst fragte ihn, ob er nun im völligen Besitze des Zaubers sei; der Sterndeuter erwiderte: „Teilweise besitze ich ihn, teilweise muß ich seine Aneignung noch vollenden; aber eingedenk deiner Weisung bin ich zurückgekommen."

Während der König noch bei sich dachte: „Wie uneigennützig und hilfsbereit ist dieser Mann!", kam ein anderer, der den Fürsten beglückwünschte und sprach: „Herr, vor dem Tore steht eine Säule der Art, wie der Sterndeuter sie verheißen hat." Als das der König hörte, begab er sich mit dem Astrologen und von allen Bewohnern begleitet nach der Säule und erwies ihr göttliche Ehren. Da sagte der Astrolog zu ihm: „Niemand berühre sie mit seiner Hand; das würde die hehre Gottheit deines Hauses erzürnen." Darauf reinigte er sich, huldigte ihr selbst mit Blumen und anderen Opfergaben und ließ dann ein Schauspiel aufführen[1]. Als es dann $^1/_2$11 Uhr geworden war, ließ der König nach der Anweisung des Astrologen durch 108 mit allen guten Eigenschaften ausgestattete Männer die Säule aufheben und in einem durch ihn und sämtliche Bürger gebildeten, feierlichen Festzug in die Festhalle tragen. Der Sterndeuter stellte sie auf und befestigte sie. Der Bogen samt den Pfeilen ward vor ihr niedergelegt; zu beiden Seiten derselben ließ der König Throne aufstellen, und Tänzerinnen führten einen Tanz auf. Dann ließ der Fürst der Säule und dem Bogen nochmals mit göttlichen Ehren huldigen und auf die Anweisung des Astrologen hin alle Könige hereinrufen. Während aber die Könige ihren Einzug in die Halle hielten, entfernte sich der Astrolog aus ihr, so schnell er konnte. Er nahm seine natürliche Gestalt wieder an und ge-

[1] Aufführung von Tanzspielen sind in Indien seit alter Zeit bei religiösen Handlungen üblich. Bekanntlich gibt es bis auf den heutigen Tag in den indischen Tempeln Tänzerinnen.

sellte sich unter die Spielleute, so daß er alle Vorgänge beobachten konnte.

Als der König ihn nicht mehr sah, dachte er: „Er wird sich entfernt haben, um sich seinen Zauber vollends anzueignen." Darauf rief in seinem Auftrage ein Barde[1] den fremden Fürsten zu: „Vernehmet, ihr Könige! Die hehre Göttin unseres Hauses hat folgendes verkündet: ‚Wer diesen Bogen spannt und diese Säule zwei Ellen unter der Spitze spaltet, der soll unsere Prinzessin, die plötzlich erscheinen wird, ums heilige Feuer führen.'"

Jetzt erhoben sich der Reihe nach die Könige von Lāṭa, von Karṇāṭa, von Gauḍa, von Tschauḍa, von Drawiḍa und aus den anderen Ländern und ergriffen nacheinander den Bogen. Aber der eine mußte niesen, als er ihn in die Hand nahm, ein anderer stürzte zu Boden, ein dritter trat zurück, sobald er den schnurgeraden Bogen erblickte. Als bei diesem Schauspiel die Zuschauer vor Vergnügen in die Hände klatschten und ihren Spott über die Unglücklichen ergossen, blieben die übrigen Könige überhaupt von vornherein auf ihren Plätzen.

Da ließ der König die Trommel rühren und ausrufen: „Wer die Säule spaltet, der soll meiner Tochter Freier sein, sei er nun ein König oder nicht!"

Jetzt ergriff Mahābala eine Laute und spielte auf ihr so, daß alle vor Verwunderung die Köpfe schüttelten. Dann huldigte er dem Bogen, nahm ihn mit spielender Leichtigkeit in die Hand, spannte ihn, und während das Schwirren der Bogensehne die Ohren der Anwesenden betäubte, zog er sie bis an sein Ohr zurück und schoß einen Pfeil ab. Der Pfeil zerschnitt einen Zapfen und spaltete dadurch die Säule. Aus der Säule aber trat Malajasundarī, mit himmlischen Salben gesalbt, mit himmlischen Geschmeiden und Gewändern angetan, den Mund voll Betel, in der Linken eine Betelrolle[2], in der Rechten den Verlobungskranz[3] tragend, mit dem Halsband „Glücksfülle" geziert und strahlend vor Freude.

---

[1] Berufsmäßige Sänger an den Fürstenhöfen. [2] S. 129, Anm. 1.
[3] S. 208, Anm. 1.

Der König, der Kreis der Fürsten und alle anderen blickten zu ihr empor und sahen, wie sie sich vor dem Schützen verneigte. Da liefen Malajasundarīs Eltern, ihr Bruder, die Minister und die anderen auf sie zu, die sich an ihr vergangen hatten, und baten sie um Verzeihung. Die Jungfrau fiel ihrer Mutter und ihrem Vater zu Füßen und legte sodann den Verlobungskranz Mahābala um den Hals, der als Lautenspieler vor ihr stand.

Dieser Anblick erbitterte die Fürsten; sie riefen: „Welch herrlicher Beweis für den Takt der Prinzessin! In Gegenwart so vieler königlicher Freier einen Spielmann zu wählen, dessen Haus und Familie kein Mensch kennt! Das dulden wir nicht! Schlagt ihn tot! Die Braut ist unser!" Und alle rüsteten sich, ihn zu töten. Der Prinz aber dachte:

> „‚Ich bin allein, hab' keinen Gefährten, bin klein und unbewaffnet', das sind Gedanken, wie sie einem Löwen nicht einmal im Traum erscheinen."

Dann nahm er jenen Bogen und ließ von ihm einen Platzregen von Pfeilen regnen, so daß all die Könige auseinanderstoben wie ein Krähenschwarm, in den man einen Knüttel wirft. Der König sah seines Eidams Heldentum mit staunender Bewunderung und dachte in seinem Herzen: „Alles, was der Sterndeuter vorhergesagt hat, ist in Erfüllung gegangen; nur die Prophezeiung hat sich als falsch erwiesen, daß Mahābala ihr Freier werden sollte." In diesem Augenblick aber erkannte ein Barde den Königssohn und sprach zum König: „Herr, nun ist wirklich Prinz Mahābala deiner Tochter Bräutigam geworden; denn er ist der Freier!"

Diese Worte wirkten auf den Fürsten wie lebenspendender Göttertrank. Er trat auf den Prinzen zu und schloß ihn in seine Arme. Da sagten alle die übrigen Könige: „Wenn es ein Prinz ist, der sie gewonnen hat, so ist ja alles in der Ordnung!" Und sie umringten die Prinzessin, die seine Gemahlin geworden war. Der König sagte: „Wir werden ja bald aus des Prinzen eigenem Munde hören, wie er hierhergekommen ist"; und deswegen ließ er ihn und die Prinzessin einen Ele-

fanten besteigen und auf ihm in die Stadt führen. Seine Dienerschaft aber, welche in der Festhalle versammelt war, ließ er baden, salben und speisen und beschenkte sie mit Blumen, Wohlgerüchen, Kleidern und Schmuck. Als der glückverheißende Augenblick eintrat, reichte sich das Brautpaar unter großem Festesgepränge am heiligen Feuer die Hände und war nun vereinigt, wie eine Wunschliane mit einem Wunschbaum[1]. Als sie aber ihre Hände wieder lösten, schenkte der König seinem Eidam als Hochzeitsgabe Elefanten, Rosse, Gold, Schmuck und andere glückbedeutende Geschenke.

Sobald sich die Familie wieder in ihren Gemächern befand, fragte der König seinen Schwiegersohn: „Wie bist du denn so ganz allein hierhergekommen, Prinz?" Der Prinz erwiderte: „Eine Göttin hat mich hergebracht, o König." Darauf erwiderte der Fürst: „Das glaub' ich wohl; es war eine Tat der Göttin meines Hauses[2]." Der Prinz aber fuhr fort: „Herr, wenn meine Eltern mich innerhalb von 96 Stunden nicht wiedersehen, so ist ihr Tod gewiß[3]. Darum entlasse mich deine Majestät. Wenn ich nicht vor Sonnenaufgang des ersten Tages der neuen Monatshälfte in meine Vaterstadt gelange, so darf ich nicht darauf hoffen, sie noch am Leben zu finden." Der König erwiderte: „Bis zu deiner Stadt, mein lieber Sohn, sind's 62 Meilen; gedulde dich also bis zur ersten Nachtwache[4]. Bis dahin will ich die Kamelsstuten satteln lassen; dann soll dich ein glänzendes Gefolge geleiten. Auch muß ich jetzt alle die anderen Könige bewirten." Mit diesen Worten erhob sich der König.

Der Prinz aber sagte zur Königstochter: „Ich habe nun mein Versprechen eingelöst, Geliebte, dich aus der Hand deiner Eltern entgegenzunehmen und mich mit dir zu vermählen. Wir haben einander aber noch nicht erzählt, was

[1] S. Einl. S. 6. [2] Darin täuscht er sich. Wer die Göttin war, erfahren wir am Ende der Erzählung aus dem Munde eines allwissenden Mönchs. [3] Da sich seine Mutter des verlorenen Halsbandes wegen das Leben nehmen will und ihr Gemahl ihr in den Tod folgen wird. S. S. 209 und 229. [4] 6—9 Uhr abends.

jedem von uns begegnet ist, nachdem wir den Tempel der Göttin verlassen haben. So will ich denn den Anfang machen und dir berichten, was ich getan habe."

In diesem Augenblick trat Malajasundarīs Amme Wēgawatī ein. Weil der Prinz nun wußte, daß seine Gemahlin vor dieser keine Geheimnisse hatte, erzählte er vor ihren Ohren seine Geschichte:

„Am Abend des folgenden Tages also ließ ich mir vom König unter dem Vorwand, ich müsse mir einen Zauber aneignen, Geld geben, kaufte mir dafür Zimmermannsgeräte, Kampfer, Farben, Blumen, Früchte und dergleichen und begab mich nach dem Tempel der Göttin. Ich bearbeitete die dort befindlichen beiden Hälften des Stammes, verzierte sie aufs beste und brachte in ihnen einen Verbindungszapfen an. Als ich so weit fertig war, kam eine Räuberbande und brachte eine mit Gold und anderen Kostbarkeiten gefüllte Lade geschleppt. Die Räuber bestimmten einen aus ihrer Mitte zum Wächter derselben und entfernten sich wieder. Der Zurückgebliebene winkte mich zu sich heran, öffnete das Schloß, packte die kostbarsten der Kostbarkeiten in ein Bündel zusammen und sagte zu mir ganz vertrauensvoll: „Wenn mich unterwegs meine Spießgesellen oder des Königs Beamte erwischen, so bringen sie mich um. Kannst du mir nicht einen Rat geben, wie ich im ungehinderten Besitze dieser Schätze bleibe?" Ich hob den Lotusstein[1] des Tempels aus und schob den Räuber in den Hohlraum; dann begab ich selbst mich nach dem Feigenbaum vor dem Heiligtum und trat in den hohlen Stamm. Darin fand ich alles, was jene Göttin mir entwendet hatte, meine Kleider, meinen Schmuck usw. und nahm es an mich. In diesem Augenblick kamst du und trafst mich dort, wie wir verabredet hatten. Nun berichte du, Geliebte, was dir bis dahin begegnet war!

Folgende sechs Dinge gewähren immer wieder von neuem Freude: die Worte guter Dichter, ein reiner Ge-

---

[1] Daß dies ein Stein ist, welcher den Zugang zur Turmspitze verschließt, ergibt sich aus S. 228.

sang, Betel, die Rede geliebter Menschen, ein guter Wandel und angenehme Unterhaltung."

Seine Gemahlin erzählte: „Ich traf Magadhā in einem bei ihrem Hause stehenden Tempel an, wo ein Schelm sie festhielt, und sagte zu ihr: „Was tust du hier, Schöne? Du siehst ja ganz sorgenvoll aus!" Sie sah mich liebevoll an und sagte zu mir mit stammelnder Stimme: „Bester Mann, ich saß im Hofe meines Hauses. Da kam der Mann dort, tat, als sei er bereit, mir zu dienen, und setzte sich neben mir nieder. Harmlos wie ich bin, sagte ich zu ihm: „Massiere mir doch den Leib! Ich geb' dir was dafür!" Er entledigte sich der Aufgabe mit gutem Geschick, und ich sagte zu ihm: „Laß dir drinnen zu essen geben!" Er antwortete mir: „Nein, gib mir was!" Ich bot ihm bis zu 100 Dramma[1]; der Schelm aber forderte immer nur sein „was". Und jetzt hält er mich hier fest und läßt mich keinen Schritt weitergehen." — Als ich das hörte, Geliebter, da dachte ich: „Wenn ich ihr zu Hilfe komme, so fördere ich mein eigenes Vorhaben." Ich flüsterte ihr also ein paar Worte ins Ohr und sagte dann laut: „Geht ihr beide jetzt nur nach Hause und eßt und kommt um 3 Uhr wieder; dann will ich euren Streit entscheiden." Die beiden entfernten sich; ich aber war so müde, daß ich an Ort und Stelle schlief, bis sie um 3 Uhr, nachdem sie gegessen hatten, wiederkamen. Magadhā weckte mich. Durch eine ihrer Sklavinnen ließ sie einen verdeckten Krug im Tempel niedersetzen und brachte einige Zeugen, und der Schelm verlangte vor diesen Zeugen das versprochene „was". Darauf sagte Magadhā zu ihm: „Das ‚was' steckt in diesem Krug; geh selbst und hole dir's!" Eine neugierige Menge drängte sich um uns. Er aber begab sich ins Innere des Tempels, öffnete den Krug und griff mit seiner Hand hinein. Da hing auch schon an seiner Hand eine Schlange, welche sich im Kruge befand. Schnell zog er seine Hand zurück und rief: „Da ist was drinnen!" Magadhā aber sagte: „Nun, so nimm dir nur dein ‚was'! Jetzt sind wir quitt!" Die Zuschauer jubelten: „Er hat den

[1] Drachmen, Dirhem.

verdienten Lohn erhalten! Das war gescheit!" Darauf führten sie den Schelm in den Tempel der Tōtalā[1].

Mich aber führte Magadhā nach ihrem Hause. Als ich davor stand, sagte ich: „Ich gehe nicht mit hinein; denn in deiner Wohnung verbirgt sich jemand, auf dem der Zorn des Königs lastet." Da hielt sie mich für einen Astrologen, fiel mir zu Füßen und flehte mich an: „Verrate es niemand; du bist doch ein Ehrenmann! Auf Grund unserer früheren Freundschaft hat sich Kanakawatī, nachdem sie die Königstochter umgebracht, in mein Haus geflüchtet. Wie du mich nun aus den Händen des Schelmen befreit hast, so entferne auch sie aus meinem Hause! Gleicht sie doch einem brennenden Schafe!" Ich antwortete ihr: „Bringe mich heimlich mit ihr zusammen." Darauf bewirtete sie mich aufs liebevollste und führte mich, als es Nacht geworden, zu Kanakawatī. Kaum hatte diese mich erblickt, so ließ sie ihrer Mannstollheit die Zügel schießen. Ich sagte zu ihr: „Ich habe einen Freund; einen tüchtigen Mann, der sich verheiraten möchte. Wende dich an den!" Sie fragte: „Wer seid ihr beide denn?" Ich gab zur Antwort: „Wir sind zwei Jünglinge aus der Kriegerkaste und hier fremd." Darauf sie: „Auch ich bin aus der Kriegerkaste, die Gemahlin eines Königs sogar." Und als ich mich erkundigte, wie sie in dieses Haus gekommen sei, erzählte sie mir ihre ganze Geschichte und bat mich, sie mit meinem Freunde zusammenzubringen. Ich sagte zu ihr: „So komm denn mit!" Sie erwiderte: „Die Nacht ist beinahe zu Ende. Nun habe ich aber ein Perlenhalsband, „Glücksfülle" geheißen, in der Ruhmessäule verborgen. Bei Tage darf ich nicht dorthin gehen. Drum, bester Mann, bleib hier bis zur Abenddämmerung; ich will dich am nächsten Abend begleiten." Auch Magadhā bat mich eindringlich darum. So blieb ich denn und wurde gut

[1] Name einer Göttin. Welche Bewandtnis es mit ihr hat, ist mir unbekannt. Vermutlich soll er dort von dem Schlangenbiß geheilt werden. Alle übrigen Fassungen haben dieselbe kurze Angabe wie unser Text, nur die Gudscharātī-Fassung sagt ausdrücklich, daß es sich um eine Göttin handelt (S. 128, 27): „Sie brachten den Mann vor das Tor einer Göttin namens Totil."

bewirtet. Am nächsten Abend holte Kanakawatī das Halsband und begleitete mich nach dem Tempel. Ich ging voraus und kam zu dir. Da sagtest du, Geliebter: „Ich mag ihr Gesicht nicht wiedersehen", und entferntest dich. Darauf kam Kanakawatī; ich sagte zu ihr: „Sei still! Es sind Räuber in der Nähe!"

In ihrer Angst übergab sie mir das Perlenhalsband und das andere Geschmeide und was sie sonst an Wertgegenständen bei sich trug. Ich nahm das Halsband und ein Mieder, band alles andere zu einem Bündel zusammen und legte es in die Lade, die die Räuber gebracht hatten. Dann steckte ich auch Kanakawaṭī hinein, legte das Schloß davor und holte dich, Geliebter! Wir hoben die Lade auf und setzten sie in den Fluß, in dessen Flut sie fortschwamm. Denn:

> Gegen Bösewichter und Dornen hilft nur zweierlei:
> entweder man zertritt ihnen den Kopf mit seinem Schuh,
> oder man entfernt sie.

Darauf wischtest du mir mit deinem Speichel das Stirnzeichen ab, und ich nahm meine natürliche Gestalt wieder an. Auf deine Weisung hin salbte ich meinen Leib mit köstlichen Salben und schmückte mich mit einem seidenen Kleid, mit Ohrringen, mit dem Mieder und dem Perlenhalsband. Dann gabst du mir den Verlobungskranz und anderes, stecktest mich in den Hohlraum, welchen die beiden Hälften des Stammes bildeten, und wiesest mich an, den Zapfen herauszuziehen, sobald du auf einer Laute spielen würdest. Und nun berichte du, Geliebter, was du darauf tatest!"

Darauf erzählte der Königssohn: „Ich schloß nun die beiden hohlen Hälften des Stammes aneinander, gab dem Ganzen die Form einer Säule und strich sie mit bunten Farben an. Da kamen die Räuber mit neuer Beute herzu. Ich winkte ihnen und trat auf sie zu. Sie fragten mich nach der Lade, die sie mit einem Wächter zurückgelassen hatten. Ich reichte ihnen Betel[1] und sagte dann zu ihnen: „Wenn ihr mir diese Säule vor das Osttor der Stadt tragt, so will ich

[1] Zum Zeichen des Bündnisses; vgl. S. 129, Anm. 1.

euch sagen, was aus der Lade geworden ist." Sie hoben die Säule auf und trugen sie an den von mir bezeichneten Ort. Um nun dem als Wächter zurückgelassenen Räuber das Leben zu retten, sagte ich darauf zu den anderen, indem ich log: „Euer Spießgeselle hat die Lade in den Fluß und sich auf sie gesetzt und ist auf ihr davongeschwommen. Ich habe das aus meinem Versteck mit angesehen." Da machten sie sich sogleich an seine Verfolgung; ich dagegen blieb bei der Säule und bewachte sie. Als es Tag geworden war, begab ich mich zum König."

Als der Prinz das erzählt hatte, fuhr er fort: „Der arme Bursche — ich meine den Räuber — steckt noch in der Spitze des Tempelturms. Warte einstweilen hier; ich will gehen und ihn herausholen." Doch seine Gemahlin wollte nicht bleiben. Da sagte der Prinz zu Wēgawatī: „Mutter, wenn der König kommt, so sage zu ihm: „Der Prinz hatte der Göttin ein Dankopfer gelobt; das bringt er ihr jetzt dar. Sobald er es getan hat, will er zurückkommen."

Mit diesen Worten machte sich der Prinz, von seiner Gemahlin begleitet, auf den Weg. Inzwischen hatte der König die Kamelstuten rittfertig satteln lassen und kam kurz nach dem Weggang seines Schwiegersohnes wieder in den Palast. Auf Grund der Mitteilung, welche die Amme ihm gemacht hatte, wartete er bis Mitternacht; aber die jungen Eheleute kamen nicht zurück. Da ward der König sehr besorgt, machte sich auf die Suche und schickte auch seine Leute nach ihnen aus. Nirgends indessen fand sich eine Spur der Verschwundenen. Der König ward sehr betrübt und dachte: „Wie wenn ein Blitzstrahl aufleuchtet und in einem Augenblick sichtbar und wieder unsichtbar wird, so ist es mir mit den beiden ergangen. Ich bin also das Opfer irgendeines Gottes oder eines Gauklers geworden, der mir Trugbilder der Prinzessin und des Prinzen vorgespiegelt hat, um mich vom Selbstmord zurückzuhalten." So klagte und weinte er. Aber Wēgawatī sagte zu ihm: „Die beiden waren wirklich die Prinzessin und der Prinz und keine Trugbilder." Diese Versicherung veranlaßte den

König nochmals, am Fluß, in anderen Ländern und überall sonst zu suchen und suchen zu lassen, und so schickte er denn mit den gesattelten Kamelstuten den Prinzen Malajakētu zu König Schūrapāla, um dort Nachforschungen anzustellen.

Mahābala hatte indessen die Stadt verlassen, und als er nach dem Leichenverbrennungsplatz[1] ging, sagte er zu seiner Gemahlin: „Es schickt sich nicht, daß Frauen an solcher Stelle zur Nachtzeit umhergehen. Ich will dich wieder in einen Mann verwandeln.“ Bei diesen Worten rieb er seine Zauberpille mit Mangosaft ein, machte seiner Gemahlin damit ein Stirnzeichen und verwandelte sie dadurch in einen Mann. Darauf betraten sie den Tempel der Göttin und ließen den Räuber heraus. Dieser fiel ihnen zu Füßen, dankte ihnen und kehrte nach Hause zurück.

Als sie darauf unter den Feigenbaum kamen, der vor dem Tempel stand, hörten sie, wie sich auf diesem Gespenster unterhielten. Weil Mahābala nun fürchtete, sie könnten das Perlenhalsband rauben, nahm er dieses seiner Gemahlin vom Halse und band es sich unter seinem Gewand um die Hüften. Dann sagte er zu ihr: „Hör' jetzt darauf, Geliebte, was die Geister sagen!“ Dann traten sie beide in den hohlen Stamm des Feigenbaums und lauschten. Eins der Gespenster sagte: „Paßt auf! Ich komme eben aus der Stadt Prithwīsthāna. Nun hört, was dort vorgeht! Der Sohn des Königs von Prithwīsthāna hat sich entfernt, um ein Perlenhalsband zu suchen, und wenn die Sonne aufgeht, so erscheint der fünfte Tag seit seiner Entfernung. Wenn bis dahin seine Mutter keine Nachricht über den Verbleib des Halsbandes und ihres Sohnes hat, nimmt sie sich das Leben. Der König aber folgt ihr samt seiner Umgebung in den Tod. Das wird also ein wunderbares Schauspiel; da müssen wir hingehen. Denn wir können dort nach Herzenslust schwelgen in Blut und Fleisch.“ Als er das gesagt hatte, stießen sie alle zusammen einen Schrei aus, und der Feigenbaum stieg in die Luft empor. Da der Prinz und seine Gemahlin sich in seiner Höhle

[1] Auf diesem steht der Tempel der Dēwī; s. Einl. S. 8.

befanden, so machten sie in aller Gemächlichkeit die Reise mit. Einen Augenblick später hielt der Baum an einem Ausläufer des Alambagebirges in der Umgebung der Stadt Prithwīsthāna, und die Gespenster begaben sich in den Tempel des Jakscha[1] Dhanandschaja.

Die beiden jungen Männer verließen den hohlen Stamm, traten in den Bananenwald, der vor ihnen lag, und warteten da. Der Baum dagegen erhob sich durch das Machtgebot der Gespenster und flog wieder empor, um sich an seinen Ort zurückzubegeben. Da vernahm der Prinz eine klagende Frauenstimme, und weil er ein mitleidiges Herz hatte, sagte er zu seiner Gemahlin: „Bleib einstweilen hier; ich komme gleich wieder." Mit diesen Worten entfernte er sich und ging der Stimme nach. Malajasundarī dagegen wartete und wartete in ihrer Jünglingsgestalt und spähte auf den Pfad, den der Prinz gegangen war. Die Nacht verging: aber kein Prinz ließ sich erblicken.

Da dachte sie: „Die Sehnsucht nach seinen Eltern wird ihn in sein Vaterhaus getrieben haben"; und deshalb machte sie sich auf, um gleichfalls nach der Stadt zu gehen. Der Polizeibeamte, welcher die Wache am Tore hatte, dachte: „Was ist das für ein Mann, wie ich noch keinen gesehen[2]?" und hielt sie an. Er bemerkte, daß der Fremde Ohrringe und Kleider trug, welche Mahābala gehörten, und fragte ihn: „Wer bist du?" Malajasundarī gab ihm keine Antwort. Da ward sie dem König vorgeführt. Auch der König staunte bei ihrem Anblick und fragte sie: „Wer bist du?" Sie aber dachte: „Wenn ich die Wahrheit sage, so wird jedem unwahrscheinlich vorkommen, was ich erlebt habe. Wer wird es mir glauben? Darum kann ich über mich keine Auskunft erteilen, bevor mein Gemahl wieder bei mir ist." Auf Grund dieser Überlegung sagte sie: „Ich bin ein guter Freund des Prinzen; er hat mir diese Kleider geschenkt." Da freute sich der König und rief: „Wo ist er?" Sie sagte: „Auf einem Spaziergang ir-

[1] Eine niedere Götterklasse; Einl. S. 8. [2] Das bezieht sich, wie sich aus dem Verlauf ergibt, auf seine Schönheit.

gendwo in der Nähe." Der König sprach: „Wenn das wahr wäre, wie wäre es möglich, daß er nicht zu uns käme? Er sehnt sich doch nach uns. Wir haben ihn überall suchen lassen und ihn doch nirgends entdecken können. Sicherlich ist ihm irgendein Unglück zugestoßen. Bist du aber sein Freund, wie willst du es dann erklären, daß dich hier niemand kennt?" Auf diese Fragen wußte Malajasundarī nichts zu antworten.

Der König fuhr fort: „Der Mann ist offenbar ein Bruder oder Sohn des im Alambagebirge hausenden Räubers Lōbhasāra, der dem Prinzen vor dessen Verschwinden Geschmeide und Kleider und anderes Eigentum gestohlen hat und den wir gestern haben hinrichten lassen. Die Bande hat meinen Sohn ermordet und seiner Kleider beraubt. Darum soll auch dieser Schurke an derselben Stelle hingerichtet werden, wo der andere gerichtet worden ist."

Als Malajasundarī das vernahm, dachte sie: „O weh! Da bin ich schon wieder in Lebensgefahr geraten! Wie seltsam spielt doch das Schicksal mit den Menschen!" Und sie dachte an die Strophe, welche Mahābala sie gelehrt hatte[1]. Aber die Minister sagten: „Majestät! Dieser Jüngling von himmlischer Schönheit mit seinem jugendlich offenen Wesen ist gewiß kein Räuber.

> An der äußeren Erscheinung, den Gebärden, den Bewegungen und der Rede, an den Veränderungen von Augen und Mund erkennt man die im Innern verborgene Seele.

Das Kleid, welches er trägt, gehört allerdings dem Prinzen. Unter diesen Umständen bleibt uns nur übrig, ihn einem Gottesurteil zu unterziehen. Geht er aus diesem gerechtfertigt hervor, dann kann Euch niemand etwas vorwerfen."

Darauf gingen im Auftrage des Königs Schlangenbeschwörer ab, um eine Schlange zu holen; der König aber begab sich mit Malajasundarī und von allen Bewohnern der Stadt begleitet zum Gottesurteil nach dem Tempel des Jakschas Dhanandschaja.

Da kam eine Sklavin der Königin und meldete dem König:

[1] S. oben S. 207.

„Majestät! Die Königin läßt Euch sagen: ‚Der fünfte Tag ist heute angebrochen, ohne daß wir eine Nachricht von der Perlenkette oder von dem Prinzen erhalten hätten. So schicke ich mich denn an, mich in einen Abgrund zu stürzen. Verzeih mir, wenn ich mich gegen dich vergangen haben sollte; ohne die Perlenkette und ohne den Prinzen aber ist mir das Leben unerträglich.'" Der König erwiderte: „Schönes Kind, sage in meinem Namen zur Königin: ‚Die Leute, welche ich ausgesandt habe, den Prinzen zu suchen, sind noch nicht zurückgekehrt. Wir wollen bis zum Ende dieses fünften Tages noch auf ihn warten.' Von diesem wunderbaren Manne habe ich des Prinzen Ohrringe und Kleider erhalten. Zeige sie der Großkönigin. Wir werden diesen Mann einem Gottesurteil unterwerfen." Die Sklavin nahm die Kleider des Prinzen, überbrachte sie der Königin und richtete die Botschaft des Königs aus. Da begab sich auch die Königin in das Heiligtum des Jakschas, um Zeugin davon zu sein, wie sich der Mann dem Gottesurteil unterzog.

Jetzt kamen die Schlangenbeschwörer zurück mit einem großen Krug, in welchen sie eine fürchterliche große Schlange gesteckt hatten, die schwarz war wie Ruß[1]. Malajasundarī, die sich gereinigt hatte, schritt in ihrer hoheitsvollen Gestalt, von Kriegern umringt, auf den Krug zu. Als das die Königin und das Volk sahen, riefen sie: „Eher entsteht ein Brand aus Amrita, eher regnet es aus dem Monde glühende Kohlen[2], als daß dieser Mann eines Raubes fähig wäre. Er darf dem Gottesurteil nicht unterworfen werden!" Der König erwiderte: „Was wollt ihr, Leute? Ist der Mann unschuldig, so wird er ja gerade durch das Gottesurteil gerechtfertigt werden."

Darauf schickte Malajasundarī in Gedanken jene Strophe[3] als Gebet zu dem Gotte empor, der alles regiert, öffnete den Krug und faßte die Schlange mit ihrer Hand. Die Schlange

---

[1] Eine schwarze Kobra; S. 33, Anm. 1. [2] Amrita ist kalt. Vom Monde, in dem es enthalten ist (Einl. S. 5), gehen darum nach indischem Glauben kalte Strahlen aus. [3] Oben S. 207.

aber blieb ruhig wie ein Strick und sah ihr nur mit liebevollem Blick ins Angesicht. Da klatschte alles Volk in die Hände, zum Zeichen, daß alle den Beklagten für gerechtfertigt hielten. Die Schlange aber brachte aus ihrem Rachen jenes Perlenband „Glücksfülle" hervor und legte es dem Jüngling um den Hals.

Da sahen sich der König, die Königin und alle anderen staunend in die Gesichter. Die Schlange jedoch leckte dem Jüngling mit ihrer Zunge das Stirnzeichen ab, und augenblicklich zeigte sich Malajasundarī in ihrer wahren Gestalt. Dann aber bedeckte die Schlange Malajasundarīs Haupt mit ihrer Haube, die sie spreizte wie einen Schirm. Die Zuschauer vermochten das Wunder nicht zu fassen, das sich hier in der Verwandlung des Jünglings und dem Verhalten der Schlange vor ihren Augen abspielte.

Der König dachte: „Es war doch nicht recht von mir, daß ich das Gottesurteil anordnete. Die beiden sind offenbar zwei Götter, die aus irgendeinem Grunde in meiner Stadt ihre Kurzweil treiben. Woher aber kommt der Perlenschmuck?" Er warf der Schlange duftende Aloe zu und huldigte ihr mit Blumen und anderen Opferspenden; dann sagte er: „Gib die Schlange frei, schöne Frau!" Sie legte die Schlange nieder. Darauf stellte der König eine Schale voll Milch vor sie hin und sprach: „Heiliger Gott, vergib mir meine Sünde! Genieße die Milch!" Und als sie die Milch getrunken hatte, ward sie auf Befehl des Königs von den Schlangenbeschwörern wieder nach dem Orte gebracht, an dem sie sie gefangen hatten.

Darauf sagte der König zu Malajasundarī: „Schöne Frau! Erst trugst du Mannesgestalt; vor unseren Augen aber hast du dich in ein Weib verwandelt. Sprich, wer bist du? Sprich die Wahrheit!" Die Angeredete dachte: „Nur wenn der Prinz mit seinem Speichel mein Stirnzeichen entfernt, kann ich meine natürliche Gestalt wiedererlangen. Jetzt aber habe ich sie dadurch wiedergewonnen, daß eine Schlange mich beleckte. Nun, dann war die Schlange eben mein Gemahl! Was ist geschehen? Und wie ist alles das gekommen? Doch ich will nur

das sagen, was ich wirklich weiß." Deshalb sprach sie: „Ich bin Malajasundarī, die Tochter des Königs von Tschandrāwatī." Der König erwiderte: „Das kann nicht stimmen. Denn deine jetzige Aussage steht mit deiner früheren Auskunft im Widerspruch. Gestern erst hat, wie wir wissen, die Selbstwahl der Tochter des gesegneten Wīradhawala stattgefunden. Wärest du die Prinzessin, wie wärest du dann ganz allein hierhergekommen, und wie könntest du schon heute hier sein? Wärest du es wirklich, so müßte dir doch jemand gefolgt sein! All das steht doch unter sich im offenbaren Widerspruch." Darauf wandte er sich zur Königin und sprach: „Nimm sie samt dem Perlenhalsband mit dir, Gemahlin, und bewahre sie in deiner Wohnung." Die Großkönigin erwiderte: „Was soll ich mit der Perlenkette anfangen, wenn ich den Prinzen nicht habe. Ha! Ich habe ihn ausgesandt, den Halsschmuck zu holen. Es ist, als hätte ich ganz zwecklos eine Perle ins Meer geworfen, um einen Stein zu gewinnen. Was soll ich jetzt tun, wenn ich am Leben bleibe?" Aber der König sagte: „Da wir den Schmuck jetzt wiederhaben, so wird sich vielleicht auch der Prinz wieder einfinden. Bis morgen wollen wir vorläufig nicht weiter über die Sache reden." Die Königin mußte also mit Malajasundarī in ihre Wohnung gehen und sich zur Mahlzeit bequemen.

Als der Tag und die folgende Nacht vergangen waren, kamen am Morgen die ausgesandten Späher zurück und meldeten: „Wir haben den Prinzen nirgends zu finden vermocht." Jetzt hatten der König und die Königin alle Hoffnung verloren und begaben sich nach dem Fuße des Alambagebirges, um dort den Tod zu suchen. Da kamen einige Männer herbeigeeilt und sagten zum König: „Majestät! Vor dem Tempel des Jakschas Dhanandschaja am Ufer der Gōlā, an dem Feigenbaum, an welchem der Räuber Lōbhasāra[1] gehängt worden ist, haben wir den Prinzen hängend gefunden, die Füße nach oben zwischen zwei dicken Ästen gespreizt, den Kopf nach unten, wie eine Fledermaus."

[1] S. oben S. 231.

Sogleich ging der König mit Malajasundarī, der Königin, den Bürgern und den anderen nach dem Feigenbaum, und als er den Prinzen wirklich in der geschilderten Lage erblickte, brach er in Tränen aus: „Mein lieber Sohn! Wie bist du in diesen Zustand geraten, trotzdem doch ich hier König bin! Wehe! Nicht ohne Gewalttat seiner Arme ist der Räuber gehängt worden[1]!" Dann ließ er einen Zimmermann holen, die Äste absägen und den Prinzen behutsam herabnehmen. Die Mutter weinte, daß die Himmelsgegenden mit ihr weinten, setzte sich nieder und nahm ihren Sohn auf ihren Schoß. Durch Massieren seines Körpers, durch Befächeln mit kühlem Wind und Waschen mit kaltem Wasser ward es erreicht, daß der Prinz die Augen aufschlug. Allmählich kamen ihm das Bewußtsein und die Sprache wieder. Als er seine Mutter, seinen Vater und seine Gemahlin sah, ward er froh und erzählte, was ihm begegnet war.

Als er bis zu dem Punkte gekommen war, wo er die klagende Stimme vernommen hatte, richtete er seinen Blick auf seine Gemahlin und fuhr fort: „Ich ging der Stimme nach und traf einen Jōgin[2], welcher darüber war, sich einen Zauber anzueignen. Er stand auf und sagte zu mir: „Vernimm, du Held! Ich habe alle Vorbereitungen getroffen. Leihe mir nun einen Augenblick deinen Beistand zur Vollendung meines Zaubers. Gelingt die Vollendung, so ist das Ergebnis ein goldener Mann[3]." Ich erbarmte mich seiner und versprach ihm meine Hilfe. Denn:

> Was hat das Dasein von Leuten für Zweck, die nicht einmal die Fähigkeit besitzen, ihren eigenen Leib zu füllen? Aber ebenso zwecklos ist das sehr fähiger Leute, die trotz ihrer Fähigkeit nicht anderen helfen.

Der Jōgin sagte zu mir: „Wohlan! Wo das Weib weint, da

[1] Dieser Text ist offenbar verderbt. Die Prākritquelle hat (Str. 695f.): „O mein Kind, mein Kind! Wie bist sogar du in so schlimme Lage geraten? Auf der einen Seite der gehängte Räuber, auf der anderen erleidest du Pein! Wehe, wehe über mein Königtum! Wehe, wehe über dies mein Heldentum [meine Herrschergewalt]!" [2] Einl. S. 7. [3] Einl. S. 7.

hängt an einem Feigenbaum ein mit guten Körperzeichen versehener Räuber. Den bringe hierher!" Da ging ich hin, begleitet von meinem Schwerte. Unter dem Feigenbaum traf ich eine Frau an, welche weinte. Ich fragte sie: „Wer bist du, und weshalb weinst du?" Sie antwortete: „Ich bin dieses Räubers Weib. Heute erst hatte ich mich mit ihm verheiratet; aber schon am Abend geschah es, daß der König ihn festnehmen und hinrichten ließ. An diesem einzigen Tage aber hat er mir eine so wunderbare Liebe bewiesen, daß Worte zu schwach sind, um es zu schildern. Verhilf mir zu der Möglichkeit, sein Antlitz mit Sandel zu salben." Da ließ ich die Frau auf meine Schulter steigen. In der Leiche aber steckte ein Gespenst, und so kam es, daß sie dem Weibe die Nase mit den Zähnen packte. Die Frau zog ihr Gesicht zurück; aber ihre Nasenspitze blieb im Munde des Leichnams. Sie kreischte und heulte entsetzlich; ich aber konnte das Lachen nicht verbeißen. Da sagte der Leichnam zu mir: „Ha, Bursche! Lachst du über mich? In der kommenden Nacht wirst du selbst hier gehängt werden!" Als ich das hörte, kam doch ein gelinder Schrecken über mich.

Die Frau kletterte von meiner Schulter wieder herab und fragte mich nach Namen und Wohnung und nach meinen sonstigen Verhältnissen. Dann sagte sie: „Sobald meine Nase geheilt ist, Prinz, werde ich dir des Räubers gewaltige Schätze zeigen, welche sich in seiner Höhle befinden." Nach diesen Worten entfernte sie sich. Ich dagegen stieg auf den Feigenbaum und löste die Schlinge, in welcher der Räuber hing. Als ich aber wieder unten war, sah ich, daß der Räuber wieder oben hing. Da stieg ich nochmals auf den Baum, schnitt den Strick durch, packte die Leiche an ihren Haaren, nahm sie so vom Baume mit herab, legte sie auf meine Schulter und brachte sie dem Jōgin.

Der Jōgin badete den Leichnam, salbte ihn mit Sandel und legte ihn in eine flache Grube, in der ein helles Opferfeuer flammte. Er aber murmelte in tiefer Andacht eine Zauberformel[1]. Als die Nacht zu Ende ging, flog der Leichnam mit

[1] Statt „in tiefer Andacht" kann der Sinn auch sein: „im Geiste".

gellendem Lachen in die Luft empor, kehrte nach dem Feigenbaum zurück und hing wieder daran, wie vordem. Am Morgen sagte der Jōgin zu mir, indem er mir seine Ehrfurcht bezeigte: „Jetzt ist mir's nicht gelungen, den Zauber zu vollenden; in der kommenden Nacht aber wird er vollendet werden. Das kann aber nur geschehen, wenn du mir nochmals deinen Beistand leihst." Ich versprach, ihm wieder zu helfen. Denn:

> „Gebier keinen Sohn, o Mutter, der sich zu einer Bitte an andere herbeiläßt! Einen solchen aber, der Bitten abschlägt, empfange nicht einmal in deinem Leibe!"

Darauf sagte der Jōgin zu mir: „Wenn du bei mir bleibst, werden mich die Leute für einen Betrüger halten[1]. Ich will dir darum jetzt eine andere Gestalt geben." Als er das gesagt hatte, nahm ich das Perlenhalsband in meinen Mund; er machte mir mit dem Saft von allerlei Wurzeln u. dgl. ein Stirnzeichen und verwandelte mich dadurch in eine Schlange. Dann steckte er mich in eine Höhle. Als ich drinnen war, kamen Schlangenbeschwörer, bannten mich durch einen Zauberspruch und brachten mich an die Stelle, wo das Gottesurteil stattfinden sollte, zum Zwecke desselben. In dem Manne, der sich ihm unterziehen sollte, erkannte ich meine Gemahlin, die ich selbst in einen Jüngling verwandelt hatte. Darum gab ich die Perlenkette aus meinem Munde, legte sie ihr um den Hals und zerstörte ihr Stirnzeichen mit meinem Speichel. Dadurch ward der Mann wieder zur Frau; hier ist sie: es ist eure Schwiegertochter."

Als das der König, die Königin und die alten Angehörigen der Familie hörten, nahmen sie die junge, tief verschleierte Frau auf ihren Schoß[2] und sagten: „Liebes Kind! Du stammst aus so edlem Hause, und wir haben dich behandelt, wie es nur gegen jemand gerechtfertigt wäre, der zu unseren Fein-

---

[1] Mānikjasundara: „Sieht dich aber am Tage jemand bei mir, so wird er denken: ‚Der Jōgin will den Prinzen betrügen.' Der König wird es erfahren, und es ergeht mir übel." [2] Symbol der Aufnahme in die Familie als Schwiegertochter.

den gehörte! Verzeih uns unsern Fehl! Aber die Wirkungen unserer guten Werke sind sichtbarlich erwacht; denn trotz der schrecklichen Gefahr, in welcher du schwebtest, kannst du jetzt deinen Sieg verkünden." Da fiel ihnen mit ihres Gemahls Erlaubnis Malajasundarī huldigend zu Füßen, während sie die junge Frau mit Segenswünschen überhäuften. Die Königin beschenkte ihre Schwiegertochter vor aller Augen mit himmlischen Gewändern und Geschmeiden und bewirtete sie. Dann fuhr auf des Königs Bitte hin der Prinz in seiner Erzählung fort:

„Du hast mich in meiner Schlangengestalt wieder nach der Höhle tragen lassen, in welcher ich nun den Tag verbrachte. Am Abend tilgte der Jōgin mein Stirnzeichen mit Arkasaft[1], und ich war wieder gestaltet, wie vordem. Ich ging und holte die Leiche, und er machte sich daran genau wie das letztemal, seinen Zauber zu vollenden. Auf einmal erschien, als es Mitternacht war, mit entsetzlichem Kampfgeschrei eine Göttin in der Luft[2]. Sie rief: „Mit unreiner Leiche willst du Tor mich dir aneignen[3]! So genieße denn die Frucht deiner Verletzung des Rituals!" Mit diesen Worten schwang sie den Jōgin empor und schleuderte ihn in seine Feuergrube. Dann sagte sie: „Wer könnte es über sich gewinnen, einen so holdseligen Jüngling zu töten?" Sie packte mich aber bei den Beinen, trug mich hierher und hängte mich an dem Feigenbaum auf. Dann verschwand sie. Die Leiche flog von selbst empor und hängte sich wieder an den Baum. So war also eingetroffen, was der Leichnam mir prophezeit hatte."

Alle Zuhörer hatte die Erzählung des Prinzen in Staunen gesetzt. Der König aber sprach: „Ihr habt zusammen den Zauber vollendet, mein Sohn. Zeige mir doch den Ort, wo es geschehen ist." Da erhob sich der Prinz und zeigte ihn seinem Vater, und in der Grube lag der Jōgin, in einen Mann aus

---

[1] Calotropis gigantea. [2] Die Göttin ist der leibhafte Zauber. Vgl. Einl. S. 7. [3] Die Unreinheit der Leiche bestand, wie das Mānikjasundara III, 21 ausdrücklich feststellt, darin, daß sie die abgebissene Nasenspitze des Weibes im Munde hatte.

purem Golde verwandelt. Bei diesem Anblick priesen alle den König und den Prinzen:

> Wenn ein Mann, der Hunderte von guten Werken vollbracht hat, selbst in die tiefsten Höhlengründe eines Gebirges hinabsteigt, so folgt ihm auch dahin Lakschmī[1] mit einem Lichtstümpfchen in der Hand.

Wenn man einem solchen goldenen Mann die Glieder abschneidet, so wachsen sie alle Tage wieder nach.

Darauf hielt der König unter großem Festesgepränge mit seiner Schwiegertochter und von dem Prinzen begleitet seinen Einzug in die Stadt. Er veranstaltete ein Glückwunschfest, welches zehn Tage lang gefeiert ward. In besonders hohem Maße sammelten die Menschen gute Werke, indem sie die Dschina verehrten, Gaben spendeten, den Mönchen huldigten und was der frommen Werke mehr ist. In jedem Hause wetteiferten die Bewohner, die Zeit festlich zu begehen. Nun traf auch Prinz Malajakētu[2] ein und mit seiner Schwester, deren Gemahl und dem König zusammen, und alle schwelgten in Lust und Freude.

Nachdem Malajakētu einige Zeit als Gast bei seinen Verwandten geweilt hatte, verabschiedete er sich von seiner Schwester, seinem Schwager und dem Herrscher, eilte in seine Vaterstadt zurück und erfreute durch seinen Bericht seinen Vater und dessen Umgebung. Mahābala und Malajasundarī aber verbrachten nun miteinander die Zeit im Vollgenusse der Sinnenlust.

Eines Tages saßen sie beieinander am Fenster; da sahen sie das Weib mit der abgebissenen Nase kommen. Mahābala sagte: „Das ist die Frau, mein Liebchen, deren Klagelaut ich damals nachgegangen bin." Malajasundarī erkannte sie und sprach: „Das ist doch Kanakawatī!" Und sie stand auf und trat hinter einen Vorhang. Das Weib kam ins Zimmer, grüßte den Prinzen mit einem Segensspruch und sprach: „Ich bin die Gemahlin des Königs von Tschandrāwatī. Einst zwang mich des Königs Zorn zur Flucht. Ich traf mit einem fremden

[1] Die Göttin des Glücks. [2] S. oben S. 229.

jungen Mann zusammen, der leider ein Schelm war. Ich ließ mich zu einem nächtlichen Stelldichein mit ihm im Tempel der Göttin am Ufer der Gōlā verleiten. Er gebot mir, zu schweigen, da Räuber in der Nähe seien, steckte mich in eine Lade, eignete sich aber vorher mein Mieder und mein Perlenhalsband an. Dann kam ein anderer Mann dorthin, mit dem er sich vorher verabredet hatte. Die beiden hoben die Lade auf, trugen sie an den Fluß und übergaben sie seiner Strömung. Am Morgen war sie bis an den Tempel des Jakscha Dhanandschaja geschwommen. Der Räuber Lōbhasāra entdeckte sie, öffnete das Schloß und zog mich heraus. Er behandelte mich achtungsvoll und führte mich in seine versteckte, mit Schätzen angefüllte Wohnung, welche in einer unzugänglichen Schlucht des Alāmbagebirges liegt. Dort machte er mich zu seinem Weibe. Die Liebesvereinigung wußte er derart zu gestalten, daß mein ganzes Herz daran[1] hing. Am Abend aber wurde er verhaftet — ich weiß nicht wo — und an einem Feigenbaum aufgehängt. In der Nacht begab ich mich an die Richtstätte, traf dort mit dir zusammen, und was dann geschah, das weißt du ja alles selbst. Komm nun und nimm seine gewaltigen Schätze entgegen, welche sich in der Berghöhle befinden!"

Darauf begab sich der Prinz mit dem König an Ort und Stelle und erstattete jedem der Eigentümer das geraubte Gut zurück. Dasjenige dagegen, zu dem sich kein Eigentümer fand, brachte er in seiner Schatzkammer unter. Der Nasenlosen setzte er so viel Geld aus, als sie zu ihrem Unterhalt benötigte. Sie begleitete den Prinzen zurück in seine Wohnung und erblickte dort die mit dem Perlenschmuck gezierte Malajasundarī. Da dachte sie: „Wie konnte die Verhaßte am Leben bleiben, da sie doch in den Brunnen gestürzt worden ist? Und wie kommt sie wieder zu dem Schmuck? Sie und der Prinz müssen darum die beiden sein, die ich dort als Feinde verfolgte." Während sie das dachte, sagte Malajasundarī zu ihr: „Wie kommst du hierher, Mutter?" Der Prinz aber bat

[1] Oder: an ihm.



sie, nicht weiter zu fragen und wies Kanakawatī ein leerstehendes Haus zur Wohnung an. Trotzdem lauerte sie auf jede Gelegenheit, sich an Malajasundarī zu rächen.

Nachdem eine lange Zeit verstrichen war, empfing Malajasundarī eine Frucht. Mahābala erfüllte ihr alle Schwangerschaftsgelüste[1]. Als der Monat ihrer Niederkunft herangenaht war, begab sich Mahābala im Auftrage seines Vaters auf eine Strafexpedition gegen den Wildenhäuptling Krūra. Seine Gemahlin wollte ihn begleiten; doch gelang es ihm schließlich, sie zum Bleiben zu bewegen, indem er sagte: „Ich werde bald wieder bei dir sein; denn ich kann ja auch die Trennung von dir nicht ertragen.“ Nachdem er so seine ganze Beredsamkeit aufgeboten hatte, übergab er ihr die Pille, mit deren Hilfe man sich verwandeln konnte, und brach mit seinen Streitkräften auf. Malajasundarī aber steckte die Pille in ihren Zopf.

Jetzt merkte Kanakawatī, daß ihre Zeit gekommen war. Unter irgendeinem Vorwand begab sie sich zu Malajasundarī und unterhielt sie mit Erzählungen und Gesprächen, welche ihr in ihrem Trennungsweh die Zeit verkürzten. Und weil die Prinzessin durch die Unterhaltung mit Kanakawatī sich auch die Nacht erträglich zu machen hoffte, so behielt sie sie bei sich. Am Morgen sagte Kanakawatī zu ihr: „Vergangene Nacht, liebes Kind, war eine Rākschasī[2] hier und wollte dich beschädigen. Da ich aber gewacht habe, so gelang es mir, sie zu vertreiben. Wenn dir's recht ist, so will ich mich in eine Rākschasī verkleiden und dafür sorgen, daß sie nicht wiederkommt.“ In ihrer Harmlosigkeit gab Malajasundarī ihre Zustimmung.

Nun wütete damals gerade eine heftige Pest in der Stadt. Der König fragte seinen Kanzler vergeblich um Rat. Da trat Kanakawatī vor ihn, als er allein war, und nachdem sie sich Straflosigkeit für das erbeten hatte, was sie ihm mitzuteilen gedachte, sagte sie zu ihm: „Majestät! Deine Schwiegertochter ist eine Rākschasī. Glaubst du es nicht, so kannst du dich durch den Augenschein überzeugen. In der Nacht läuft sie in der Gestalt der Pest nackt und schreiend im Hofe ihres Hauses

[1] Die Inder legen großen Wert darauf, daß dies geschieht. [2] Einl. S. 8.

umher. Dann tötet sie die Menschen. Morgen kannst du sie verhaften lassen."

Diese Mitteilung betrübte den König aufs höchste. Er sagte zu ihr: „Mein Haus ist besudelt; du darfst die Sache keinem Menschen erzählen!" Mit diesen Worten entließ er sie. Als die Nacht kam, bemalte sie sich mit Farben und richtete sich so zur Rākschasī her; dann sagte sie zu Malajasundarī: „Fürchte dich nicht und bleibe ruhig hier, aber ohne das Zimmer zu verlassen." Nachdem sie ihr diese Weisung gegeben hatte, nahm sie eine Fackel zwischen die Zähne, in die eine Hand einen Schädel, in die andere einen Dolch, eilte nackt in den Hof und gebärdete sich darin so, daß der König, welcher auf dem Dache eines anderen Hauses stand und alles mit ansah, ihre erstattete Anzeige für wahr halten mußte. Er ließ also ein paar Soldaten kommen und sagte zu ihnen: „Meine Schwiegertochter ist die Pest; packt sie bei den Haaren, schleppt sie gleich jetzt in der Nacht in den Raudrawald und bringt sie dort um; aber handelt so, daß niemand etwas davon gewahr wird! Dann werden die Menschen wieder sicher sein."

Sogleich eilten die Krieger, sich des Auftrags zu entledigen. Die Nasenlose aber floh, lief ins Haus und rief Malajasundarī zu: „Ach, Töchterchen! Der König ist wütend auf mich, weil ich ohne seine Erlaubnis die Nacht bei dir verbringe; verstecke mich nur schnell irgendwo!" Malajasundarī erbarmte sich ihrer, steckte sie, wie sie war, in eine Lade und legte ein Schloß davor. Da kamen auch schon die Soldaten herein und riefen: „Du bist's, Verruchte, die die Menschen umbringt!" packten die Prinzessin, schleppten sie auf einen Karren, fuhren sie in den Wald und setzten sie dort aus. Sie schrieb die Schuld an ihrem Unglück ihren Taten in einem früheren Dasein zu und sagte in Gedanken die Strophe her, welche der Prinz sie gelehrt hatte[1]. Sobald aber der Morgen graute, ließ der König das Haus seiner Schwiegertochter versiegeln. Dann ließ er nach der Nasenlosen suchen[2]; doch war sie trotz aller Nachforschungen nicht aufzufinden.

---

[1] S. S. 207. [2] Natürlich um sie zu belohnen.

Einige Tage darauf kam der Prinz zurück. Er hatte den Häuptling unterworfen. Nachdem er seinem Vater gehuldigt hatte, zog ihn die Liebe zu seiner Gemahlin zu ihr. Er wollte nach ihrem Hause eilen; aber sein Vater erzählte ihm, was mit ihr geschehen war. Da überwältigte der Schmerz den Prinzen. Er stöhnte tief auf und sagte: „Vater! Dein Verstand blickt sonst so weit; wie konntest du das tun! Konntest du nicht bis zu meiner Rückkehr warten! Du weißt natürlich nicht, welche Bewandtnis es mit der Nasenlosen hat und daß sie meine Feindin ist. Bringe sie vor mich!" Der König erwiderte: „Mein Sohn, sie ist seitdem verschwunden." Der Prinz sagte: „Und auf ihr Wort hin hast du deinen Stamm vernichtet! Die Verruchte hat eine Gelegenheit zum Trug gefunden; was hat sie getan!" Mit diesen Worten ging er nach seinem Hause.

Der König folgte ihm und sprach: „Du darfst mir keinen Vorwurf machen, mein Sohn, wenn meine Schwiegertochter eine Rākschasī war und ich sie bestraft habe. Sieh nun nach, ob deines Hauses Gut unangetastet ist!" Da besichtigte der Prinz alles, was sich in seinem Hause befand, und als er die Lade öffnete, fand er Kanakawatī darin in der Gestalt, in welcher sie in der Nacht im Hofe umhergelaufen war. Er zerrte sie an den Haaren heraus und schlug sie mit der Peitsche und anderen Gegenständen, bis sie selbst alles gestand, was sie getan hatte. Der König und die anderen waren sehr bestürzt, daß sie in bester Meinung solches Unheil angerichtet hatten. Der Prinz aber äußerte die Absicht, sich durch Verhungern oder irgendein anderes Mittel das Leben zu nehmen. Denn:

> Am Monde haften Flecken, die Stengel der Lotusblumen tragen Dornen, des Meeres Wasser kann man nicht trinken, die Gelehrten sind arm, von geliebten Menschen muß man scheiden, der Schöne findet kein Eheglück, der Gott des Reichtums ist geizig: alles, was kostbar ist, weiß das Schicksal zu beschädigen.

Der König und die übrigen wollten ihm in den Tod folgen, und unter den Bürgern herrschte die größte Bestürzung. Da kam ein Astrolog in die Stadt. Die Minister erzählten ihm,

was mit Malajasundarī geschehen war, und fragten ihn, ob sie vielleicht doch noch am Leben sei. Er prüfte die Konjunkturen und gab dann den Bescheid: „Sie ist noch am Leben und wird nach Jahresfrist mit dem Prinzen wieder vereinigt werden." Da herrschte allgemeine Freude.

Als der Prinz die Auskunft des Astrologen vernommen hatte, fühlte er sich wie neugeboren und fragte ihn: „Wo ist meine Gemahlin?" Der Gefragte erwiderte: „Das vermag ich nicht zu sagen." Da ließ der König die Soldaten kommen, sicherte ihnen Straflosigkeit zu und verhörte sie, und sie gestanden, daß die Furcht vor der Sünde, ein Weib zu töten und eine ungeborene Frucht zu vernichten, sie bewogen hatte, Malajasundarī im Walde auszusetzen und ihr das Leben zu schenken. Sofort sandte der König nach allen Seiten Leute aus, nach ihr zu suchen und teilte auch dem König Wīradhawala mit, was vorgefallen war. Aber die Späher kehrten zurück, ohne eine Spur der Gesuchten entdeckt zu haben. Da dachte der Prinz: „Mein geliebtes Weib ist im menschenleeren Walde ausgesetzt worden. Das Herz kann ihr gebrochen sein, oder wilde Tiere können sie gefressen haben. O meine Geliebte! Trotzdem du meine Gemahlin bist und mit mir solches Glück genossen hast, mußt du jetzt im Walde umherirren!" So klagte er in seinem Trennungsweh. Er nahm seinen treuen Gefährten, sein Schwert, machte sich mitten in der Nacht selbst auf, sie zu suchen, und suchte und suchte, wo er nur konnte.

Als Malajasundarī dort im Walde ausgesetzt worden war, gebar sie in ihrem tiefen Leid ein Söhnlein, von welchem ein heller Glanz ausstrahlte. Am Morgen ging sie an den Fluß, sich zu reinigen. Dann sammelte sie Früchte und ließ sich mit ihrem Kinde in einer von Schlinggewächsen gebildeten Laube nieder.

Da kam ein Karawanenbesitzer an jene Stelle, der Balasāra hieß. Er ließ seine Karawane rasten, ging eines körperlichen Bedürfnisses wegen an die Laube und fand darinnen zu seiner Freude die schöne junge Frau. Er fragte sie: „Wer bist du, Schöne? Ich bin ein Großkaufmann und wohne in der

Stadt Sāgaratilaka. Begleite mich unter mein Dach; es wird dein Glück sein!" Sie dachte: „Dieser freche Mensch ist noch jung. Er wird meine Keuschheit vernichten." Darum sagte sie: „Ich bin die Tochter eines Tschandāla[1], habe mich mit meinen Eltern gezankt und bin ihnen entlaufen. Hier habe ich einen Sohn geboren. Jetzt will ich zu meinen Eltern zurückkehren." Der Kaufmann aber war nicht dumm und dachte: „Was sie mir da sagt, ist eine Lüge; denn daß sie aus gutem Hause stammt, ergibt sich schon aus ihrer äußeren Erscheinung." Obwohl er also aus ihrer außergewöhnlichen Schönheit und ihren Körperzeichen[2] seine Schlüsse bezüglich ihrer Abkunft zog, entgegnete er ihr: „Ich werde keinem Menschen verraten, daß du keiner Kaste angehörst; und alle deine Worte sollen mir Befehle sein." So sprach er, nahm ihr das Knäblein aus dem Schoß und ging. Aus Liebe zu ihrem Söhnchen folgte sie ihm. In seinem Lager brachte er sie abgesondert von den andern unter und gab ihr zu ihrer Freude ihr Kind zurück. Auch wies er ihr eine Sklavin zu ihrer Bedienung zu. Als er weiterzog, sorgte er dafür, daß sie einen bequemen Sitz erhielt, und als er in seine Heimat und in sein Haus kam, wies er ihr mit der Sklavin und mit ihrem Kinde ein gesondertes Zimmer zur Wohnung an. Tag für Tag aber sagte er zu ihr: „Mach' mich doch zu deinem Gemahl, du holdes Weib! Du sollst die Gebieterin über allen diesen Reichtum werden, und ich will ewig dein Sklave sein. Da ich keinen Sohn habe, so sei dein Sohn der meine." Sie entgegnete ihm:

> „Mag doch all mein Hab und Gut zugrunde gehen und mein Leib zerstückelt werden: trotzdem werde ich meine Keuschheit nicht verletzen, welche rein ist wie des Mondes Licht."

Als sie ihn täglich so mit Verachtung strafte, packte ihn schließlich der Zorn, so daß er ihr ihr Söhnchen wegnahm und es seiner Gemahlin übergab, indem er zu dieser sagte: „Diesen Sohn hat uns die Gottheit des Waldes beschert." Dann gab er ihm den Namen Bala.

[1] Eines Kastenlosen. [2] S. 63f.

Malajasundarī dagegen ließ er auf ein segelfertiges Schiff bringen und nahm sie übers Meer nach einer Barbarenküste mit. Dort fragte er sie zum letztenmal, und da sie seine Werbung noch immer zurückwies, verkaufte er sie in eine Familie von Scharlachfärbern. Auch dort suchte man sie ihrer himmlischen Schönheit wegen zu verführen; aber sie dachte gar nicht daran, sich preiszugeben. Da schnitten ihr die Leute immer und immer wieder Wunden in den Leib, um ihr Blut zu gewinnen[1], und immer von neuem ward sie ohnmächtig.

Eines Tages fiel sie wieder infolge dieser Mißhandlung blutüberströmt und ohnmächtig zur Erde. Da kam ein Bhārundavogel[2] und trug sie fort. Während er in der Luft dahinzog, traf er mit einem zweiten Bhārunda zusammen, und da beide nach dem Fleisch begierig waren, fielen sie übereinander her, und Malajasundarī stürzte hinab. Sie fiel auf einen Elefantenfisch[3], welcher an der Oberfläche des Meeres dahinschwamm, erwachte aus ihrer Ohnmacht und dachte: „Wenn er im Wasser untertaucht, dann muß auch ich versinken." Darum betete sie laut zu den höchsten Göttern[4]. Da hörte auch der Fisch mit geneigtem Haupt das Gebet an, und indem er sich nach ihr umsah, schwamm er in einer bestimmten Richtung weiter. So ward sie ohne Unfall in die Nähe der Stadt Sāgaratilaka getragen.

Gerade befand sich Kandarpa, der König dieser Stadt, mit seinem ganzen Gefolge auf einem Ausflug am Gestade des Meeres und sah, wie ein Mensch von einem Fische dahergetragen ward. Alle staunten beim Anblick dieses großen Wunders. Als der Fisch sie aus der Meeresflut herausgetragen hatte, neigte er sich vor ihr, sandte ihr noch einen liebevollen Blick zu und schwamm wieder ins Meer zurück.

Der König ging auf sie zu, und da er trotz der Wunden, mit denen sie bedeckt war, sah, welcher Schatz von Anmut in ihr verkörpert war, fragte er sie: „Wer bist du, schöne Frau, und

---

[1] „Um damit Scharlachgewänder zu färben" (Māṇikjas). [2] Auch Bhāranda geschrieben, ein mythischer Riesenvogel. [3] = Dugona. [4] S. 214, Anm. 3.

wie bist du ins Meer gefallen? Du bist hier bei der Stadt Sāgaratilaka, die ich beherrsche." Bei diesen Worten war ihr erster Gedanke: „Hier befindet sich mein Sohn! Aber der König ist der Feind meines Vaters und meines Schwiegervaters. Ich darf mich ihm also nicht zu erkennen geben." Darum seufzte sie nur und schwieg; doch nannte sie auf des Königs Frage ihren Namen. Der König führte sie in seinen Palast, ließ sie von Sklaven und Sklavinnen bedienen, ihren Leib durch Säfte heilen, welche die Vernarbung der Wunden bewirkten, und schenkte ihr Kleider und Geschmeide. Sie aber lebte nur in religiösen Gedanken.

Nach einiger Zeit befahl ihr der König, erst durch seine Dienerschaft und dann persönlich, seine Hauptgemahlin zu werden; weigere sie sich, so werde er sich ihrer mit Gewalt bemächtigen. Da dachte sie: „Verflucht sei meine Schönheit, die mir überall nur Schmach einträgt! Denn:

> Die Menge der eigenen Früchte bricht dem Baum die Äste; das Rad, das der Pfau schlägt und das mit leuchtenden Flecken bedeckt ist wie der Himmel mit Sternen, zieht ihm den Tod zu; das edle Roß wird wie ein Ochse zum Zugtier erniedrigt, weil es einen flinken Gang hat. Gerade seine Vorzüge sind ja meist des Vorzüglichen Feinde.

So ist mir denn der Tod gewiß; denn meine Keuschheit lasse ich mir nicht rauben." Mit diesem festen Entschlusse sagte sie zum König: „Du sollst den Staatsbürgern ein Vater sein, die Schwachen stärken, dem Rechte die Bahn brechen; wie kannst du da solches Unrecht reden!" Sie mochte aber sagen, was sie wollte, die Liebe verblendete ihn, so daß er von seinen sündhaften Bemühungen nicht abstand. Da sagte sie zu ihm: „König! Wer keusche Frauen erzürnt, den vermögen sie in einem Augenblick in Asche zu verwandeln." Das gab ihm zu denken; aber er dachte: „Und wenn sie mich zu Asche verbrennt, ihre Liebe muß ich haben!" Und deshalb ließ er ihr seinen Antrag durch andere erneuern und erneuerte ihn auch selbst. Denn:

> Am Tage ist die Eule blind, in der Nacht die Krähe. Wen

aber die Liebe verblendet, der ist ein großer Sünder und blind bei Tag und bei Nacht.

Seine Werbungen aber unterstützte er dadurch, daß er ihr die seltensten Dinge zum Geschenke sandte.

Eines Tages saß der König in seinem Schloßhof; da fiel aus dem Schnabel eines durch die Luft dahinziehenden Papageis eine reife Mangofrucht in seinen Schoß. Der König dachte: „Jetzt im Monat Phālguna[1] kann der Mango nur von dem ununterbrochen fruchtenden Mangobaum stammen, welcher sich auf dem bei meiner Stadt befindlichen Tschhinnatankagebirge befindet. Der Papagei wird mit der Frucht dort aufgeflogen sein und sie hier verloren haben. Soll ich sie selbst essen, oder nicht?" Er besann sich; dann rief er ein paar Soldaten herbei und befahl ihnen: „Bringt die Frucht Malajasundarī und führt diese in meinen Harem! Heute will ich mit Gewalt ihre Liebe erzwingen!" Die Soldaten führten den Auftrag aus.

Beim Anblick des Mango freute sich Malajasundarī. Sie zog ihre Zauberpille aus ihrem Haar, rieb sie mit dem Safte der Frucht ein, machte sich damit ein Stirnzeichen, nahm dadurch eine herrliche Mannesgestalt an und setzte sich. Die Haremswächter bemerkten, wie die Haremsdamen, von seiner Schönheit ergriffen, allen Halt verloren und meldeten den Vorfall dem König. Dieser war höchst erstaunt, begab sich in den Harem und sah den Mann. Aus dem Umstand indessen, daß er Malajasundarīs Kleidung trug, schloß er mit Recht, dieser Mann sei in Wirklichkeit Malajasundarī, die sich durch irgendein Mittel in einen Mann verwandelt habe. Weil er nun fürchtete, wenn er den Mann im Harem verwahrte, könnte er darin großes Unheil anrichten, so ließ er ihn in einem Raume außerhalb desselben von Posten bewachen. Fortwährend drang er in ihn mit Fragen: „Was hat dich in einen Mann verwandelt, wie ist die Verwandlung zustande gekommen und durch welches Mittel erhältst du deine natürliche Gestalt wieder?" Der Mann gebärdete sich als Sieger und

[1] Februar/März.

erwiderte kein Wort. Der König aber ließ ihn in seiner Wut fortwährend mit allen möglichen Martern foltern.

Da Malajasundarī nun an diesem der Hölle geschwisterten Orte allerlei schimpfliche Qualen erdulden mußte, flüchtete sie aus ihm, als das Schicksal es einmal so fügte, daß die Wächter eingeschlafen waren, kam an einen überwucherten Brunnen neben einer für Fremde bestimmten Hütte, beschloß, sich durch einen Sturz in denselben zu töten und betete: „O Schicksal! In diesem Dasein hast du mich von Mahābala getrennt; wohlan, so vereinige mich mit ihm im nächsten[1]!" Dann rief sie laut: „Mahābala ist meine Zuflucht!" und sprang hinab.

Inzwischen war Mahābala, in jeder Stadt, jedem Wald, Gebirge und Abgrund nach seiner Gemahlin suchend, in dieser Nacht an denselben Ort gelangt. Er hatte sich in der Fremdenhütte neben dem Brunnen zur Ruhe gelegt, vermochte aber keinen Schlaf zu finden. Als er nun Malajasundarīs Worte hörte, dachte er: „Das war doch die Stimme meiner Frau!" Und darum stand er auf und sprang ihr nach. Malajasundarī war von ihrem Sturze ohnmächtig geworden. Er massierte sie, und als sie wieder zum Bewußtsein kam, fragte er sie: „Wer bist du, und wie bist du hier heruntergestürzt?" Bei dem Klang der Stimme ihres Gemahls ging ihr ein Freudenschauer über den Leib, und sie antwortete ihm: „Wische mir nur erst mit deinem Speichel die Stirn ab!" Und als er das getan hatte, hatte sich der Mann wieder in Malajasundarī verwandelt.

Auf einmal steckte aus der Brunnenmauer eine darinnen hausende Schlange ihren Kopf heraus; und bei dem Scheine, den ihres Kopfes Edelstein[2] verbreitete, sah Mahābala seine Gemahlin und konnte zu seiner Freude feststellen, daß sie es wirklich war. Nun vergossen sie miteinander Freudentränen und erzählten sich gegenseitig die Leiden, die sie erduldet hatten. Denn:

---

[1] Nach indischem Glauben gehen derartige, unmittelbar vor dem Selbstmord geäußerte Wünsche in Erfüllung. [2] S. 191, Anm. 3.

Die Vereinigungen mit dir schmelzen mein Herz, so hart es auch ist[1]. Durch die Berührung mit den Mondstrahlen schwitzt ja der Mondstein Wassertropfen aus[2].

Malajasundarī sagte: „Unser Sohn befindet sich auch in dieser Stadt." Darauf erwiderte der Prinz: „Ihm soll unsere erste Sorge gelten, sobald wir wieder aus dem Brunnen heraus sind."

Während sie sich so aneinander nicht sattsehen konnten, war der König dem Flüchtling nachgegangen und, seinen Spuren folgend, bis an den Brunnen gelangt. Er sah hinab und gewahrte Malajasundarī in liebevollem Gespräch mit dem Prinzen. Sogleich dachte er: „Gewiß ist es ihr Gatte, den sie gefunden hat, und ihre Wiedervereinigung ist fruchtbar wie die zwischen Kāma und Rati[3]." Darauf versicherte er sie seines Schutzes und befahl seinen Dienern, an Stricken zwei Stühle in den Brunnen hinabzulassen. Malajasundarī sagte: „Herr, das ist der König, der mich so gedemütigt hat. Hüte dich vor ihm; er könnte dich sonst umbringen. Er heißt Kandarpa. Du bist zu vertrauensselig!" Aber Mahābala erwiderte ihr: „Hab' nur keine Angst, Geliebte! Wenn ich erst draußen bin, so will ich ihm schon werden lassen, was ihm gebührt!" Beide setzten sich also auf die Stühle. Als der König Malajasundarī erkennen konnte, dachte er: „Sie wäre glücklich oben!" Dann sah er den Prinzen, der bis zum Brunnenrande emporgezogen war. Da dachte er: „Wie sollte sie mich auch nur mit einem Blick berühren, solange dieser Mann lebt, welcher schön ist wie der verkörperte Gott der Liebe?" Darum durchschnitt er mit seinem Dolch den Strick. Denn:

Was sehen nicht alles die Dichter? Was sehen nicht alles die Jōgin[4]? Was tun nicht alles die Verliebten? Was tun nicht alles die Weiber?

---

[1] Wörtlich: „spalten mein schwerzuspaltendes Herz." [2] Ein Edelstein (Adular), der nach indischem Glauben im Mondschein zerfließt. (Garbe, Die ind. Mineralien, Leipzig 1882, S. 90.) [3] Kāma = (der Gott der) Liebe, Rati („Liebeslust"), die eine seiner Gemahlinnen. [4] Einl. S. 7.

Der Prinz stürzte in den Brunnen hinab. Malajasundarī wollte ihm geschwind nachspringen; der König aber packte sie und führte sie in seinen Palast.

Da gelobte sie, nicht eher wieder Speise und Trank zu genießen, als bis sie ihren Gemahl wieder zu sehen bekäme. Sie dachte: „Wie soll er aus dem Brunnen herauskommen?" und verbrachte den ganzen Tag unter Tränen. In der Nacht wälzte sie sich am Boden und ward von einer giftigen Schlange gebissen. Indem sie die Verehrung der Götter und Geistlichen aussprach, schwanden ihr die Sinne.

Die Wächter töteten die Schlange. Als der König von dem Unglück erfuhr, ließ er alle möglichen Mittel anwenden, um sie ins Leben zurückzurufen; aber alle erwiesen sich als fruchtlos. Am Morgen ließ er die Trommel rühren:

> „Wer dieses junge Weib heilt, welches in Giftohnmacht liegt, der erhält sofort einen Kriegselefanten, eine junge Sklavin und ein Stück Land."

Niemand aber berührte die Trommel, bis es schließlich ein Mann tat, der eben erst in die Stadt gekommen war. Des Königs Leute führten ihn vor den Herrscher. Dieser dachte, ihn erkennend: „Das ist doch ihr Mann! Wie ist er aus dem Brunnen herausgekommen?" Darauf sagte er: „Heile sie, bester Mann! Ich gebe dir dafür, was ich versprochen habe." Mahābala erwiderte: „Auf das alles verzichte ich; gib mir nur meine Gemahlin!" Der König sagte: „Wenn du einige Aufgaben löst, die ich dir stelle, so sollst du sie haben." Das versprach der Prinz und begab sich mit dem König zu Malajasundarī. Als er sah, daß sie nicht mehr atmete, trieb ihm der Jammer die Tränen in die Augen; aber er hemmte ihren Lauf und bat nur, daß alle das Zimmer verlassen möchten.

Der König entfernte sich mit den übrigen. Mahābala ließ Weihrauch aufsteigen, sagte im Geiste die fünf Verehrungsformeln her[1], zog einen Edelstein von seiner Hüfte, spülte ihn

---

[1] Diese in Prākrit abgefaßten Formeln lauten: „Verehrung den Arhat [= Dschina]! Verehrung den Erlösten! Verehrung den Lehrern! Verehrung den Katecheten! Verehrung allen Mönchen in der

mit Wasser und träufelte dieses Wasser seiner Gemahlin auf die Augen[1]; und sogleich öffnete sie dieselben; er träufelte es auf ihre Lippen, und sie bewegten sich; er netzte ihr damit den ganzen Leib, und voller Freude stand sie auf. Als sie ihren Gemahl vor sich sah, sagte sie froh:

> Eine Frucht ist mir heute gereift ohne Blüte, geregnet hat es mir ohne Wolke; daß du, Geliebter, mir infolge meiner guten Werke geworden bist, das ist das größte Wunder.

Wie bist du aus dem Brunnen gekommen, geliebter Mann? Und wie bin ich wieder gesund geworden?" Er antwortete ihr:

„Als ich in den Brunnen gestürzt war, liebe Frau, untersuchte ich seine Wände und entdeckte an einer Stelle eine Steinplatte, welche einen Ausgang verschloß. Ich schlug mit der Faust daran, und die Tür öffnete sich. Da ging jene Schlange durch die Tür vor mir her und leuchtete mir mit dem Glanze ihres Kopfedelsteins wie eine Fackelträgerin. Ich ging ihr nach durch einen Gang, den irgendein Räuber angelegt hatte. Als ich eine Strecke gegangen war, war die Schlange verschwunden, und es war finster. Ich ging weiter und stieß an einen Stein. Ich trat mit dem Fuße gegen ihn; da öffnete sich auch hier ein Ausgang. Ich ging hindurch und sah die Schlange wieder vor mir. Da bannte ich sie durch einen Zauberspruch und nahm ihr ihres Kopfes Edelstein. Denn:

> In der Nacht nagte eine Maus ein Loch in den Korb, in welchem einer Schlange Leib zusammengepreßt war, die schon alle Hoffnung aufgegeben hatte und deren Sinne infolge des Hungers erschlafft waren, und fiel dadurch dieser Schlange von selbst in den Rachen. Vom Fleische der Maus gesättigt, enteilte die Schlange durch den von ihr geschaffenen Ausgang. Wahret eure Gleichmut! Denn das Schicksal allein sorgt für das Wohl und das Wehe der Menschen.

Welt!" Unter den Lehrern sind die Religionslehrer der Dschaina, die wie die Katecheten Mönche sind, unter den Mönchen natürlich nur die Dschaina-Mönche zu verstehen. [1] S. 191, Anm. 3.

Nachdem ich den Eingang wieder verschlossen hatte, bin ich dann, obwohl ich mir der Gefahr bewußt war, die mir vom König droht, hierhergekommen, weil mir die Trennung von dir unerträglich war. Als ich den Trommelwirbel vernahm, eilte ich herbei, besprengte dich mit dem Spülwasser des Edelsteins und rief dich so ins Leben zurück. Darauf habe ich den König in seines Wortes Schlinge gefangen, so daß er dich mir bestimmt herausgeben wird."

Als Malajasundarī das hörte, war es ihr, als wäre sie mit Amrita besprengt worden[1]: sie war außer sich vor Freude. Darauf rief der Prinz den König herein. Kopfschüttelnd im Staunen über des Zaubers Wirkungskraft, trat er ein und fragte den Prinzen nach seinem Namen. Mahābala sagte: „Ich heiße Siddha[2]!" Darauf sagte der Fürst: „Höre, Siddha! Die junge Frau hat seit gestern nichts zu sich genommen; gib ihr zunächst etwas zu essen!" Da gab ihr der Prinz eigenhändig mit Zucker gekochte Milch zu trinken und sagte zum König: „Gib mir meine Gemahlin jetzt heraus, damit ich mit ihr heimkehre. Halte, was du mir versprochen hast!"

Da die Bürger sich seiner Bitte anschlossen, so verbarg der Herrscher seine Wut in seinem Innern und sprach: „Siddha! Ich leide fortwährend an Kopfweh. Meine Kopfschmerzen können nur durch die Asche eines Mannes vergehen, der mit so heilverkündenden Körperzeichen versehen ist, wie du, und der in einem Scheiterhaufen verbrannt wird[3]. Verschaffe mir also diese Asche!" Da dachte der andere: „Er will mich bloß umbringen, weil er nach meinem Weibe begehrt. Doch will ich schon zustande bringen, was er verlangt." Indem er alle Anwesenden zu Zeugen anrief, sagte er darum zum König: „Ich will es tun; dann mußt du mir aber meine Gemahlin geben und wieder an deine Herrscherpflichten denken." Der König sagte es ihm zu. Als es 6 Uhr nachmittags geworden war, begab sich Siddha in Begleitung Hunderttausender von Menschen nach dem Verbrennungsplatz und ließ einen

---

[1] D. h. vom Tode zum Leben erweckt werden. Einl. S. 5. [2] „Zauberer." [3] S. 218, Anm. 1.

Scheiterhaufen errichten. Die Leute klagten laut: „Daß ein solches Mannesjuwel zugrunde gehen soll!" Seine Gemahlin weinte laut, als sie davon erfuhr: „Überall war ich es, die den Geliebten ins Unglück stürzte!" Die Menge strömte zum König und bat ihn: „Herr, behalte das junge Weib, aber vernichte nur diesen Siddha nicht!" Doch der König erwiderte: „Solange er lebt, wird sie mich nicht berühren, und sei es auch nur mit einem Blick!" Da sagte sein Kanzler Dschīwa: „Geht doch nach Haus, ihr Leute! Der armselige Geselle mag nur sterben!" Die Leute entfernten sich, indem sie sprachen: „Diese beiden sind große Sünder; seine Asche wird auf ihre Häupter fallen!" Siddha aber gedachte seiner Schutzgottheit und ging in den Scheiterhaufen, und alle Menschen packte der Gram, mit Ausnahme des Königs und des Kanzlers Dschīwa.

Die Nacht verging. Am Morgen aber trat Siddha mit einem Aschebündel auf dem Haupte vor den König und sagte zu ihm: „Streue dir die Asche auf den Kopf, damit deine Krankheit vergehe." Außer sich vor Staunen fragte der Fürst: „Siddha! Wie bist du denn wieder lebendig geworden?" Er antwortete: „Mein Mut hat die Götter herbeigelockt. Sie haben den Scheiterhaufen mit Amrita besprengt. Dadurch bin ich zu neuem Leben erwacht." Als seine Gemahlin erfuhr, daß er zurückgekehrt war, kam sie herbei, von Wächtern umgeben, und als sie durch ihre Bitten erreicht hatte, daß man sie mit ihm allein ließ, fragte sie ihn: „Du bist doch in den Scheiterhaufen gegangen, o Herr! Wie kommt es, daß du nicht verbrannt bist?" Er erwiderte ihr: „Ich habe den Scheiterhaufen über dem Stollen anlegen lassen, durch welchen ich den Brunnen verlassen hatte. In diesen Stollen trat ich ein und verließ ihn erst wieder, als das Feuer ausging." Nachdem er dies gesagt hatte, veranlaßte er sie, Nahrung zu sich zu nehmen.

Darauf trat er wieder vor den König und sprach: „Gib mir jetzt meine Gemahlin!" Aber der Kanzler Dschīwa erwiderte ihm: „Du mußt dem König vorher noch einen Dienst leisten, Siddha! Auf dem anderen, unzugänglichen Abhang des Gebirges Tschhinnatanka, das gleich bei unserer Stadt liegt, steht

ein Mangobaum, welcher das ganze Jahr über reife Früchte trägt. Hole von ihm einige Früchte, damit des Herrschers Galle zur Ruhe kommt[1]. Du mußt des Berges Gipfel ersteigen, einen Sprung auf den Wipfel des Mango tun, die Früchte pflücken und dann in die Ebene hinabspringen." Siddha dachte: „Der Tod ist mir ja doch gewiß, wenn ich auch diese Aufgabe nicht löse. Es ist also besser, ich suche sie zu lösen. Vielleicht gewinnt mir die tollkühne Tat doch meine Gattin zurück." Und während sich des Königs Dienerschaft und die Bürger in lauten Klagen ergingen, bestieg er mit ihnen den Gipfel. Des Königs Diener zeigten ihm den Mango, welcher auf der Mitte des jenseitigen Abhangs stand. Da rief er: „Meine Verwegenheit fruchte auf Grund der guten Werke, die ich mir dadurch gesammelt habe, daß ich niemals einen Schritt vom Pfade des Rechts gewichen bin!" Dann tat er den Sprung und verschwand.

Die Leute sagten: „Noch während seines Sturzes ist Siddha in Stücke zerschmettert worden. Diese Sünde ist so groß, daß sie für die Stadt und den König die schwersten Folgen haben wird." Damit gingen sie nach Hause. Wie aber erstaunten sie und freuten sie sich, als sie am nächsten Morgen Siddha mit einem Korb voll Mangofrüchten auf dem Kopfe auf der Straße begegneten! Alle begleiteten ihn vor den König. Des Königs Antlitz schwärzte sich[2]. Der Kanzler fragte: „Bist du glücklich wieder da, Siddha?" Das bejahte dieser, hob den Deckel von seinem Korbe, entnahm ihm zwei oder drei Früchte, deckte den Korb wieder zu, gab dem König das Obst und sagte zu dem Fürsten und dessen Umgebung: „Verzehre die Früchte mit den Deinigen!" Dann begab er sich zu seiner Gemahlin, welche sich seiner Ankunft freute und ihn nach dem Verlaufe seines Abenteuers fragte. Er berichtete ihr:

„Der Jōgin, der seinerzeit in der Opfergrube verbrannt ist[3], ist zu einem Wjantara[4] geworden und haust auf dem Mangobaum. Als ich vom Bergesgipfel herabstürzte, erkannte er

[1] S. 81, Anm. 2. [2] S. oben S. 173, Anm. 1. [3] S. oben S. 238.
[4] Niedere Gottheit. S. „Ausg. Erz. aus Hēm. Par.", S. 14.

mich und fing mich in seinen Händen auf. Ich erzählte ihm, was ich erlebt hatte, und er sagte zu mir: „Du brauchst mir's nur zu sagen, so bringe ich den König um." Er fügte hinzu, wenn ich seiner bedürfe, so solle ich nur an ihn denken. Sodann füllte er meinen Korb mit Mangofrüchten und trug mich vor die Stadt. Unsichtbar ist er mir hierher gefolgt."

Während er das erzählte, erscholl aus dem Korbe, den Mahābala vor dem König hatte stehen lassen, eine Stimme: „Ich will den König und den Kanzler fressen!" Da erschrak der Fürst und dachte: „Siddha ist wirklich ein Zauberer!" Der hochmütige Kanzler dagegen hob mit seiner Hand den Deckel auf. Da schlug aus dem Korbe eine Flamme empor und verbrannte den Kanzler Dschīwa, so daß er sein Leben verlor. Dann breitete sich das Feuer über den ganzen Saal aus. In seiner Angst ließ der König Siddha holen und flehte ihn an: „Sei gnädig und tilge das Feuer!" Der Angeredete konnte sich denken, daß alles das Werk des Wjantara war; deshalb schloß er den Korb mit dem Deckel und besprengte ihn mit Wasser, und das Feuer wie die Stimme waren verschwunden. Dann verteilte er mit eigener Hand die Früchte unter alle Anwesenden, und alle erstaunten. Der König aber übertrug Dschīwas Sohn das Amt seines Vaters. Darauf fragte er: „Weshalb mußte der Kanzler sterben, Siddha?" Der Prinz antwortete: „Sein Tod war ein Schößling vom Baume deiner ungerechten Regierung; dieser Baum wird auch dir noch eine Frucht tragen. Jetzt aber gib mir meine Gemahlin heraus und entlaß mich!" Die Vasallen und alle anderen verlangten dasselbe. Der König aber entgegnete in seiner Bosheit: „Erst mußt du noch eine dritte Aufgabe lösen, Siddha! Bewirke es, daß ich mit meinen Augen meinen Rücken sehen kann!" Da verlor Siddha die Geduld und zog dermaßen an seiner Nackenröhre[1], daß sein Gesicht sich drehte und stand, wo vordem der Nacken gestanden hatte; dann rief er: „Nun kannst du dir deinen Rücken nach Herzenslust begucken!" Der König heulte vor Schmerzen; die ganze Hofversammlung war entsetzt. Die Haremsdamen

[1] Was damit gemeint ist, ist unklar (eine Sehne? Vgl. S. 257).

erfuhren davon, kamen herbeigelaufen, steckten alle fünf Finger in den Mund[1] und flehten Siddha an: „Gib uns unseren Gatten als Almosen zum Geschenke! Mach' den König wieder zu dem, der er vorher gewesen!" Der Prinz sagte: „Wenn er zu Fuße nach dem Stadtpark schleicht, dort dem Standbild des Dschina Adschita[2] huldigt und in derselben Weise zurückkehrt, so soll er gesunden." Dem König blieb nichts anderes übrig, als es . . .[3] vor den Augen aller Bürger zu tun, und er tat es, so schwer es ihm auch fiel. Darauf zog Siddha an der anderen Röhre, bis der König wieder gesund war.

Der ganze Harem rief Siddha zu: „Bitte uns um irgend etwas, was du begehrst!" Er antwortete: „Ich will nur meine Gemahlin haben!" Die Haremsdamen, die Bürger, kurz alle baten den König darum; trotzdem aber verweigerte er ihre Auslieferung. Da brach in seinem Marstall Feuer aus. Als der König ihn brennen sah, rief er: „Löse mir noch eine vierte Aufgabe, Siddha! Mein bestes Roß verbrennt. Zieh es heraus! Dann magst du deine Gemahlin nehmen und mit ihr gehen wie und wohin es dir beliebt." Siddha dachte: „Ich will das Pferd herausziehen. Gibt er mir dann meine Frau nicht, so will ich ihm die Lehre geben, die er verdient!" Damit gedachte er des Wjantara, und obwohl ihn alle daran zu hindern suchten, sprang er in die Glut, während zugleich die Tränen der Anwesenden rannen. Einen Augenblick danach erschien er wieder, auf einem Rosse, welches dem Leibroß Indras glich, mit himmlischem Kleide und Geschmeide geziert, worüber der König betrübt war, während alle anderen sich freuten. Er rief: „Vernehmt, ihr Leute! Wer in dieses flammende Grundstück springt, der bleibt von Alter und Krankheit verschont und erhält einen himmlischen Leib und ein Roß, wie ich es erhalten habe." Der Wjantara hatte dem König und den anderen den Verstand verwirrt, so daß sich alle um die Wette anschickten, ins Feuer zu laufen. Siddha huldigte dem Feuer und warf eine Menge Butter und andere

[1] S. 127, Anm. 1. [2] Der zweite Dschina. [3] Es folgen einige verderbte Silben.

Opferspenden hinein. Darauf eilten der König und seine Minister in die Glut. Als ihnen die Bürger nachlaufen wollten, wehrte Siddha denselben und rief: „Wartet, ihr Leute, bis König und Minister wieder da sind!"

Nach einer Weile rief die Menge: „Siddha! Warum kommen sie nicht zurück?" Siddha antwortete ihnen: „Habt ihr schon einmal jemand aus einer Feuersbrunst zurückkommen sehen? Die sind verbrannt." Da sagten die Leute: „Der König und seine Minister haben die Frucht genossen, die ihr ungerechtes Regiment gezeitigt hat.

In drei Jahren, drei Monaten, drei Halbmonaten oder drei Tagen erscheint die Frucht besonders guter und böser Taten schon in dieser Welt."

Darauf hielten die Vasallen und alle die übrigen einen Rat ab und machten Siddha zu ihrem König. Indem er sein Reich schirmte, ward sein Name als Siddha-Rādscha[1] in der ganzen Welt berühmt, und mit Malajasundarī zusammen lebte er in Lust und Freude. Den Wjantara hatte er entlassen; er war an seinen Ort zurückgekehrt.

Eines Tages kam Balasāra aus der Fremde zurück und trat mit Geschenken in der Hand vor den König[2], als dieser sich in seiner Hofversammlung befand. Als er Malajasundarī an der Seite des Herrschers gewahrte, erkannte er sie und dachte: „Wie ist es möglich, daß dieses Weib lebendig zurückgekehrt und sogar des Königs Gemahlin geworden ist? Wenn sie dem König erzählt, was ich ihr angetan habe, so bin ich ein Mann des Todes." Deshalb lief er in seiner Angst davon.

Malajasundarī erzählte nun ihrem Gemahl, wie schmählich Balasāra sie behandelt und wie er ihr ihr Söhnchen geraubt hatte. Das erfüllte den König dermaßen mit Zorn, daß er des Kaufmanns Palast und allen seinen sonstigen Besitz versiegeln und ihn selbst mit seiner ganzen Familie gefangensetzen ließ. Balasāra aber ließ durch seine Diener den Königen Wīradhawala und Schūrapāla, welche die Feinde des Herrschers seiner

[1] = „König Siddha", „erfolgreicher König", „Zauberer-König".
[2] S. 31, Anm. 2.

Vaterstadt waren, 800 000 Dramma[1] und 8 Bhadraelefanten[2] überbringen und sie bitten, ihn zu befreien. Beiden war berichtet worden, Malajasundarī befände sich im Raudrawalde auf dem Durgatilakagebirge bei dem Wildenhäuptling Bhīma. So waren sie denn dorthin gezogen und hatten dort einander getroffen. Da sie Malajasundarī aber nicht vorfanden, bestraften sie den Beherrscher des Räuberdorfes und wollten gerade heimkehren, als sie Balasāras Botschaft durch seine Leute erhielten. Darum zogen sie zusammen vor die Stadt Sāgaratilaka. Sie sandten an Siddharādscha einen Boten ab und ließen ihm sagen: „Wir befehlen dir, Balasāra freizulassen; dann magst du ungestört weiterherrschen. Widersetzest du dich unserem Befehl, so bedeutet das den Verlust deines Reiches."

Als Siddharādscha hörte, daß seine Feinde sein Vater und sein Schwiegervater waren, freute er sich in seinem Herzen, sagte aber: „Schämen sich denn deine Herren gar nicht vor ihren Schutzbefohlenen, Bote, daß sie für diesen Bösewicht Partei ergreifen? Geh und sage ihnen, sie sollen sich zum Kampfe rüsten. Ich stehe ihnen zur Verfügung!"

Darauf ließ er die Trommel rühren zum Abmarsch in den Kampf. Malajasundarī ließ er daheim; sein glänzendes Heer dagegen zog hinaus und warf sich dem Feinde entgegen. Da Siddharādscha selbst auf dem Schlachtfelde zugegen war, so besiegte er durch die Götterkraft seines Wjantara die feindlichen Streitkräfte. Er sah, daß sein Vater und sein Schwiegervater sich keinen Rat wußten. Da befestigte er einen Brief an der Spitze eines Pfeiles und schoß diesen auf sie ab. Der Pfeil flog rechtsläufig um sie herum[3], fiel ihnen zu Füßen, legte den Brief vor ihnen nieder und flog Siddharādscha wieder in die Hand. Die beiden Fürsten lasen den Brief. Er lautete:

> „Heil! Vor den gesegneten Herrschern Schūrapāla und Wīradhawala neigt sich Mahābala aus Freude darüber, daß er selbst ein Königreich erhalten hat."

---

[1] Drachmen, Dirham. [2] Eine edle Elefantenart. [3] Umgehen einer Person, indem man ihr die rechte Seite zukehrt, bedeutet eine besondere Ehrung.

Als sie das gelesen hatten, erkannten sie, daß der Prinz ihr Gegner war, stiegen außer sich vor Freude von ihren Elefanten und eilten ihm entgegen. Auch Mahābala ging zu Fuß auf sie zu und huldigte ihren Füßen. Wie groß aber ihre Freude war, das wissen nur sie selbst.

Darauf zogen alle in die Stadt Sāgaratilaka ein. Malajasundarī kam herbei und begrüßte Vater und Schwiegervater. Dann kamen auch ihre Mutter, ihr Bruder und ihre anderen Angehörigen alle an ihren Hof. Und als sie einander alle ihre Erlebnisse erzählt hatten, da waren sie alle durch die innigste Liebe miteinander verbunden, und Schūrapāla warf sich vor seiner Schwiegertochter nieder.

Mahābala überlegte; dann nahm er seinen Sohn und verbannte Balasāra aus seinem Reiche. Der Sohn saß Schūrapāla auf dem Schoße und schwenkte spielend einen Beutel, welcher 101 Dīnāre enthielt[1]. Da gab man ihm den Namen Schatabala („Hundertkräftig"). Dann übergab Mahābala das Reich seinem Vater[2].

Darauf kam ein allwissender Mönch, ein Schüler Pārschwanāthas[3], der Lehrer Tschandrajaschas, nach dieser Stadt. Alle drei Könige gingen mit ihrer Familie zu ihm, um ihm zu huldigen. Der Allwissende lehrte die Religion.

> Die Religion ist von den Dschina, welche nur darauf bedacht waren, ohne Falsch anderen zu helfen, den Mönchen und ihren Gläubigen gut verkündet worden zehnfach und zwölffach[4].

Sobald sich die Gelegenheit bot, fragte der gesegnete

---

[1] 100 ist eine unglückbringende Zahl wie alle Zahlen, die mit 0 (Skt. schūnja, „Leere") endigen. Daher enthält der Beutel 101 Dīnāre. [2] Als Lehnsherrn. [3] Des 23. Dschina. [4] Das zehnfache Gesetz für Mönche besteht in Langmut, Demut, Lauterkeit (der Gesinnung), Begierdelosigkeit, Wahrhaftigkeit, Selbstzucht, Askese, Enthaltung von sündhaften Gedanken [nach anderen dafür: Mitteilung des Wissens], freiwilliger Armut, geistlichem Gehorsam; dazu kommen für die Laien die 12 sog. „kleinen Gebote", die man ausführlich in R. Schmidts Übersetzung von Amitagatis Subhāschita-saṃdōha, ZDMG. 61, S. 549 nachlesen kann.

Schūrapāla: „Wer war der Fisch, heiliger Mann, durch welchen meine Schwiegertochter aus dem Meere gerettet wurde?" Der Allwissende sagte: „Ihre Amme war's[1], die nach ihrem Tode zum Fisch geworden ist. Als der Fisch die Huldigungsformeln vernahm, kam ihm die Erinnerung an sein früheres Dasein; er erkannte in Malajasundarī das Kind, welches er damals genährt hatte, und trug sie darum ans Ufer. Der Fisch hat seitdem nur noch Nahrung zu sich genommen, die keine Sünde in sich schließt, und damit den guten Pfad beschritten. Das hat die göttliche Gewalt der Huldigungsformeln[2] bewirkt." Wieder ward der Allwissende gefragt: „Heiliger! Was hat Malajasundarī in ihrem vorigen Dasein begangen, daß sie solche Leiden hat erdulden müssen?" Der Lehrer sprach:

> Jeder muß das Reifen der Frucht der Taten über sich ergehen lassen, welche er in einem früheren Dasein getan hat. Bei Vergehen oder Vorzügen (Guttaten) ist nur die Ursache verschieden.

Die Sache verhält sich wie folgt:

In ihrer Vaterstadt Prithwīsthāna lebte einst ein Großkaufmann Prijamitra; der hatte drei Frauen, Rudrā, Bhadrā und Prijasundarī. Die beiden ersten waren Schwestern und liebten einander sehr. Ihr Gemahl aber wollte von ihnen nichts wissen, und nur Prijasundarī war die Gattin, welche er liebte. Rudrā und Bhadrā ließen keine Stunde vergehen, ohne sie zu befehden. Prijamitra hatte einen Freund Madana, welcher in Prijasundarī verliebt war und sie eines Tages um ihre Liebe anflehte. Das teilte der erzürnte Prijamitra seinen[3] Verwandten mit. Madana ward aus der Stadt gejagt und irrte im Walde umher. Am dritten Tage gaben ihm Hirten, welche er traf, aus Barmherzigkeit einen Krug Milch. Madana begab sich nach einem See, traf einen Mönch, welcher einen Monat gefastet hatte und auf dem Weg nach menschlichen Wohnungen war, wo er sein Fasten zu beenden hoffte, gab ihm liebevoll einen Teil seiner Milch, trank dann das

[1] Wēgawatī, S. 224. [2] S. 251, Anm. 1. [3] Nach Mānikjasundara Madanas oder Prijasundarīs Verwandten.

übrige selbst, trank Wasser, glitt dabei aus und fiel in den See, in dem er umkam. Nach seiner Wiedergeburt wurde er zum König Kandarpa; das war die Wirkung des Geschenkes, welches er dem Mönche gemacht hatte.

Eines Tages ging Prijamitra mit Prijasundarī, um dem Jakscha Dhanandschaja zu huldigen. Da sah Prijasundarī, wie ihnen in der Nähe des Feigenbaums ein Dschainamönch entgegenkam und rief: „Da kommt so ein Kahlkopf auf uns zu und gibt uns eine üble Vorbedeutung[1]." Und damit begann sie, den Mönch zu quälen. Der Mönch nahm die Kājōtsargastellung ein[2]. Da ward die Frau erst recht zornig und sagte zu einem ihrer Diener, welcher Sundara hieß: „Geh und hole Feuer aus der Ziegelei; ich will ihn damit brennen!" Sundara sagte: „Ich habe keine Sandalen an den Füßen; wie soll einer denn da durch die Dornen laufen? Wir wollen doch weitergehen!" Prijamitra ward zornig darüber, daß er den Befehl seiner Frau nicht befolgte, und rief: „Bindet ihn doch mit den Füßen an den Feigenbaum, daß sie die Erde nicht berühren und er unter den Dornen nicht zu leiden habe[3]!" Darauf stieg Prijasundarī aus dem Wagen, denn sie dachte: „Die böse Vorbedeutung seines Anblicks könnte es verursachen, daß ich von meinem Gatten getrennt würde." Den Mönch aber beleidigte sie: „Du Ketzer! Du bist wie eine Riesenschlange im Brunnen!" Und scheltend fuhr sie fort: „Du Ketzer, du Rākschasa, du sollst von deinen Verwandten getrennt werden!" Dabei bewarf sie ihn dreimal mit Erdschollen. Dann riß sie dem Mönch seinen Besen[4] aus der Hand und rief: „Fahrt

---

[1] Die Dschainamönche mußten sich alles Kopfhaar durch Ausraufen beseitigen. Der Anblick des Mönches — des Symbols der Unfruchtbarkeit — ist von böser Vorbedeutung. [2] Eine asketische Stellung mit unbeweglichen Gliedern, straff abwärts gerichteten Armen, durchgedrückten Knien, 4 Finger voneinander entfernten Füßen und ausgestreckten Zehen. [3] Der Befehl ist nicht im Ernste gegeben; es handelt sich nur um eine Wortsünde. Vgl. das Folgende. [4] Die Dschainamönche müssen, um nicht Insekten oder andere kleine Lebewesen zu vernichten, den Ort, auf dem sie gehen oder auf den sie sich setzen, vorher fegen und führen dazu einen Besen bei sich.

zu! Die böse Vorbedeutung habe ich auf sein Haupt fallen lassen."

Darauf begab sich das Paar in das Heiligtum des Jakscha, huldigte dem Gott und setzte sich vor ihm nieder. Da sagte eine Sklavin, welche den Dschainaglauben hatte, zu den beiden: „Ihr habt einen Mönch gepeinigt, welcher allen Lebewesen freundlich gesinnt ist, und habt dadurch eine große Sünde auf euch geladen, welche euer Glück in dieser und in jener Welt zerstören muß." Sie ließen sich von der Sklavin belehren, fürchteten sich sehr, machten sich in tiefer Reue Vorwürfe über Vorwürfe, kehrten um, gaben dem Mönch seinen Besen zurück, fielen vor ihm nieder, blieben zu seinen Füßen liegen und baten ihn um Verzeihung: „Befreie uns, Heiliger, von der Sünde, die wir begangen haben!"

Nachdem der Mönch seine Kājōtsargakasteiung beendet hatte, predigte er ihnen, und da sie reinen Herzens waren, so gelang es ihm, sie zur Religion der Dschina zu bekehren. Sie baten ihn, Speisen und andere Bedürfnisse aus ihrem Hause zu holen, und kehrten dann heim. Darauf befolgten sie die zwölf großen, für die Gläubigen geltenden Gebote, welche die Wurzeln des rechten Glaubens sind[1]. Und als der Mönch in ihr Haus kam, wurde er von ihnen mit koscheren Nahrungsmitteln und anderen Gaben beschenkt.

Eines Tages zankten sich Rudrā und Bhadrā mit Prijamitra und Prijasundarī, und da sie deswegen von den Leuten gescholten wurden, stürzten sie sich in einen Brunnen und kamen darin um. Bhadrā ward zu Kanakawatī, Rudrā zu einer Wjantaragöttin. Als sie umherflog, kam sie einst in der Nacht nach Prithwīsthāna, bemerkte Prijamitra und Prijasundarī, welche in frommen Gedanken eingeschlafen waren, und da sie sich der zwischen ihr und ihnen im vergangenen Dasein herrschenden Feindschaft erinnerte, ließ sie eine Wand über die beiden zusammenstürzen, so daß sie starben. Im neuen Dasein wurden die beiden zu diesem Paare. Trotz ihrer Feindschaft hatte

[1] S. 260, Anm. 4.

die Wjantaragöttin infolge der von dem Prinzen angesammelten guten Werke keine Gewalt über ihn. Da raubte sie ihm Kleider, Geschmeide und anderen Besitz und verbarg den Raub in dem hohlen Stamm des Feigenbaums; das Perlenhalsband dagegen legte sie Kanakawatī um den Hals, weil sie im vergangenen Dasein ihre Schwester gewesen war. Während ihnen der Allwissende dies alles erzählte, war es den beiden, als ob sie es noch einmal erlebten. Er fuhr fort: „Der Diener Sundara starb und ward zum Gespenst in jenem Feigenbaum. Weil nun Prijamitra mit Bezug auf ihn gesagt hatte: „Bindet ihn doch mit den Füßen an den Feigenbaum!" so erregte das den Haß des Dieners, der nun als Gespenst infolge dieses Hasses in die Leiche einging und durch ihren Mund sprach: „Morgen wirst auch du hier aufgehängt werden, wie ich gehängt worden bin[1]." So wurde der Prinz infolge jener von ihm begangenen Wortsünde an dem Feigenbaum gehängt.

Rudrā aber hatte einst ihres Gatten Siegelring gestohlen. Das hatte Sundara erfahren und hatte gesagt: „Rudrā hat ihn genommen." Sie sagte zu ihm: „Du Nasenloser! Wo habe ich denn den Ring genommen?" Weil sie dieses Schimpfwort gegen ihn gebrauchte, wurde Kanakawatī im folgenden Dasein eben von ihm um ihre Nase gebracht.

Weil Madana in Prijasundarī verliebt war, so war er es auch im folgenden Dasein als Kandarpa.

Prijasundarī hatte in ihrem damaligen Dasein den Mönch dreimal mit Erdschollen beworfen. Durch Beichten und andere Mittel hatte sie zwar die dadurch angesammelte Sünde abgeschwächt, sich ihrer aber doch nicht völlig entledigen können. Die Folge war, daß sie dreimal je ein großes Unglück erdulden mußte.

> Die allerschlimmste Folge von Mord, Tötung, Verbreitung übler Nachrede, Stehlen fremden Gutes und dergleichen verzehnfacht sich bei jeder Wiederholung.

[1] Eines Gottes Wort geht wie das eines Brahmanen, der ja nach orthodoxer Lehre selbst ein Gott ist, stets in Erfüllung.

Liegt dabei Haß gegen einen Propheten [= Dschina] vor, so dürfte die Folge hundertfach, 100 000 × 10 000 000-fach, oder 10 000 000 × 10 000 000fach sein, oder noch vielfältiger.

Mahābala aber mußte gleichfalls soviel leiden, weil er die Handlungen seiner Frau gebilligt hatte.

Weil Prijasundarī den Mönch einen Rākschasa gescholten hatte, ward auch ihr der Makel einer Rākschasī angehängt, obwohl sie unschuldig war; und weil sie ihm Trennung von den Seinen gewünscht hatte, ward ihr selbst die Trennung zuteil. Weil sie dem Mönch seinen Besen aus der Hand gerissen hatte, wurde ihr ihr Söhnchen entrissen. Weil sie ihm aber den Besen später wiedergab, so erhielt sie auch ihr Kind zurück. Weil sie und ihr Gemahl die reine Religion der Dschina annahmen, so wurden beide in reinen Familien geboren und erhielten das Königtum und andere Glücksgüter.

Der Mönch aber, welchen sie damals peinigten, o König, der bin ich selbst und bin inzwischen der Allwissenheit teilhaft geworden. Sie leben seitdem bereits im zweiten, ich noch in demselben Dasein."

Als das die Anwesenden hörten, ergriff sie alle die Unlust am Weltleben. Alte Leute, welche zugegen waren, sagten: „Prijamitras Haus steht heute noch in Prithiwīsthāna; und die ganze Geschichte ist uns wohlbekannt. Wie groß ist doch dieses Mönches Wissen!"

Das Ehepaar Mahābala und Malajasundarī machte sich nun Vorwürfe der von ihm früher begangenen Sünden wegen und nahm die Religion der Rechtgläubigen an. König Wīradhawala setzte Malajakētu, Schūra dagegen Mahābala als König ein; dann wurden beide Mönche; und im nächsten Dasein werden sie die Erlösung erreichen.

Der König Malajakētu kehrte nach Tschandrāwatī zurück und widmete sich seinen Herrscherpflichten. Mahābala setzte sein Söhnchen Schatabala in der Stadt Sāgaratilaka zum König ein und begab sich mit seiner Gemahlin nach Prithi-

wīsthāna. Da der Wjantaragott bei ihm blieb, so besiegte er alle seine Feinde und genoß mit Malajasundarī zusammen viele Jahre lang das Glück des Königtums. Er schmückte die Erde mit Dschinatempeln, und im Laufe der Zeit ward ihm ein zweiter Sohn geboren, welcher den Namen Sahasrabala erhielt[1].

> Geburt in einer guten Familie, eine Ehefrau, die man um ihre Sinnesart beneidet, Belustigungen für den Körper, Reichtum mit Männlichkeit geschmückt, Söhne mit reinem Lebenswandel und Freunde ohne Fehle: das sind die schnell reifenden Früchte der guten Werke.

Diesem übergab er sein Reich, während er selbst mit seiner Gemahlin zu Füßen seines geistlichen Lehrers, der Welt entsagend, die Weihe nahm. Seine beiden Söhne, deren jeder nun ein Reich für sich besaß, schirmten die Dschainareligion.

Der königliche Mönch Mahābala lernte bei seinem geistlichen Lehrer alle Gegenstände, den Siddhānta und den Besitz des Jōga und wanderte schließlich, wie es einem in allen Wissenschaften völlig gelehrten Mönch geziemt, ganz allein überall umher.

Eines Abends kam er in den Park der Stadt Sāgaratilaka und blieb daselbst in der Dämmerungszeit. König Schatabala ward von dem mit der Aufsicht über den Park betrauten Forstmeister seine Ankunft gemeldet. Er dachte: „Morgen früh will ich dem Mönch, der mein Vater ist, mit allem Pompe huldigen", und während er es kaum erwarten konnte, bis die Nacht ihr Ende nahm, verschenkte er Freudengaben.

Inzwischen aber hatte Kanakawatī, welche in derselben Stadt wohnte, den Mönch bemerkt, und weil sie befürchtete, er möchte von ihren Gemeinheiten erzählen, ging sie in der Nacht zu ihm, umgab ihn ringsum mit Hölzern und zündete sie an. Das Feuer flammte so mächtig empor, daß der Mönch, welcher reine Gedanken hegte, den Staub der Werke von sich abgeschüttelt und das Brennholz der Werke verbrannt und

[1] „Tausendkräftig."

dadurch die Allwissenheit erlangt hatte, im Augenblick das größte Glück, die Erlösung, erlangte. Das Weib aber kehrte nach Hause zurück.

Am Morgen kam der König, seinem Vater zu huldigen. Als er sah, was geschehen war, weinte er laut. Auf seinen Befehl gingen seine Soldaten den Spuren nach, die sich an der Stelle fanden, nahmen Kanakawatī fest und brachten sie. Unter allerlei Martern ward sie getötet und fuhr in die sechste Hölle[1].

Auch König Sahasrabala war tief betrübt, als er hörte, was sich ereignet hatte.

Die Nonne Malajasundarī, welche die 11 Anga[2] gelernt hatte, erlangte das Awadhiwissen[3] und ward zur Oberin gemacht. Da sie erkannte, daß der Mönch Mahābala die Erlösung erlangt hatte, kam sie an den Ort, wo dies geschehen war. König Schatabala kam zu ihr, um ihr zu huldigen. Er hörte ihre Unterweisung, und als er von ihr erfuhr, daß sein Vater erlöst war, ließ er seinen Kummer fahren. An dem Orte aber, an dem er die Erlösung erlangt hatte, ließ er einen Tempel errichten und ließ in ihm ein Standbild seines Vaters aufstellen. Da er der von den Dschina gelehrten Religion ergeben war, ließ er sich's immer angelegen sein, die Dschainalehre zu Ehren zu bringen.

Die Oberin verabschiedete sich von ihm und begab sich nach Prithiwīsthāna. Auch König Sahasrabala ließ ab von seinem Gram, als er von ihr die Erlösung seines Vaters erfuhr. Als treuer Diener der Religion verehrte er die Lehre der gesegneten Allwissenden[4]. In jeder Stadt und in jedem Dorfe ließ er Dschinatempel, Hospize, Almosenhäuser errichten und andere wohltätige Einrichtungen treffen und schmückte mit ihnen die Erde.

Die Oberin Malajasundarī lebte noch viele Jahre in Selbstzucht, fastete, als sie ihr Ende herannahen fühlte, kam da-

---

[1] Vgl. Einl. zu Hēm., Par. S. 12. [2] Die heiligen Schriften der Dschaina. [3] Transzendente Erkenntnis materieller Dinge; Hēm., Par. S. 22. [4] D. i. der Dschina.

durch in den Atschjutahimmel[1], ward dann in Widēha[2] wiedergeboren, wird dort wieder Nonne und dann erlöst werden.

Hundert Jahre nach der Erlösung des gesegneten Parschwanātha[3] wurde Malajasundarī geboren.

[1] Atschjuta-Kalpa. Die vierte und höchste Abteilung der Götter, die Waimānika, zerfallen in Kalpa-Bewohner und in Kalpa-Lose. Der Höchste der 12 Kalpa heißt Atschjuta (Tattw.-S. IV, 20). [2] Nach der Dschaina-Lehre ein gesegnetes Land in der Mitte des mittelsten Kontinents, Tattw.-S. III, 10ff. [3] Des 23. Dschina. Der 24. Dschina, Wardhamāna, lebte nach einigen in der letzten Hälfte des 6., nach anderen in der ersten Hälfte des 5. Jahrhunderts v. Chr. Zwischen ihm und Pārschwanātha liegen nach der Überlieferung der Dschaina 250 Jahre (Bühler, Über die ind. Secte der Jaina, Wien 1887, S. 7).

56. Der Blinde und der Lahme

Eine Feuersbrunst brach in einer Großstadt aus. In dieser befanden sich zwei hilflose Männer, ein Lahmer und ein Blinder. Als der Lahme die Bewohner der Stadt fliehen sah, indem ihre Augen in Angst vor dem Feuer umherirrten, ward er, obwohl er den Weg kannte, auf dem er zu fliehen vermocht hätte, weil ihm die Fähigkeit des Gehens mangelte, von dem allmählich herannahenden Feuer verbrannt. Der Blinde besaß zwar die Fähigkeit, zu gehen; da er aber den Weg zur Flucht nicht erkannte, lief er eiligst dem Feuer entgegen, stürzte in eine mit Glut gefüllte Grube und verbrannte gleichfalls.

So lautet das Gleichnis. Seine Anwendung aber ist diese: So kann auch ein Wissender, dem die Tat mangelt, dem Feuer des Karman[1] nicht entgehen, und ein anderer nicht, wenn ihm das Wissen mangelt.

57. Der Blinde und der Lahme (zweite Erzählung)

In einem Walde befanden sich Leute, welche aus Furcht vor einem König[2] aus der Stadt geflohen waren. Da sie hier wieder durch einen Überfall in Gefahr gerieten, flüchteten sie, ihre Wagen im Stiche lassend. Auch zwei Männer ließen sie im Stiche, die so gut wie hilflos waren, einen Blinden und einen Lahmen. Als der Überfall vorüber war, entstand durch das Feuer, welches die Leute unterhalten hatten und welches durch den Wind verbreitet wurde, ein Waldbrand.

Die beiden gerieten in Angst. Der Blinde warf sein Ober=

[1] Die durch die Taten in früheren Existenzen erworbene Schuld und die ebenso gesammelten guten Werke. [2] Es ist wohl ein feindlicher König gemeint, der die Stadt überfällt, nicht der eigene, der die Leute verbannt hat.

gewand ab und floh, gerade aufs Feuer zu. Der Lahme rief ihm zu: „Flieh nicht dorthin, Blinder! Dort ist gerade das Feuer!" Der andere fragte: „Wohin soll ich mich denn aber wenden?" Der Lahme sagte: „Ich könnte dir den Weg vorwärts zeigen, so weit du wolltest; da ich aber lahm bin, so nimm mich auf deine Schultern, damit ich dir angebe, wo du den Schlangen, Dornen, dem Feuer und anderen Gefahren aus dem Wege gehen kannst und damit ich dich glücklich in die Stadt weisen kann." Der Blinde nahm den Vorschlag an und richtete sich nach des Lahmen Worten, und so gelangten die beiden wohlbehalten in die Stadt.

So lautet das Gleichnis. Seine Anwendung aber ist diese: Durch die Tat und das Wissen gelangt man in die Stadt der Erlösung.

58. Folgen der Unbedachtsamkeit

Die Frau eines Soldaten ward schwanger und ebenso das Weibchen eines Ichneumons. Beide gebaren in einer Nacht. Da dachte die Frau: „Das Junge soll meines Söhnchens Gespiele sein." Darum gab sie auch ihm Butter und Milch. Während sie nun eines Tages mit dem Enthülsen von Reis beschäftigt war und ihr Söhnchen auf ein Bettchen gelegt hatte, stieg auf dieses eine Schlange empor und biß das Kind, so daß es starb. Als sie wieder herabstieg, ward sie von dem Ichneumon bemerkt und in Stücke gerissen.

Darauf lief der Ichneumon mit blutbesudelter Schnauze der noch mit dem Enthülsen Beschäftigten vor die Füße und schmeichelte ihr. Sie dachte: „Er hat mein Söhnchen gebissen" und schlug ihn mit der Mörserkeule tot. Dann lief sie zu ihrem Söhnchen, und als sie dort die zerfetzte Schlange fand, verdoppelte sich ihr Schmerz.

Hier in Indien liegt eine Stadt namens Khi'ipa'itthija, in welcher einst König Dschijasattū regierte.

Eines Tages ließ der König mit der Anlage eines Bildersaals beginnen und die Wände zu gleichen Teilen unter die Mitglieder der Malergilde verteilen. Viele Maler begannen nun zu malen, unter ihnen auch ein alter Mann, welcher Tschittanga'a hieß. Das währte eine geraume Zeit. Dem Alten aber brachte seine Tochter, die Jungfrau Kanajamandscharī, täglich sein Essen.

Einst hatte sie sich wieder mit dem Essen aufgemacht, um es ihrem Vater zu bringen. Da kam auf der menschengefüllten Königsstraße ein Reiter auf seinem Roß in voller Karriere einhergesprengt. Voll Angst flüchtete die Jungfrau; als er aber vorbei war, begab sie sich zu ihrem Vater.

Als Tschittanga'a sah, daß seine Mahlzeit da war, verließ er eines Bedürfnisses wegen den Saal. Da nahm Kanajamandscharī wundershalber einen Pinsel und malte auf den Fußboden mit schönen Farben eine Pfauenfeder, ganz naturgetreu. Darauf kam König Dschijasattū in seinen Bildersaal. Während er ein Gemälde betrachtete, gewahrte er die Pfauenfeder auf dem Estrich, und weil sie ihn gar lieblich dünkte, so bückte er sich und streckte seine Hand nach ihr aus, um sie aufzuheben. Dabei knickte er sich aber nur seine Nägel, welche Muschelschalen glichen.

Beschämt sah er sich nach allen Seiten um. Kanajamandscharī dagegen sagte zu ihm, nachdem sie sich satt gelacht hatte[1]: „Da mein Stuhl auf drei Beinen nicht stehen wollte, suchte ich mir einen vierten Dummen und habe jetzt in dir das vierte Stuhlbein gefunden.“ Der König fragte: „Wieso? Erkläre mir den Sachverhalt!“ Sie lachte wieder und sprach: „Während ich meinem Vater Essen trug, ritt auf der Königsstraße mit

[1] Sie weiß nicht, daß sie es mit dem König zu tun hat.

Windeseile ein Mann sein Roß. Keine Spur von Mitleid kannte der Mann, so daß auf der Königsstraße Greise, Kinder, Weiber und wer sich sonst nicht zu retten vermochte, unter die Hufe kam. Dieser Erznarr war mein erstes Stuhlbein. Das zweite ist der König, weil er den Saal zu gleichen Teilen unter die Maler vergeben hat. In allen den anderen Familien befinden sich viele Maler[1]. Mein Vater dagegen hat erstens keinen Sohn; zweitens ist er alt, und drittens ist er arm. Trotz alledem ist ihm der gleiche Raum zugewiesen worden. Das dritte Stuhlbein ist mein Vater selber; denn da er allein malen muß, so hat er bei der Ausschmückung des Bildersaals seine Ersparnisse zugesetzt. Ich bringe ihm nun Essen, so gut und schlecht ich's ihm zu bieten vermag, und wenn es da ist, geht er erst, sich zu erleichtern. Was taugt es noch, wenn es kalt geworden ist?"

Der König fragte: „Inwiefern bin nun ich das vierte Stuhlbein?" Sie antwortete ihm: „Jeder andere hätte sich gefragt: ‚Wie sollten denn hierher Pfauen kommen?' Nun könnte die Feder ja irgendwie hereingebracht worden sein; da hätte ein anderer aber erst genau hingesehen."

Der König sprach: „Du hast recht, ich bin ein Narr und das vierte Bein deines Stuhls." Er hatte gehört, wie witzig sie die Worte zu setzen wußte, und gesehen, welche Anmut ihren Körper schmückte: was Wunder, wenn er sich in sie verliebte! Kanajamandscharī aber kehrte heim, nachdem ihr Vater das Mahl verzehrt hatte, das sie ihm gebracht.

Nun sandte der König seinen Kanzler Sugutta zu Tschittanga'a und warb durch seinen Mund um Kanajamandscharīs Hand. Der Maler sagte: „Ich bin ein armer Mann. Wie könnte ich da eine Hochzeit ausrichten und den König ehren, wie sich's gebührt?" Diese Antwort brachte der Minister dem König, und der König ließ Tschittanga'as Haus füllen mit Geld, Getreide, Gold und anderen Schätzen; und an einem glückverheißenden Tag und zu glücklicher Stunde vermählte er sich unter großer Prachtentfaltung mit der Jungfrau, schenkte ihr einen Palast und wies ihr eine große Menge Sklavinnen zu.

[1] Da das Gewerbe in Indien vom Vater auf die Söhne vererbt.

Der König besaß eine große Zahl adliger Gemahlinnen; die kamen einzeln, jede Nacht abwechselnd, in sein Schlafgemach. An diesem Tag aber ward Kanajamandschārī dahin befohlen. Mit all ihrem Schmucke geziert, begab sie sich dorthin, begleitet von einer Sklavin Majanijā, und ließ sich auf einem Stuhle nieder. Nach einiger Zeit kam der König. Da stand sie auf und empfing ihn in aller höflichen Form, worauf er sich auf sein Ruhebett legte.

Nun hatte Kanajamandschārī schon vorher zu Majanijā gesagt: „Sobald der König sich niederlegt, bittest du mich um eine Geschichte, so daß er es hört." Darum sprach Majanijā in diesem Augenblick: „Erzähl' mir doch ein Geschichtchen, Herrin, bis sich der König mit dir beschäftigt." Die andere erwiderte: „Laß den König nur erst einschlafen, Majanijā; dann will ich dir eins erzählen." Der König dachte: „Was wird sie wohl für ein Geschichtchen erzählen? Das will ich mir doch anhören!" So dachte er und tat, als ob er schliefe. Da sagte Majanijā: „Der König schläft, Herrin! Erzähl' mir das Geschichtchen!" Die andere sprach: „So höre denn!

In der Stadt Wasanta'ura lebte ein Handelsherr Waruna. Der ließ aus einem einzigen Steine ein Tempelchen bauen, eine Hand groß, und in dieses ein vierhändiges[1] Götterbild setzen." Majanijā sagte: „Wie hatte denn ein vierhändiger Gott darinnen Platz, wenn das Tempelchen nur eine Hand groß war?" Die andere sprach: „Jetzt schläfert mich; ich will dir's morgen sagen." Majanijā sagte: „So sei es!" und ging hinaus nach ihrer Wohnung.

Den König plagte die Neugier: „Wie mag die Lösung sein?" Kanajamandschārī aber legte sich gleichfalls nieder.

In der nächsten Nacht ward sie wieder zu ihm befohlen; da redete Majanijā zu ihr wie in der vorigen und sprach: „Erzähl' mir doch das halberzählte Geschichtchen zu Ende, Gebieterin!" Die andere sprach: „Der Gott, meine Freundin,

---

[1] Im Prākrit heißt „vierhändig" 1. „vier Handlängen groß", 2. „vier Hände habend". Im Deutschen läßt sich der Doppelsinn leider nicht nachahmen.

hatte vier Arme[1]; „vierhändig“ sollte nicht, wie du dachtest, das Maß des Standbildes bezeichnen. Und damit ist mein Geschichtchen zu Ende.“

Majanijā sagte: „Erzähl' mir noch eins!“ Kanajamandschārī sprach:

Es war einmal ein großer Wald, liebe Freundin; in dem stand ein mächtiger, rotblütiger Aschōkabaum, der seine Äste und Zweige nach allen Seiten hin ausstreckte; und dennoch mangelte ihm der Schatten.“ Majanijā sprach: „Wie konnte ein so mächtiger Baum des Schattens ermangeln?“ Die Erzählerin antwortete: „Ich will dir's morgen sagen; ich kann nicht mehr vor Müdigkeit.“

Weil der König auf die Lösung neugierig war, befahl er sie auch auf die dritte Nacht zu sich. Wie vorher fragte Majanijā sie, und sie antwortete ihr: „Der Baum hatte keinen Schatten; denn der lag unter ihm.“ Dann erzählte sie ihrer Sklavin auf deren Bitte abermals eine Geschichte:

In einem Dorfe lebte ein Schulze, der hatte ein großes Kamel, und dieses Kamel ging frei umher. Als es eines Tages wieder umherging, gewahrte es einen mächtigen Babbūlabaum[2], der über und über mit Blättern, Blüten und Früchten beladen war. Es streckte seinen Hals nach ihm aus, vermochte ihn aber nicht zu erreichen. Lange Zeit mühte es sich vergebens darum; immer krampfhafter reckte es den Hals nach allen vier Seiten. Als es auf gar keine Weise zu ihm gelangen konnte, ward es schließlich wütend und besudelte den Baum mit seinem Unrat.“ Majanijā sprach: „Wie konnte es ihn mit seinem Unrat besudeln, da es ihn doch nicht einmal mit seinem Maule erreichen konnte?“ Die andere sagte: „Ich will dir's morgen erzählen.“ Am nächsten Tage aber geschah alles wie am vorigen, und Kanajamandschārī sagte: „Der Babbūlabaum stand im Innern einer wasserleeren Zisterne; darum konnte ihn das Kamel nicht abweiden.“

In dieser Weise verstand es Kanajamandschārī, den König

[1] Es handelte sich also um ein Standbild des Wischnu. [2] Acacia arabica.

sechs Monate lang mit derartigen Erzählungen zu erfreuen[1], die seine Neugier erregten. Nach Ablauf dieser Zeit aber fesselte ihn eine starke Neigung an seine neue Gemahlin. Er dachte an nichts anderes, als mit ihr der Liebe Freuden zu genießen und verbrachte seine Zeit ausschließlich in ihrer Gesellschaft.

Ihre Ehegenossinnen aber waren sehr böse auf Kanajamandschārī, suchten nach allen Gelegenheiten, ihr zu schaden, und sagten untereinander: „Sie hat den König behext, so daß er völlig ihr Sklave ist und sich selbst um diejenigen seiner Gemahlinnen nicht mehr kümmert, die den berühmtesten Dynastengeschlechtern entstammen. In diese Handwerkerstochter dagegen ist er ganz vernarrt, so daß ihm aller Sinn für Gut und Schlecht abhanden gekommen ist, daß er kein Auge mehr für die Regierungsgeschäfte hat und gar nicht merkt, wie ihm sein Vermögen infolge ihrer Zauberkünste unter den Händen zerrinnt."

Alle Tage aber zur Mittagszeit begab sich Kanajamandschārī in das innerste Zimmer ihres Palastes, und wenn sie darinnen mutterseelenallein war, so legte sie die Kleider und die Geschmeide ab, die ihr der König geschenkt, und das ärmliche Gewand, die Schmuckstücke aus Blei und Zinn an, die sie von ihrem Vater hatte. Dann redete sie mahnend ihre Seele an: „Überhebe dich nicht deines Reichtums wegen, meine Seele, berausche dich nicht und vergiß nicht, wer du bist. All dieser Reichtum gehört dem König; dir gehören nur die Kleider, die beim vielen Waschen vom Stock zerschlagen sind, und dieser Schmuck. Bleib also hübsch demütig, damit du diesen Reichtum lange genießest; sonst könnte dich der König eines Tags recht unsanft von sich stoßen."

Ihre Mitgemahlinnen beobachteten sie, wie sie sich alle Tage so einschloß, gingen zum König und sagten zu ihm: „Wenn du uns auch nicht mehr liebst, so wollen wir dich dennoch vor Schaden bewahren; denn der Frauen einzige Gott-

[1] Die Sanskritübersetzung fügt noch eine Anzahl weiterer Erzählungen hinzu.

heit ist ihr Gemahl. Das Weib, das die Geliebte deines Herzens ist, ist eben dabei, sich einen Zauber anzueignen oder unheilstiftende Beschwörungen durchzuführen. Nur du bist blind gegen das dir drohende Unheil, weil sie sich deiner Seele bemächtigt hat." Der König forderte sie auf, sich deutlicher zu erklären, und sie sagten: „Tag für Tag geht sie zur Mittagsstunde in ihr Boudoir, verriegelt die Tür und verbringt in ihm geraume Zeit, indem sie unverständliche Sprüche murmelt. Glaubst du uns nicht, so beobachte sie; du kannst es ja durch einen deiner Diener tun lassen."

Als das der König gehört hatte, ging er selbst. Kanajamandscharī begab sich in ihr Gemach, und kaum war sie darinnen, so trat er an ihre Tür, um sie zu belauschen. Er sah, daß sie wirklich tat, wie seine anderen Frauen es ihm geschildert hatten, hörte aber auch ihre Selbstermahnung. Da frohlockte sein Herz: „Wie klug sie ist, wie frei von allem Hochmut und wie weise! Sie ist wahrhaftig aller Tugenden Hort. Die anderen sind eifersüchtig auf sie; kein Wunder, da sie die Ehe mit ihr teilen müssen! Daher kommt es, daß ihnen gerade ihre Vorzüge als Makel erscheinen."

Und in seiner Freude erhob der König sie zur Herrin über sein ganzes Reich und setzte ihr die Krone aufs Haupt.

60. Mandija

In der Stadt Wennājada lebte einst ein Bettler (?) namens Mandija, der sich damit beschäftigte, anderer Leute Eigentum zu rauben. Der erzählte den Leuten, er leide an einer bösartigen Geschwulst, trug beständig um sein Knie einen mit feuchtem Aufstrich belegten Verband und trieb so auf der Königsstraße sein Bettlergewerbe. Wenn er sich von der Stelle bewegte, so tat er es sichtlich mit der größten Mühe und vermochte kaum zu gehen, indem er sein Bein mit einem Stocke stützte. Wenn aber die Nacht kam, so brach er Löcher in die Mauern der Häuser, holte aus ihnen Gut, so viel er vermochte,

und brachte es in die unterirdische Höhlenwohnung, die er in der Nähe der Stadt an einer abgelegenen Stelle des Parkes besaß.

In dieser Höhle lebte auch ein Mädchen, seine Schwester, und mitten in der Höhle befand sich ein Brunnenschacht. Durch Aussicht auf Gewinn pflegte der Räuber Leute zu verführen, ihm das Diebesgut zu tragen; brachte er nun einen solchen Gehilfen mit, so lud seine Schwester diesen ein, sich auf einem Stuhl niederzulassen, den sie vorher an den Rand des Schachtes gestellt hatte, faßte seine Füße unter dem Vorwand, sie zu waschen, und stürzte ihn in die Tiefe, so daß er umkam.

So trieb der Räuber sein Handwerk in der Stadt eine geraume Weile. Die Polizeibeamten, die mit dem Fang von Dieben beauftragt waren, vermochten seiner nicht habhaft zu werden, und die ganze Stadt geriet in Aufregung, die sich in lauten Kundgebungen äußerte.

Nun war in ihr in der oben geschilderten Weise[1] Mūladēwa König geworden. Vor diesen traten die Bürger und klagten ihm, wie es der Räuber trieb: „Seit langer Zeit raubt ein Dieb unsere Stadt aus, und niemandem gelingt es, ihn zu erwischen. Sorge auf irgendeine Art für Abhilfe!"

Da setzte der König einen andern Polizeimeister ein; aber auch dieser vermochte den Räuber nicht dingfest zu machen. Nun hüllte sich Mūladēwa in einen schwarzen Mantel und machte sich selbst in der Nacht auf die Streife.

Unerkannt legte sich Mūladēwa in einer Halle[2] nieder und wartete der Dinge, die da kommen sollten. Da trat der Räuber Mandija an ihn heran und sprach zu ihm: „Wer liegt da?" Mūladēwa antwortete: „Ich bin ein Bettler." Der andere sagte: „Komm mit! Ich will aus dir einen Menschen machen." Mūladēwa erhob sich. Der Räuber durchbrach an eines reichen

---

[1] In Dēwēndras Kommentar, dem diese Erzählung entlehnt ist. Über Mūladēwa s. zu Nr. 26, Anm. S. 373. [2] Gemeint ist eine Unterkunftshalle, wie sie in indischen Städten für Reisende und sonstige Obdachlose eingerichtet waren.

Mannes Haus die Wand, holte eine große Menge von allerlei Gut aus dem Gebäude und lud es ihm auf. Dann verließen die beiden die Stadt; Mūladēwa ging voran, der Räuber mit gezücktem Schwert hinter ihm drein. So kamen sie an die Höhlenwohnung.

Der Räuber machte sich daran, seinen Raub zu bergen, und sagte zu seiner Schwester: „Dieser Mann ist mein Gast; wasche ihm die Füße!" Sie bat Mūladēwa, auf dem Sitze Platz zu nehmen, der am Rande des Schachtes stand. In der Absicht, Mūladēwa hinabzustürzen, nahm sie einen seiner Füße in die Hand, als wollte sie ihn reinigen. An der außerordentlichen Zartheit der Füße jedoch erkannte sie, daß der Fremde früher einmal im Genusse eines Königreichs gestanden haben müsse; nur so konnte sie sich die Feinheit seiner Glieder erklären. Da ward sie von Mitleid ergriffen; und während sie ihm zu Füßen saß, gab sie ihm einen Wink: „Fort! Sonst bist du des Todes!"

Mūladēwa machte, daß er fortkam. Das Mädchen erhub ein Geschrei: „Er ist ausgerissen! Er ist ausgerissen!" Der Räuber zog sein Schwert und lief hinter ihm drein. Als der König auf die Königsstraße kam, lief er nach einem Schiwa-Linga[1], von dem er wußte, daß es ganz in der Nähe auf einem Platze stand, und versteckte sich hinter ihm. Der Räuber hielt das Linga für den Flüchtling selbst, hieb es mit seinem stählernen Schwert entzwei und kehrte in seine Höhlenwohnung zurück.

Nachdem er in ihr die Nacht verbracht hatte, kam er am frühen Morgen aus ihr hervor und ging aus. Mitten auf dem Markte spielte er wieder den Bettler. Der König ließ ihn durch einige seiner Leute holen; da dachte er: „Gewiß habe ich den Mann nicht getötet, und sicherlich wird der Mann der König gewesen sein!" Die Leute führten ihn vor Mūladēwa. Als er eintrat, stand dieser höflich vor ihm auf und bat ihn, auf einem Sessel Platz zu nehmen. Darauf unterhielt er sich lange mit ihm in freundlichster Weise und sagte schließlich:

[1] Symbol des Schiwa in Form einer oben abgerundeten Säule.

„Gib mir deine Schwester!“ Der Räuber tat's, und der König vermählte sich mit ihr. Dem Räuber aber verlieh er allerlei Pfründen.

Nach Ablauf einiger Zeit sagte der König zu Mandija: „Ich brauche Geld!“ Da schaffte ihm der andere Gut die schwere Menge herbei, wofür ihn der König gebührend belohnte. Als er nochmals um Geld bat, erhielt er es ebenso und überhäufte dafür den Räuber mit Beweisen seiner Liebe und Hochachtung. In dieser Weise erreichte er es, daß jener ihm schließlich seine gesamte Habe brachte. Der König fragte des Räubers Schwester und erhielt zur Antwort: „Das ist unser ganzer Besitz.“

Darauf gab Mūladēwa auf Grund eines Verzeichnisses, das er für sich hatte zusammenstellen lassen, das ganze Diebesgut den rechtmäßigen Besitzern zurück; den Mandija dagegen ließ er pfählen.

61. Agaladatta

König Dschijasattu von Udschdschēnī hatte einen Wagenlenker namens Amōharaha. Dieser hatte eine Gemahlin Dschasamatī und von ihr einen Sohn, welcher Agaladatta hieß.

Agaladatta war noch ein Kind, als sein Vater das Zeitliche segnete. Da seine Mutter unaufhörlich weinte, fragte er sie eines Tages nach dem Grunde ihres Kummers; und als er sich nicht abweisen ließ, sondern sie immer dringender fragte, sagte sie zu ihm: „Der Wagenlenker Amōhapahārī ist in die glänzende Stellung deines Vaters eingerückt; und wenn ich dies harte Los vor Augen sehe und sehe, daß du für deinen Beruf noch nicht vorgebildet bist, so brennt mir das Herz.“ Der Knabe erwiderte: „Könnte mich denn niemand ausbilden?“ Sie gab ihm zur Antwort: „In Kōsambī wohnt ein Freund deines Vaters, Dadhappahārī; der würde es wohl tun.“

Da wanderte Agaladatta nach Kōsambī und machte Da=

dhappahārī seine Aufwartung. Der war ein kundiger Lehrer der Führung von Bogen, Schwert und Wagen. Er nahm sich des Knaben an und unterrichtete ihn nicht nur im Gebrauch des Bogens, sondern lehrte ihn auch, des Feindes Diskus durch den eigenen abzuschlagen, lehrte ihn den Gebrauch von Zauberwaffen und andere Künste.

Es kam die Zeit, da Agaladatta ausgelernt hatte und Abschied nahm von der Familie seines Meisters. Da ging er an den Hof des Königs, um zu zeigen, was er gelernt hatte. Er führte die Handhabung von Schwert und Schild und alles vor, was er sonst gelernt und wie es ihn sein Meister gelehrt, und alle waren ganz begeistert. Nur der König sagte: „Das ist doch nichts Besonderes", und wunderte sich nicht einmal. Doch fügte er hinzu: „Soll ich dir dafür etwas geben?" Da sagte Agaladatta: „Was liegt mir an einer anderen Spende, da Ihr mir nicht einmal Euren Beifall spendet?"

Nun wurden zur selben Zeit und in derselben Stadt deren Bewohner beim König vorstellig: „In Eurer göttergeliebten Majestät Residenz wird in unerhörter Weise ein Einbruch nach dem andern verübt; eben erst wieder sind Diebstahl und Raub fremden Gutes vollführt worden, von wem, das wissen wir nicht. Darum geruhe Eure göttergeliebte Majestät ernstlich, das Vermögen der Städter zu schirmen."

Da befahl der König dem Polizeimeister der Stadt: „Sorge dafür, daß die Diebe innerhalb von sieben Tagen ergriffen werden!"

Als Agaladatta das hörte, überlegte er, daß dies für ihn eine Gelegenheit sei, sich auf den Weg zu machen. Darum sagte er zum König: „Innerhalb von sieben Tagen, o Herr, will ich die Diebe bringen und Euch vor die Füße legen." Der König billigte das Anerbieten, nahm es an und sprach: „Du magst es tun!"

Froh und zufrieden in seinem Herzen verließ Agaladatta das Königsschloß und dachte: „Räuber und sonstige Übeltäter treiben sich unter allerlei falschen Abzeichen und Verkleidungen in Kneipen und an ähnlichen Orten umher; darum

will ich diese Orte selbst absuchen und durch Späher absuchen lassen." Nachdem er sie hatte durchsuchen lassen, eilte er vor die Stadt, und als er draußen war, setzte er sich ganz allein unter einem edlen Mangobaum nieder, der kühlen Schatten bot, und verweilte daselbst, in ein ärmliches und schmutziges Gewand gekleidet und nachsinnend über ein Mittel, die Räuber zu fangen.

Nach einer Weile suchte ein Mönch, unverständliche Worte murmelnd, den Schatten desselben Mangobaumes auf, brach von dem Baume Schößlinge und Zweige ab und ließ sich auf ihnen nieder. Dabei bemerkte Agaladatta, daß der Mönch kräftige Waden und lange Beine hatte. Als er das sah, erschrak er in seinem Herzen und dachte: „Seine Gliedmaßen deuten auf ein böses Handwerk; der Mann ist sicher ein Räuber."

Schon aber redete ihn der Mönch an und sprach: „Wo bist du denn her, mein Sohn, und warum bist du denn auf der Wanderschaft?" Agaladatta antwortete ihm: „Ich bin aus Udschdschēnī, heiliger Mann, und streife umher, weil ich mein Vermögen eingebüßt habe." Der andere sagte: „Ich will dir viel kostbares Gut verschaffen, mein Sohn." Agaladatta sprach: „Ich bin Euch sehr verbunden."

Inzwischen ging der Tag zur Rüste, und auch die Dämmerung ging vorüber. Da zog der Mönch aus seinem Dreistab[1] ein Schwert hervor und gürtete seine Lenden. Dann stand er auf und sprach: „Laß uns nach der Stadt gehen!"

Mißtrauisch folgte ihm Agaladatta und dachte: „Das ist der Räuber!" Sie kamen in die Stadt und an ein Haus, bei dessen Anblick jeder große Augen machte; denn er deutete auf reichen, ja auf überreichen Besitz des Eigentümers.

Der Mönch brach in die Mauer ein Loch, das die Gestalt eines Schrīwatsa[2] hatte, und kroch durch dasselbe hinein.

---

[1] Die brahmanischen Mönche tragen drei zusammengebundene Stäbe.

[2] „Schrīwatsa" heißt eine Haarlocke auf Wischnus Brust. Der Einbrecher wählt ihre Form, um dadurch seinem Unternehmen einen günstigen Erfolg zu sichern.

Einen Korb nach dem andern brachte er heraus, alle mit Schätzen gefüllt. Dann entfernte er sich, indem er Agaladatta zur Bewachung derselben zurückließ.

Agaladatta dachte: „Ich will der Sache auf den Grund gehen." Da kam auch schon der Mönch mit einer Anzahl armer Leute zurück, die er aus einem Dschakkha-Tempel[1] geholt und für sich gewonnen hatte. Diese Männer hoben die Körbe auf und liefen eilends mit ihnen zur Stadt hinaus. Der Mönch aber sagte zu ihm: „Mein Sohn! Wir wollen uns in diesem verfallenen Garten ein Stündchen Schlaf gönnen, solange es noch Nacht ist. Dann wollen wir weitergehen." Agaladatta antwortete: „Das wollen wir tun, mein Vater."

Da setzten die Männer ihre Körbe nieder und überließen sich dem Schlaf. Der Mönch dagegen und Agaladatta hatten sich zwar ein Lager bereitet, taten aber nur so, als ob sie schliefen und lauerten. Darauf erhob sich Agaladatta ganz leise, entfernte sich und versteckte sich hinter einem Baume, wo er sich ruhig verhielt. Als der Mönch sicher war, daß seine Leute eingeschlafen waren, ermordete der Undankbare sie. Da er aber Agaladatta auf seinem Blätterlager nicht mehr vorfand, so machte er sich auf, ihn zu suchen.

Agaladatta hatte sich hinter einem Gebüsch versteckt. Als der Mönch ihn nun suchte und gerade auf ihn zukam, versetzte jener ihm mit seinem Schwert einen Hieb und traf ihn an der Schulter, so daß er schwer verwundet und bewußtlos niederstürzte. Nachdem er wieder zu sich gekommen, sagte er zu Agaladatta: „Nimm dies mein Schwert, lieber Sohn, und bringe es nach der Westseite des Verbrennungsplatzes. Wenn du an den Tempel der Santidschdschā[2] kommst, so bleib an seiner Mauer stehn und rufe. Dort wohnt in einer unterirdischen Wohnung meine Schwester. Bitte, gib ihr mein Schwert. Sie soll deine Frau sein, und du sollst der Herr meines ganzen Vermögens werden. Mit mir aber ist's aus; dein Hieb hat zu tief gesessen!"

---

[1] Dschakkha = sanskrit. Jakscha. Über die Jakscha s. Einleitung, S. 8.
[2] Eine nicht näher bekannte, vermutlich lokale Gottheit.

Agaladatta nahm das lange, schlanke Schwert und ging. Als er an den Tempel kam, sah er sie, schön wie eine Göttin[1]. Sie fragte ihn: „Wo kommst du her?" Da überreichte er ihr das Schwert.

Tiefe Betrübnis erfüllte ihre Seele und malte sich auf ihrem Antlitz; doch verbarg sie schnell ihren Schmerz und führte Agaladatta in den Santidschdschā-Tempel. Sie reichte ihm einen Stuhl, und er ließ sich darauf nieder, indem er argwöhnisch beobachtete, was sie tat. Mit großer Sorgfalt bereitete sie ein Lager und sprach: „Kommt und ruht Euch aus!" Doch er überließ sich nicht dem sorglosen Schlummer, sondern ging, sobald er sah, daß ihre Aufmerksamkeit einen Augenblick abgelenkt war, an einen andern Ort und legte sich da auf die Lauer.

Über dem Bette aber war schon vorher ein Felsblock angebracht gewesen; diesen Felsblock löste sie aus, so daß er herabstürzte und das Bett zu Staub zermalmte. Dann rief sie froh und zufrieden: „Ha! Ich habe meines Bruders Mörder vernichtet!"

Aber Agaladatta stürzte aus seinem Versteck hervor, packte sie beim Haar und rief: „Du Hurkind! Wer vermöchte mich zu töten?"

Da warf sie sich ihm zu Füßen und sprach: „Sei du mein Schutz und Schirm!" Er antwortete ihr: „Fürchte dich nur nicht!" Dann nahm er sie mit sich nach dem Königsschloß. Der König und die Bürger der Stadt huldigten ihm, und alle Genüsse standen ihm von nun an zu Gebote.

So geht es jedem, der auf seiner Hut ist; denn schon auf Erden wird ihm Glück zuteil.

---

[1] Wörtlich: „Schön, wie eine Bhawanawāsin-Göttin." Über diese Götter s. Vf., Ausg. Erz. aus Hēm. Par., Einl. S. 14.

62. Der Schakal, sein Weib und der Löwe

Im Lande Thalī befindet sich ein Wald, welcher Lakhī heißt, und in dem Walde wohnten ein Schakal namens Bōdhu und ein Schakalsweib namens Pōdhī. Eines Tages nun kam über das Schakalsweib ein großer Durst. Da machte es sich auf, um Wasser zu trinken. Der Schakal aber sagte zu ihm: „Wohin wollt Ihr gehen, meine Holde?" Sie entgegnete: „Ich will Wasser trinken gehen." Da sagte ihr Gemahl: „Wie kannst du mutterseelenallein in diesem Walde gehen? Wenn irgendeiner deine Schönheit sieht, so hält er dich an und entführt dich. Bleib mir also treu; ich geh mit dir!"

Drauf machten sich die beiden auf den Weg. Unterwegs aber fragte die Schakalin: „Wieviel Kräfte stecken in dir, Geliebter?" Da sagte der Schakal: „In mir stecken nur die 64 Listen meines Lehrers! Mit diesen aber bin ich selbst in 60 Kämpfen mit dem Löwen unüberwindlich."

Während sie so redeten, kamen sie an einen Teich; in diesem Teich aber sahen sie einen Löwen sitzen. Da sagte der Schakal: „Da vorn sitzt ein Löwe!" Die Schakalin sprach: „So kämpfe doch mit ihm und töte ihn!" Der Schakal entgegnete: „Was ich mit dir geredet hatte, damit ist's jetzt vorbei! Jetzt aber wird mir gleich der Hintre platzen[1]." Die Schakalin sagte: „Du hast doch deines Lehrers Listen, 64 an der Zahl! Wie kann dich da vor diesem Löwen Furcht bedrücken? Geh nur zu und fürchte dich nicht." Der Schakal erwiderte: „Auch meine Listen machen sich davon." Sie sprach: „Wie machen sie sich denn davon?" Der Schakal sagte: „32 sind auf einmal weg; und hinter ihnen drein, sieh nur, gehen jetzt vier; jetzt gehen wieder zwei, und jetzt geht eine; und jetzt ist nur noch eine übrig." Die Schakalin meinte: „Hast du noch eine List, so ist ja alles da. In der Klugheitslehre heißt es: ‚Mit einer List läßt sich eine Festung nehmen; mit einer List kann man eine Festung retten.' Drum geh nur zu und laß uns Wasser trinken!" Da

[1] Sprichwörtlich zum Ausdruck großer Furcht.

sagte der Schakal: „Auch meine letzte List ist jetzt dahin." Sprach's und setzte sich auf die Erde nieder.

Da sagte die Schakalin: „Fürchte dich nicht, Gemahl! Komm nur, und geh mir immer nach!" Da ging der Schakal mit, immer hinter ihr drein.

Die Schakalin dachte: „Geht man auf die Gefahr zu, so flieht die Gefahr." In dieser Erkenntnis ging sie auf den Löwen los. Als der Löwe merkte, daß sie kam, dachte er: „Ich bin hungrig: da stellt sich auch schon die Speise ein. In der Klugheitslehre heißt es: ‚Wer den Jōga beherrscht, geht nicht betteln. Einsam bleibt er im Walde.' Weil ich nun den Karmajōga[1] übe, kommt viel zu mir, was ich verzehren kann. Darum hat sich eben bei mir, obwohl ich sitzengeblieben bin, die Speise eingestellt. In welcher Absicht aber jene zu mir kommt, das weiß ich nicht. Darum will ich sie hernach erst töten."

Inzwischen waren des Schakals Weib und er selbst vor den Löwen getreten und fielen vor ihm nieder. Die Schakalin aber hub an und sprach: „Vernimm, o König des Waldes, und entscheide einen Streitfall zwischen uns!" Der Löwe sagte: „Was ist das für ein Streit? Tragt ihn mir vor!" Die Schakalin sprach: „Dieser ist mein Gemahl. Nun aber treten keineswegs er und ich mit ergebener Bitte vor Euch; drum ist er jetzt fern geblieben und hat sich auf die Lauer gelegt. Aus seinem Samen nämlich sind mir drei Söhne entsprossen. Nun meint er: ‚Davon will ich zwei haben.' Ich aber meine: ‚Ich will zwei davon haben.' Nun seid Ihr unser König. Da Weisheit Euch erleuchtet, so teilt die Söhne unter uns!" Da dachte der Löwe, bei dem es mit der Klugheit haperte: „Das sind zwei, und jene sind drei: die will ich töten alle fünf. Dann kann ich etliche Tage sorglos leben." Nach dieser Überlegung sagte der Löwe: „Schön! Wo sind diese Knaben?"

Die Schakalin sprach: „Unser Haus steht ganz in der Nähe. Tausend Manenspenden werdet Ihr erhalten[2]. Doch geruhet

---

[1] Fromme Werke. [2] Dies soll wohl ein viele Söhne verheißender Segenswunsch sein. Möglich auch: „Tausend Bissen." Dann liegt nur Versprechen einer reichlichen Mahlzeit vor.

in Erwägung, daß wir Eure Diener sind, bis dorthin zu gehen."

Da erhob sich der Löwe von seinem Platze. Die Schakalin aber sprach: „Geht nur immer zu! Ich will erst Wasser trinken!"

Darauf gingen sie alle drei von dannen, bis sie ans Haus des Schakals kamen. Die Schakalin aber sagte trüglich zum Schakal: „Geht, und holet die Kinderchen aus dem Hause!"

Nun ging zunächst der Schakal ins Haus und setzte sich drinnen nieder. Eine halbe Stunde verging, und noch eine. Da fragte der Löwe: „Weshalb kommt er noch immer nicht? Auf uns ruhen viele Geschäfte!" Die Schakalin sprach: „Er ist ein ganz verschlagener Bursche (?) und denkt: ‚Ich will sie alle drei behalten.' Wenn Ihr also befehlt, so will ich ihn packen und ihn Euch bringen." Der Löwe sprach: „Macht schnell und bringt ihn!" Nun ging auch die Schakalin in ihr Haus und blieb drinnen sitzen.

Nach einiger Zeit rief der Löwe: „Warum kommt Ihr nicht wieder?" Die Schakalin aber blieb im Hause sitzen und rief: „Er hat sich jetzt meinem Willen gefügt. Gehet Ihr nur wieder; denn auf Euch ruhen allerlei Geschäfte."

Da sagte der Löwe:

> „Wer eine Petze[1] entwischen läßt und auf eine Speise hofft, die Gott beschützt, der geht hoffnungslos von dannen."

[1] Verächtlich mit Bezug auf den weiblichen Schakal.

63. Geh mit keinem Bösewicht!

Ein böser Mensch ging auf dem Wege dahin. Da gewahrte er einen Mönch, der vor ihm ging: es war ein Sūfī[1], der gleichfalls dahin ging. Diesem gesellte sich der Böse. Der Böse sagte: „Bruder, laß uns beide zusammen gehen! Eile nicht so!“ Während nun die beiden so wanderten, gesellte sich ihnen noch eine Bäuerin[2], welche einen mit Schmelzbutter gefüllten Krug auf dem Kopfe trug und sprach: „Heda! Wohin geht ihr denn?“ Der Sūfī sagte: „Wir sind auf dem Wege nach Gudscharāt.“ Da sagte die Bäuerin: „Nehmt auch mich auf eurem Wege mit!“ Der Sūfī sagte: „Komm unbesorgt! Was hättest du von uns zu befürchten?“

So gingen sie denn zusammen. Als es Nacht ward, kamen sie in eine Stadt. Da sie bedachten, daß es Nacht war, rasteten sie auf der Straße und schliefen gemächlich ein. Zur Zeit der Mitternacht stand der Böse auf und verzehrte die Schmelzbutter der Bäuerin. Ein wenig davon aber nahm er und strich es dem Sūfī an den Mund. Dann schlief er weiter. Als es Morgen wurde, erwachte die Bäuerin; und als sie zusah, war keine Butter mehr in ihrem Topf: dagegen klebte Butter an des Sūfī Hand und Mund. Da sprang die Bäuerin schreiend auf. Daraufhin kamen die Diener des Polizeimeisters herbeigeeilt. Die Bäuerin sagte: „Dieser Sūfī hat meine Butter gegessen. Sehet, an seiner Hand und an seinem Mund klebt Butter!“

Da nahmen die Diener den Sūfī fest und prügelten ihn gehörig; dann aber nahmen sie ihn mit und setzten ihn gefangen.

---

[1] Die Sūfī bilden heterodoxe mohammedanische Mönchsorden, welche unter indischem Einfluß pantheistischen Lehren huldigen.
[2] Wörtlich: „Frau eines Ortsvorstandes.“

64. Kuh und Löwe

Eines Tages entfernte sich eine Kuh von ihrer Herde und begab sich ans Ufer der Dschamnā[1], um Wasser zu trinken. Als sie dort grünes Gras fand, begann sie, es abzuweiden. Sie weidete, bis sie merkte, daß die Nacht hereinbrach, bedachte das und machte sich auf den Heimweg. Während sie dahinging, traf sie unterwegs einen Löwen. Dieser sagte zu der Kuh: „Ei, du fällst mir als Speise zu. Ich werde dich verzehren."

Da begann die Kuh in ihrem Geiste zu überlegen: „Wie bin ich diesem Bösewicht in die Hände gefallen? Der läßt mich nicht frei. So will ich mir denn meine Rechtlichkeit nicht rauben lassen. Heißt es doch:

> Wenn man rechtlich handelt, so stellt sich Reichtum ein; wenn man rechtlich handelt, wird man glücklich. Wohlan! Die ganze Rechtlichkeit erweist man, indem man Opfer darbringt.

Nun ist der Tod unvermeidlich. Also ist es angebracht, wenn ich dadurch sterbe, daß ich meinen Leib verschenke."

So dachte die Kuh und sagte zum Löwen: „Kommt nur und verzehret mich! Ihr seid hungrig. Denn darin besteht des Hausvaters Rechtlichkeit, daß er Hungrige speist. Damit gewinnt er großes religiöses Verdienst. Doch richte ich an Euch eine demütige Bitte." Der Löwe sagte: „Rede!" Die Kuh sprach: „Ich habe zu Hause ein Kalb. Das ist noch klein und kann noch kein Gras fressen, sondern trinkt nur Milch. Darum wird es hungrig geworden sein. So will ich es denn mit meiner Milch tränken und dann wiederkommen. Sonst wird diese Milch ebenso nutzlos vergeudet wie die Blüten eines Baumes, der im Walde steht. Nur das aber ist gut, was irgendeinen Nutzen stiftet." Da sagte der Löwe: „Dein Gedanke ist richtig. Aber du wirst nicht wiederkommen. Wie kann ich also daran den-

[1] Auch Dschumna geschrieben, Sanskr. Jamunā (Nebenfluß der Gangā).



ken?" Die Kuh entgegnete: „Ich gebe dir jedenfalls mein Wort: Komme ich nicht wieder, so will ich in die Kumbhī-hölle[1] stürzen."

Da gab der Löwe seine Zustimmung, und die Kuh lief in einem Atem nach ihrem Hause und sagte zu ihrem Kalb: „Komm her, mein Sohn, und trinke deine Milch!" Als aber das Kalb seine Mutter so von ferne sah, sagte es zu ihr: „Was hast du heut für Sorgen? Sag' mir's, oder ich sauge die Milch nicht." Da die Kuh nun sah, daß der Eigensinn des Kalbes echt war, erzählte sie ihm alles, was vorgefallen war, und sprach: „Sauge schnell, mein Sohn! Ich habe dem Löwen mein Wort gegeben." Das Kalb sagte: „Ich bin durch deine Rede so betrübt, daß ich keine Milch sauge. Ich will auch gehen, mit dir. Sonst werde ich aus Trauer um dich ja doch nicht am Leben bleiben. Denn es heißt: ‚Es ist gut, wenn dieser vergängliche Leib irgendeinen Nutzen bringt.' Was aber ist er wert, wenn er nutzlos wird?"

Nach dieser Überlegung gingen beide, die Kuh und das Kalb, zum Löwen und sagten: „Komm her, Löwe; du bist hungrig. Verzehre uns! Seinen Leib dahinzugeben und dadurch eines anderen Nutzen zu fördern, das ist die Pflicht des Hausvaters. Darum heißt es:

> Anderer Arbeit verrichten die, welche gute, standhafte Männer sind. Alle sagen von Harischtschandra, daß er in eines niedrigen Mannes Hause Wasser trug[2]."

Als der Löwe diese Rede vernommen hatte, sagte er: „Liebe Kuh! Ihr seid glücklich, daß Ihr unter Hingabe Eures Körpers Euer Wort gehalten, nicht aber Eure Rechtschaffenheit preisgegeben habt. Jetzt geht! Du bist jetzt meine Schwester, und dieser ist mein Schwestersohn. Jetzt werde ich Euch nicht verzehren."

Darauf kehrten beide, die Kuh und das Kalb, als Sieger wohlbehalten in ihr Haus zurück.

---

[1] Eine Hölle, in der die Verdammten gekocht werden. [2] König Harischtschandra diente als Sklave im Hause eines Kastenlosen.

Schlecht Zuflucht geſucht und ſchlecht ent-
wiſcht, ſchlecht erkannt und ſchlecht geprüft:
das darf ein Mann nicht tun, wie der Bar-
bier es getan.

In einer Stadt wohnte ein Handelsherr Schrīpati; der war reich, aber geizig. Da kam einſt in der Nacht Lakhmī[1] im Traume zu ihm, hub an und ſprach: „Ich bin im Begriffe, von dir zu gehen.“ Schrīpati ſprach: „Weshalb willſt du gehen?“ Lakhmī erwiderte ihm: „Du haſt mich in ein Gefängnis geſteckt und mir nicht geſtattet, unter die Leute zu gehen noch mich zu ergötzen. Darum verlaſſe ich dich und ſchicke mich an, zu gehen.“ Da erbat ſich Schrīpati von ihr acht Tage Friſt. Vom nächſten Morgen an ſorgte der Handelsherr dafür, daß Lakhmī ausgegeben wurde. Er ließ Riten gegen feindliche Einflüſſe[2] vollziehen, ſpendete den Brahmanen Gold und Roſſe, und indem er in dieſer Weiſe Lakhmī ausgab, gab er ſie vollſtändig aus. Am achten Tage kam Lakhmī wieder zu Schrīpati im Traume: „Vernimm, Schrīpati! Ich war gekommen, dich zu verlaſſen. Doch hängt das nicht von meinem Belieben allein ab. Du haſt mich durch deine guten Werke an dich gefeſſelt.“ Da ſagte Schrīpati: „Komm ſchnell wieder zu mir.“ Lakhmī ſagte: „Widme dich eifrig deinem Geſchäft, damit ich wiederkomme!“ Der Handelsherr ſprach: „Ich habe kein Geſchäft mehr.“ Darauf gab Lakhmī dem Schrīpati ein Päckchen Grünſpan, drei Haufen Kräuter und einen Stab und ſprach: „In dieſem Päckchen iſt Grünſpan. Nächſten Sonntag wird eine Daſchgangā-Pilgergemeinde[3] hierherkommen. In dieſer Gemeinde befindet ſich ein Aſket namens Ganak. Der iſt mir gläubig ergeben. Dieſen lade ein in dein Haus, behandle ihn mit gläubiger Ehrfurcht und miſche dieſes Päckchen Grünſpan

[1] Sanskrit Lakſchmī, Göttin des Glücks und des Reichtums. [2] Namentlich dämoniſche, alſo praktiſch gegen Unheil überhaupt. [3] Unter Daſchgangā iſt wahrſcheinlich ein Wallfahrtsort zu verſtehen. Die Bedeutung iſt dunkel.

in sein Mahl. Wenn du ihn auf diese Art schnell eingeschläfert hast, so berühre ihn, sobald der Schlaf über ihn gekommen ist, mit dieses Stäbchens Spitze auf seinem Bein; dann wird sich des Asketen Leib in Gold verwandeln. Er wird zu einem goldenen Manne werden.“ Am Sonntag begab sich Schrīpati ans Stadttor. Da kam ihm der Asket Ganak entgegen. Auf Schrīpatis Einladung hin begleitete er diesen in sein Haus. Schrīpati lud ihn ein, sich mit ihm zu waschen und zu massieren. Er holte aus seinem Gemach kostbares, duftendes Öl und massierte den Asketen Ganak. Dann ließ er ihn in wohlriechendem Wasser baden. Darauf gab er dem Asketen ein Seidenkleid und ein Schamtuch zum Anlegen. Sodann setzte er dem Asketen eine Schüssel vor. In die darin enthaltene Speise, Milchreis und klaren Zucker, hatte er den Grünspan getan. Er gab ihm die fünf amritagleichen Dinge[1] zu essen. Darauf gab er ihm obendrein Betelblattrollen und Arekanüsse[2]. Dann legte sich der Asket nieder. Als der Schlaf über ihn gekommen war und der Kaufmann ihn mit dem Kräuterstab[3] berührt hatte, verwandelte er sich in einen goldenen Mann[4]. Der Kaufmann zeigte seiner Frau seinen Besitz. Als er zusah, da sah ihn ein Barbier. Schrīpati schnitt dem [goldenen] Mann einen Arm ab und schenkte ihn dem Barbier. Da dachte der Barbier in seinem Herzen: „Wie der Handelsherr, will ich mir einen solchen Mann machen.“ So dachte er, ging nach Hause und sagte zu seiner Frau: „He, Weib! Gib mir deine goldene Halskette! Ich will dir jetzt alles in Gold verwandeln und schenken.“ Seine Frau gab ihm die Kette. Darauf verkaufte der Barbier die Kette und verschaffte sich dafür eine Menge verschiedener Nahrungsmittel. Sodann lud er einen Asketen ein und kehrte mit ihm zurück. Er bediente ihn selbst aufs beste. Dann bewirtete er den Asketen und wies ihm ein Lager an. Darauf kam über diesen der Schlaf. Aber der Asket stellte sich nur schlafend und begann zu schnarchen. Der Barbier holte mit einer Mörserkeule aus und schlug damit nach des Mön-

[1] Milch, Quark, Schmelzbutter, Honig, Zucker. [2] S. 129, Anm. 1.
[3] Wörtlich: „dem Stab der Kräuter.“ [4] Einl. S. 7.

ches Beinen. Während er zuschlug, gingen die Seitenteile der Bettstelle in Trümmer. Der Asket sprang auf und rang mit dem Barbier, indem er laut schrie. Menschen sammelten sich dort an. Fortwährend streitend gingen die beiden zum König. Der König fragte; der Barbier sagte: „Im Hause des Kaufherrn Schrīpati ist auf diese Weise ein goldener Mann entstanden." Und er erzählte ausführlich die ganze Geschichte. Da ließ der König Schrīpati vor sich laden. Dann fragte er ihn. Schrīpati erzählte die ganze Geschichte. Der König jagte den Asketen fort[1]. Da sprach ein Gelehrter die Sanskritstrophe: „Schlecht Zuflucht gesucht" usw.

66. Schakal, Tiger und Affe

Vom Affen wurde der Löwe getötet, vom Löwen wurde der Affe getötet. Siehe, durch eine besondere List gingen beide zugrunde. Es war einmal eine Stadt Ratnapur; in dieser regierte ein König Ratnaschēkhar. Dieser König jagte im Walde, verfolgte die Löwen und tötete sie. Da gaben die Leute dem König den Namen „Löwentöter". Aus Furcht vor ihm verließen alle Löwen diesen Wald und begaben sich in einen anderen. Eines Tages sagte in diesem Walde eines Schakals Weib zum Schakal: „Die Zeit meiner Schwangerschaft hat sich erfüllt; wo soll ich gebären? Meine Wehen sind unerträglich." Während nun der Schakal eifrig Umschau hielt, bemerkte er die Höhle eines Löwen. Da begab sich Frau Schakal in diese, gebar und brachte vier Junge zur Welt. Darauf stieg der Schakal hinauf auf die Höhle, setzte sich nieder und spähte fleißig umher. Und schon kam der Löwe, dem die Höhle gehörte, herangeeilt. Der Schakal dachte: „Mein Weib und meine Kinderchen, die sich in der Höhle befinden, wird der Löwe umbringen." Da ersann der Schakal eine List. Er sagte zur Schakalin: „Der Löwe kommt. Ich werde oben sitzenbleiben

[1] In dieser Fassung ist also der mißhandelte Mönch der Schuldige, da er Gast im Hause des einer verachteten Kaste angehörigen Barbiers gewesen ist.

und dir zurufen: „Frau Schakal!“ Dann sollst du sagen: „Was beliebt, König Löwentöter? Was befehlt Ihr?“ Aus Schrecken darüber wird der Löwe das Weite suchen.“ Nachdem er diesen Entschluß gefaßt hatte, stieg der Schakal wieder auf die Höhle und setzte sich. Gerade kam der Löwe heran. Sogleich rief der Schakal: „Frau Schakal!“ Die Schakalin erwiderte: „Was beliebt, König Löwentöter? Was befehlt Ihr?“ Da nahm der Löwe Reißaus. Auf seiner Flucht kam er an einen Baum, auf dessen einem Ast ein Affe saß. Der Affe lachte und sprach zum Löwen: „Reiß doch nicht aus! Das ist ja gar nicht König Löwentöter, sondern nur ein Schakal!“ Der Löwe sagte: „Komm! Wir wollen beide zusammen gehen!“ Darauf band der Löwe des Affen Schwanz und seinen eigenen Schwanz beide zusammen, und sie machten sich auf den Weg. Da sah sie der Schakal herankommen, und es kam ihm ein kluger Gedanke: „Ausgezeichnet! Ausgezeichnet, Vesier! Bravo! Eine treffliche List hast du dir ersonnen, indem du den Feind gefesselt bringst, damit er nicht entwische! Bring' ihn nur gleich zu mir und warte mit ihm im Schatten dieses Baumes!“ So rief der Schakal. Da lief der Löwe davon. Da nun aber die Schwänze der beiden durch einen sich zusammenziehenden Knoten verbunden waren, so schlug, wenn der Löwe zog, der Affe an die Steine an, und wenn der Affe zog, so schlug der Löwe an. Und indem sie das taten, schlugen alle beide an, und alle beide starben. Da wurde dort die Sanskritstrophe gesprochen: „Vom Affen“ usw.

67. Der König mit der Schlange im Leibe

Und die verächtlichsten Menschen, welche gegenseitig ihre Blößen verraten, die gerade gehen zugrunde: Schlangen im Termitenhaufen und im Bauch.

In einem Lande lag eine Stadt Wīrpurī. In i?r regierte ein König Wīrsēn. Einst hatte der König zur Nachtzeit Konfekt gegessen und war dann schlafen gegangen. Zur Zeit der Mitternacht quälte ihn der Durst. Da holte er einen Krug, der unter seinem

Bette stand, hervor und trank Wasser. Der Krug hatte offen dagestanden. Eine Schlange hatte in der Nacht dort Junge bekommen und hatte die Kleinen gefressen. Ein Schlänglein entrann. Als es entronnen war, war es in diesen Wasserkrug gekrochen, und indem der König das Wasser trank, schluckte er die Schlange mit hinunter. Doch merkte der König nicht das geringste davon. Darauf begann die Schlange, als sie in seinen Leib gekommen, zu wachsen. Alle sagten: „Es ist ein Wasserbauch entstanden." Es wurden sehr viel Heilmittel angewandt, aber keine Gesundung trat ein. Der König vermochte die Schmerzen nicht zu ertragen. Da sagte der König: „Ich werde an die Gaṅgā gehen und an einer heiligen Stätte dauernd Wohnung nehmen." Sein Kanzler traf die nötigen Vorbereitungen; dann machten sie sich auf die Reise. Als sie einen Tagemarsch zurückgelegt hatten, schlugen sie in der Nähe eines Dorfes an einem Flusse ihre Zelte auf. Es war Sommerszeit; den König überkam der Schlaf. Dabei stand ihm der Mund offen. An seiner Seite saß der Kanzler und hing seinen Gedanken nach. Da steckte aus des Königs Mund die Schlange ihr Gesicht heraus und begann, Luft zu verzehren[1].

Nun wohnte in dem Boden, auf welchem das Zelt stand, gleichfalls eine Schlange. Diese roch die andere Schlange und kam aus ihrer Höhle hervor. Diese Schlange erblickte die Schlange in des Königs Munde. Kaum hatte sie sie gesehen, so sagte die Schlange aus der Erde: „Pfui, du Schlechte! Du bist dem König in den Leib gekrochen. Dieser König ist der Ernährer der Dreiwelt. Weshalb verursachst du ihm so große Pein? Du bist kein ehrlicher Kschatrija!" Da sprach die Schlange im Leibe mit ihrem Munde: „Ich wohne, wo und wie es mir beliebt. Und ich fürchte mich vor keinem!" Wiederum sagte die Erdschlange: „Wenn in dieses Königs Hause ein Kanzler wäre, so würde er dich durch geeignete Mittel schon austreiben." Da sagte die Schlange im Bauch: „Wie wollte er

[1] Nach einem indischen Volksglauben nähren sich die Schlangen von Wind.

mich denn hinaustreiben?" Die Erdschlange erwiderte: „Wenn er in ein Gemisch von gestoßenen Nußschalen und Ābilī[1] recht viel Salz mengt, es dem König drei Tage lang zu trinken gibt und sich dann von selbst ein Durchfall einstellt, dann verfaulst du allmählich und gehst in der Nacht beim Purgieren in kleinen Stückchen ab." Da rief die Schlange im Bauche ihr entgegen: „Dummer Kerl! Du solltest ganz ruhig sein! Du sitzt auf einer Pfanne voll Goldmünzen. Wenn aber ein Kanzler da wäre, so würde er dich durch treffliche Mittel schon austreiben!" Die Erdschlange sagte: „Wie wollte er mich denn herausbringen?" Die Bauchschlange entgegnete: „Wenn er eine Pfanne Öl siedet und sie in deine Höhle gießt, so verbrennst du darin von selbst, und er kann sich die Pfanne herausholen." So zankten sich die beiden Schlangen untereinander.

Der Kanzler aber hörte alles mit an. Darauf kehrten die beiden Schlangen in ihr Gemach zurück. Dann erwachte der König und sprach: „Laßt das Signal ertönen! Wir wollen weiterziehen!" Da sagte der Kanzler: „Ich will ein Heilmittel gegen dieses Unterleibsleiden versuchen, und wir wollen während dieser ganzen Zeit hier die Kur erproben!" Sodann ließ der Kanzler aus dem Orte Nußschalen, Ābilī und Salz holen. Das mischte er zusammen und gab es dem König zu trinken. Zwei- oder dreimal gab er ihm die Mischung zu trinken; da stellte sich bei dem König die Entleerung ein. Die in kleine Stückchen zerfallene Schlange wurde purgiert und ausgeschieden. Der Schmerz in des Königs Leib war beseitigt, die Heilung trat ein. Er wollte heimkehren. Da sagte der Kanzler: „Wir wollen erst unsere Reisekosten mitnehmen!" Der Kanzler ließ aus der Stadt 22 Pfund Öl holen. Dieses Öl sott er und goß es in die Höhle der Schlange. Da ging die Schlange in Flammen auf. Als die Schlange brannte, sagte sie eine Sanskritstrophe: „Und die verächtlichsten Menschen, welche gegenseitig" usw.

[1] Eine aus Moschus, Sandel und Rosenwasser bestehende Essenz.

Ich bin sehr betrübt, daß mein Edelstein zertrümmert ist, und du betrauerst deinen Sohn. Woher sollte bei gebrochenem Herzen Liebe kommen? Vorleser, schließe dein Buch! Es war einmal eine Stadt namens Kāntī, in welcher ein König Kanagsēn regierte. In dieses Königs Haus verkehrte ein hochgelehrter Brahmane namens Dēwdatt. Er hielt in dieses Königs Hause Vorträge[1]. Zuerst hatte der Vorleser in der Einsamkeit gelesen. Dann hatten sich ihm die Hofbeamten zugesellt. Schließlich hielt er seine Vorlesungen vor dem König in Gegenwart des versammelten Hofes. Trotzdem aber fuhr er, einsam im Garten, mit seinen Vorlesungen fort[2], die er melodisch sang. In diesem Garten wohnte eine Schlange. Es war eine goldgefüllte Pfanne; über dieser Pfanne hauste die Schlange. Diese Schlange hörte den Vortrag, den melodiösen Gesang des Vorlesers. Da kam sie heraus und begann seinen Vorträgen zu lauschen. Weil sie unter dem Zauber seiner Stimme stand, nahm die Schlange ein Goldstück in ihren Mund und legte es vor dem Vorleser nieder. Dann kroch sie wieder in ihre Höhle. Am folgenden Tage hielt der Vorleser an demselben Orte vor der Schlange einen besonders langen Gesangsvortrag, und wieder legte die Schlange eine Goldmünze vor dem Vorleser nieder. Von nun an hielt er diese Vorlesung Tag für Tag am frühen Morgen. So kam es, daß der Vorleser sich zu der Schlange und zu den Menschen setzte. Und wenn er sich erhob, gab sie ihm stets ein Goldstück. Von dieser Geschichte aber wußte außer dem Vorleser kein Mensch etwas. So standen die Dinge, als zu dem Brahmanen — in einem anderen Dorf wohnte des Vorlesers Bruder; in dessen Haus stand eine Hochzeit bevor; er verheiratete seinen Sohn — daß dieser Brahmane kam, um Dēwdatt einzuladen. Dēwdatt

[1] Aus den religiösen Epen (Purānen). [2] Wahrscheinlich, um sich zu üben. Über das Singen der in Versen geschriebenen indischen Texte s. Vf. WZKM. 18, 63ff.

sagte: „Ich kann nicht kommen. Ich muß vor dem König lesen. Dēwdatt gelüstete es nach den Goldstücken; darum wollte er sie nicht einbüßen. Davon aber ließ er vor niemand etwas verlauten. Dēwdatt sagte: „Nimm deine Schwägerin und deinen Neffen mit! Ich aber kann nicht kommen." Sein Bruder jedoch ging zum König und sagte zu ihm: „Gebt meinem Bruder Urlaub!" Der König sagte zu Dēwdatt: „Geh du nur!" Da nahm Dēwdatt, der einen 25jährigen Sohn hatte, welcher sehr gelehrt war, diesen Sohn mit in den Garten. An dem Ort, an welchem sich die Schlange befand, ließ er die Vorlesung durch seinen Sohn halten. Die Schlange freute sich; sie kam und blieb bei ihm sitzen. Der Vater sagte zu seinem Sohn: „Das wirst du nicht ausplaudern! Täglich sollst du die Vorlesung halten. Die Schlange gibt stets ein Goldstück dafür. Aber rede vor keinem Menschen davon!" So ermahnte er ihn, und die Schlange spendete die Goldmünze. Dēwdatt machte sich mit seiner Familie auf den Weg; sein Sohn blieb zurück und hielt beständig vor der Schlange seine Vorlesung, und dann hielt er sie vor dem König. So vergingen drei Tage. Da dachte des Gelehrten Sohn in seinem Herzen: „Sie gibt beständig ein Goldstück. Daraus kann man schließen, daß sie eine große Pfanne voll Goldmünzen hat. Da will ich mir diese Pfanne doch herausholen." Diesen unreifen Plan entwarf er. Sodann nahm er eines Tages einen Knüttel, legte ihn unter den Teppich und begann seinen Vortrag. Der Vortrag ging zu Ende. Die Schlange legte ein Goldstück nieder; dann schickte sie sich an, in ihre Höhle zu kriechen. Da schwang der Gelehrte seinen Knüttel auf sie und traf die Schlange auf den Kopf. Da zerbrach ihres Kopfes Edelstein[1]. Da ward die Schlange zornig, kehrte um und biß den Gelehrten. Nachdem sie ihn gebissen, kroch sie in ihre Höhle. Der Gelehrte starb. Nach zehn Tagen kam der [alte] Gelehrte zurück. Er begann wiederum, vor der Schlange seinen Vortrag zu halten. Da rief ihm die Schlange aus ihrer Höhle zu. Die Schlange sprach die Sanskritstrophe: „Ich bin sehr betrübt, daß mein Edelstein zertrümmert ist" usw.

[1] S. oben S. 191, Anm. 3.

69. Der heuchlerische Kater

Deine höchste Askese habe ich erkannt; die Haare haben sich mir gesträubt. Von Tausend ist kein Hundert mehr übrig; Verehrung dir, brahmanischer Asket!

Es war einmal eine Stadt Schrīpur. In dieser regierte ein König Sudarschan. In dieser Stadt lebte ein Kaufmann namens Sahasradatt; der eröffnete einen Butterladen. Einst war ein kleines Buttertöpfchen unverdeckt geblieben. In dieses hatte ein Kater, um Butter zu fressen, seinen nicht hineinpassenden Kopf gezwängt; aber wieder heraus ging der Kopf nicht. Während der Kaufmann im Verkaufsraum seines Warenlagers saß, hörte er es im Laden fortwährend poltern. Der Kaufmann ging in den Laden und sah nach: da befand sich des Katers Kopf in dem Töpfchen. Darauf faßte der Kaufmann den Kater und machte sich daran, dessen Kopf herauszuziehen; er ging aber nicht heraus. Da zerbrach der Händler, weil Mitleid über ihn kam, das Töpflein. Der Hals des Töpfchens blieb am Hals des Katers. Während der Kaufmann den Topfhals zerbrechen wollte, entwischte der Kater. Als er entwischt war, ging er aus dem Dorf hinaus. Es war Winter. Die Hirsefelder[1] standen in Ähren. Auf seiner Flucht ging der Kater in ein Hirsefeld. Auf diesem Felde befanden sich tausend Mäuse. Diese Mäuse sahen den Kater und flohen. Der Kater sagte: „Ihr braucht nicht zu fliehen! Ich bin gekommen, mein Feld zu besichtigen. Ich habe Feldkado[2] gesät. Jetzt töte ich niemand mehr. Ich habe ein gottgefälliges Leben begonnen[3]. Kommt ihr nur alle zu mir her! Ich will vor euch predigen." Da hielten die Mäuse seine Worte für wahr, kamen täglich am Morgen zu dem Kater und hörten seine Predigt. Dabei fing aber der Kater, während die Mäuse,

---

[1] Sorghum. [2] Kado bedeutet 1. eine Art Reis, 2. eine medizinische Pflanze. Unter „Feldkado" ist offenbar die Reisart zu verstehen. [3] Er will den Topfhals, den er trägt, für ein asketisches Selbstpeinigungsmittel ausgeben.

nachdem sie seine Predigt gehört hatten, in ihre Höhle zurückkehrten, immer die letzte Maus. Den anderen Mäusen kam dies nicht zur Kenntnis. Unter diesen Mäusen befanden sich zwei Mäusepatriarchen; der eine hieß Ūdnō, der zweite Mānikō. Ūdnō kletterte an den Hirsehalmen empor, schnitt die Ähren ab und warf sie hinunter, während Mānikō sie in die Höhle trug. All die Mäuse aber aßen sie und tranken dazu und ließen sich's wohl sein. Sie hörten die Predigt des Katers. Einst ward die Maus Ūdnō vom Kater gefangen. Als sie in ihre Höhle gegangen waren und sich umsahen, da war kein Ūdnō mehr da. Früher hatten die Mäuse in der Höhle nicht Platz; als die Mäuse jetzt zählten, fehlten von den tausend hundert. Da gebrauchten die Mäuse eine List. Sie verbargen im voraus eine Maus, damit sie spähen sollte. Tag für Tag hörten sie die Predigt. Dann sind die Mäuse zurückgekehrt. Die Mäuse rannten, so schnell sie konnten: eine wurde vom Kater gefangen. Das sah diejenige, welche geblieben war, um zu spähen. Sie erzählte es vor allen Mäusen. Da machten sich alle Mäuse, darinnen bleibend, daran, durch den Eingang der Höhle zu blicken. Der Kater sagte: „Kommt her, damit ich meine Predigt halte!" Aber eine alte Maus antwortete ihm: „Deine höchste Askese" usw.

70. Bhānu heiratet seine verstorbene Frau

Der Minister Bhānu und seine geliebte Gemahlin Saraswatī: sie starb durch des Königs Fürwitz. Er ging nach der Gangā und erlangte sie wieder. Wenn der Mensch leben bleibt, so sieht er Hunderte von Glücksfällen. In einer Stadt namens Trambāwatī regierte einst ein König Tāmratschūd. In seinem Palast war Bhānu Kanzler; damals lebte als Gattin in dieses Bhānu Hause Saraswatī. Beide waren durch starke Liebe verbunden. So oft der Kanzler nach des Königs Tore[1] oder in anderen Geschäften ausging, ergriff ihn seine Frau

[1] = an des Königs Hof.

am Saume seines Gewandes und fragte ihn: „Wann wirst du wiederkommen?" Wenn nun Bhānu zu der Zeit nicht zurückkehrte, die er angegeben hatte, ward die Frau von der Liebe so gepeinigt, daß es ihr war, als ob ihr letztes Stündlein geschlagen hätte. So groß war die Liebe der Frau. Die Kunde davon verbreitete sich in der Stadt. Der König vernahm die Kunde. Als nun eines Tages der König inmitten seines versammelten Hofes saß und davon gesprochen wurde, sagte er: „Wir wollen doch sehen, ob die Frau ihres Gatten Herz nur durch ihre Heuchelei stiehlt." Der König sagte: „Ich werde die Frau auf die Probe stellen." Darauf kam der Kanzler Bhānu, nachdem er seiner Gemahlin als Zeit seiner Rückkehr die erste Wache des Tages[1] genannt hatte. Der Kanzler ließ sich neben dem König nieder. Während er noch dasaß, schlug es die erste Wache[2]. Da wollte sich der Minister erheben; doch der König sagte: „Steh nicht auf! Wir haben noch einige Staatsgeschäfte zu beraten." Sie begaben sich also in den Palast und setzten sich zur Beratung nieder. Des Kanzlers Geist aber war nicht bei der Sache. Der König fragte: „Weshalb bist du so zerstreut?" Der Kanzler erwiderte: „Herr! Meine Frau zu Hause wird ohne mich sterben. Ich hatte ihr die erste Wache als Zeit meiner Rückkehr genannt. Wenn ich nun nicht gehen kann, wird sie, von Liebe gepeinigt, in große Aufregung geraten." Der König sagte: „Davon stirbt kein Mensch." Indessen schickte die Frau von daheim ein Mädchen. Das Mädchen sagte zum Türhüter: „Wo ist der Kanzler?" — „Der Kanzler sitzen mit Sr. Majestät dem König drinnen und beraten." Das Mädchen kehrte heim, und als es angekommen war, sagte es zu der Frau: „Der Kanzler sitzen mit Sr. Majestät dem König drinnen und beraten." Da sandte die Frau das Mädchen abermals. So sandte sie es viermal. Beim fünften Male befahl der König dem Kanzler, seine Kleider aus-

---

[1] = 6—9 Uhr vorm. [2] Zweifelhaft bleibt, ob es sich an unserer Stelle um Glocken- oder Tamtamschlag oder Ankündigung durch ein anderes Instrument handelt. In altindischer Zeit kündeten am Hof die Barden singend die Stunde.

zuziehen. Diese Kleider ließ der König mit dem Blute einer Ziege bestreichen und schickte sie mit einem seiner eigenen Mädchen hinaus. Dieses sagte zu dem Mädchen des Kanzlers, indem es ihm dieselben gab: „Der König hat den Kanzler hinrichten lassen. Hier sind des Kanzlers Kleider." Das Mädchen nahm die Kleider und händigte sie der Gemahlin des Ministers aus. Es sagte: „Der König hat den Kanzler hinrichten lassen." Als Saraswatī diese Worte hörte, starb sie. Der Scherz hatte sich in Trauer gewandelt. Sobald der König davon erfuhr, ward er sehr betrübt. Der Kanzler sagte zum König: „Jetzt werde ich mich mit meinem Weibe verbrennen!" Doch der König erwiderte: „Eines solchen Wortes muß ein Mann sich schämen. Ich werde dir ein vorzügliches Mädchen aus großem Hause vermählen. Nur so weit trifft mich eine Schuld, als ich den Tod deiner ersten Frau veranlaßt habe. Du sollst auch ferner mein Kanzler bleiben." Der Kanzler antwortete: „In diesem Dasein sind für mich alle Frauen außer jener Mütter und Schwestern." So lautete das Gelübde, das er ablegte. „Ich bedarf keines Hauses mehr." Da wollte ihn der König auf andere Gedanken bringen und redete ihm zu: „Wenn du mir versprichst, dir das Leben nicht zu nehmen, so will ich dich entlassen." Darauf sagte der Kanzler: „Ich nehme mir das Leben nicht; ich will in die Fremde ziehen." So sagte er, ließ allen seinen Besitz im Stiche und zog in die Ferne. Er begab sich geraden Wegs an die Gangā. Dort ließ er sich eine Hütte bauen, lebte keusch, saß am Ufer der Gangā und kasteite sich. So weit die Geschichte des Kanzlers.

Nun vernehmet auch die Geschichte seiner Frau! Nachdem die Frau gestorben war, stieg sie, Saraswatī, von dort aus nieder in den Leib Kanaksēnās, der gekrönten Königin Kanakkētus, welcher dort herrschte, wo sich der Kanzler Bhānu in Kāśī[1] am Ufer der Gangā kasteite. Als die Königin nach Ablauf der Monate niederkam, ward ihr eine Tochter geboren, welche den Namen Schrīmatī erhielt. Mit der Zeit wuchs sie

[1] Benares.

heran, bis sie 12 Jahre alt war. Dem Kanzler waren gleichfalls bei seiner Askese am Ufer der Gangā 12 Jahre vergangen. Die Königstochter Schrīmatī setzte sich mit ihren Freundinnen in ein Boot und belustigte sich auf der Gangā. Als sie sich wieder eines Tages so vergnügte, erblickte sie Bhānus Hütte. Schrīmatī fragte die Freundinnen, die sich bei ihr befanden: „Was ist das, das sich dort zeigt?" Die Freundinnen antworteten ihr: „Hier sitzt ein Asket und kasteit sich." Darauf sagte Schrīmatī: „Auf! Wir wollen gehen, ihm unsere Verehrung zu bezeigen!" Sie ging also mit ihren Freundinnen, ihn zu sehen. Schrīmatī sah den Asketen; kaum aber hatte sie ihn erblickt, so fiel sie in Ohnmacht: Schrīmatī war die Erinnerung an ihr voriges Dasein gekommen; ihre vergangene Existenz war ihr wieder zum Bewußtsein gekommen: „Dies ist der Kanzler Bhānu, mein Gemahl in meinem vergangenen Erdenleben." Als sie wieder zu sich kam, sprach sie kein Wort, sondern eilte geraden Wegs nach Hause und sagte dort zu ihrer Mutter: „Vermähle mich!" Ihre Mutter sagte: „Wenn wir einen recht großen König finden, so wollen wir dich seinem Sohn vermählen." Schrīmatī erwiderte ihrer Mutter: „Was hast du da gesagt? Hab' ich doch meinen Gatten bereits gewählt!" Die Mutter fragte: „Wo ist dein Gatte?" Schrīmatī antwortete ihrer Mutter: „Am Ufer der Gangā sitzt ein Asket und kasteit sich. Den müßt ihr mir vermählen." Da schalt die Mutter sie. Der König kam hinzu. Die Königin sagte zum König: „Unsere Tochter sagt: ‚Vermählt mich!'" Der König sprach: „Schön! Ich werde mich nach einem Königssohn umsehen und sie mit ihm verheiraten." Aber Schrīmatī sagte zu ihrem Vater: „Mein Gatte sitzt am Ufer der Gangā und kasteit sich. Dem gebt mich zur Gemahlin!" Da ward auch der König zornig auf seine Tochter; aber seine Tochter sprach: „Jeder andere Mann ist in meinen Augen mein Vater oder mein Bruder." Der König sagte: „Was kannst du dir denn an diesem Asketen ersehen?" Schrīmatī entgegnete ihm: „Er ist mein Gatte aus meinem früheren Dasein." Schrīmatī sagte: „Ladet ihn ins Haus; dann will ich euch alles erzählen." Der König

lud den Asketen in sein Haus ein, was ihm nur durch heftigstes Drängen gelang. Darauf erzählte Schrīmatī unter vier Augen ihrem Vater alles, was sie in ihrem vorigen Dasein erlebt hatte. Der König aber fragte den Asketen nach denselben Dingen; und genau so, wie die Tochter sie erzählt hatte, erzählte sie der Asket dem König. Da mußte der König die ganze Geschichte glauben und vermählte Schrīmatī dem Asketen. Darauf gab er seinem Schwiegersohn viel Geld und Grundbesitz. Da sagte dieser eines Tages zum König: „Wenn Ihr befehlt, so möchte ich mich aufmachen, meinen früheren Herrn zu besuchen." Der Schwiegervater sagte: „Geht, aber kommt wieder!" Da ward ein großes Heer gebildet, und Schrīmatī ward in eine mit einer Lagerstätte versehene Sänfte (?) gesetzt und mitgenommen. Dann machte sich Bhānudatt[1] auf und kam nach Trambāwatī. Vor der Stadt ließ er alle Instrumente spielen und so Schrecken verbreiten. König Tāmratschūd sandte einen Boten: „Wer ist der König, der gekommen ist?" Bhānu antwortete: „Ich bin Euer Kanzler Bhānudatt, der sich vermählt hat und zu Euch kommt." Darauf nahm Bhānudatt ein Geschenk, ging zu König Tāmratschūd und fiel ihm zu Füßen. Der König fragte ihn: „Ihr hattet doch gesagt: ‚Für mich sind die anderen Frauen Mütter und Schwestern!'" Da redete der Kanzler zum König und erzählte ihm alles, was sich vorher ereignet hatte. Als das der König vernahm, freute er sich. König Tāmratschūd sagte die Sanskritstrophe: „Der Minister Bhānu" usw.

[1] Dies ist die volle Form des Kurznamens Bhānu.

71. Die Schlange im Topf bringt den Gatten ins Gemach

Alles soll man aufheben, da es zu irgendeiner Zeit Nutzen bringt. Die Schlange im Topf war so gütig, mir sogar den Gatten ins Gemach zu führen.

Es war einmal eine Stadt Nāgpurnagar. In dieser regierte ein König Narsingdē. In dieser Stadt wohnte auch ein Kschatrija[1]. Der hatte zwei Frauen. Die beiden Ehegenossinnen zankten oft miteinander. Da brachte er die Frauen getrennt im Hause unter. Als dies geschehen, ging die ältere immer, wenn die jüngere nicht zu Hause war, in deren Zimmer, um zu stehlen. Die Arme ließ das wortlos über sich ergehen. Einst kam in die Stube der jüngeren eine Schlange gekrochen. Die Frau fing sie und steckte sie in einen Krug. Sie band seine Öffnung zu und legte ihn ins Netz[2]; denn sie dachte: „Wenn's Nacht geworden ist, will ich sie hinauswerfen[3]." Darauf ging die Frau an den Fluß, um zu waschen. Da kam die ältere Frau. Sie öffnete des Zimmers Tür und trat ein. Als sie umherspähte, sah sie, wie bei einem Kruge die Öffnung zugebunden war. Diesen Krug holte sie herab und begann, seinen Verschluß zu lösen.

Dabei blickte sie aber mit ihrem Gesicht nach rückwärts, um es zu sehen, wenn jemand kommen sollte. Als sie den Verschluß gelöst hatte, steckte sie ihre Hand hinein. Da biß die Schlange die Frau. Die Frau starb. Der Gatte kam in das Gemach der jüngeren. Sie ward glücklich, und Freude zog bei ihr ein. Darauf sagte sie eine Sanskritstrophe: „Alles soll man aufheben" usw.

---

[1] Angehöriger des Kriegsadels. [2] Die Inder hängen ihre Vorräte in einem an der Stubendecke befestigten Netze auf. [3] Eine Schlange zu töten, ist in den Augen der Hindu eine Sünde. Wenn die Frau die Nacht abwartet, um das Reptil hinauszuwerfen, so tut sie es, weil dann die Straßen menschenleer sind.

72. Vertrau keinem Weib ein Geheimnis an

Weibern soll man kein Geheimnis preisgeben, selbst wenn das Leben schon in der Kehle stände; wie die Schlange Pundarīka vom Vogelkönig getötet wird.

Es war einmal eine Stadt Dhārāwās. In dieser regierte ein König Wairsiṃh. In ihr wohnte auch ein Brahmane namens Sōmscharmā, der alle vorgeschriebenen Riten beobachtete, rein[1] und wēdenkundig war. Er lehrte die anderen Brahmanen den Wēda. Im Garuda-Purāna findet sich eine Dichtung, welche erzählt, wie Garuda acht Schlangengeschlechter verzehrte und wie Pundrīk, das Haupt des neunten, entrann. Nachdem er aus der Unterwelt geflüchtet war, gelangte er auf die Erde. Er nahm zum Schein das Äußere eines Brahmanen an. Darauf begab er sich in die Stadt Dhārāwās, in das Haus des Brahmanen Sōmscharmā, begann mit dem Brahmanen über wissenschaftliche Fragen zu disputieren und machte sich daran, ihm die vier Wēden zu erklären. Der Brahmane erhob sich und legte seine Hände zusammen: „Ich war bisher der Meinung, außer mir sei niemand, welcher die Wēden zu erläutern verstünde; du aber bist ein größerer Gelehrter!" Er behielt den Brahmanen bei sich. Zu Mittag badete dieser; er beobachtete die Morgen-, Mittags- und Abendriten, brachte die täglichen Manenspenden dar, verrichtete die vorgeschriebenen Gebete, setzte sich nur auf einen Sitz, der der Vorschrift entsprach, badete selbst, legte sich ferner bestimmte Beschränkungen auf, spülte sich den Mund, sagte dann: „Der heilige Wischnu ist mir gnädig[2]" und nahm dann sein Mahl genau der Vorschrift entsprechend ein. Der Brahmane Sōmscharmā sah also, daß er aufs peinlichste alle vorgeschriebenen Riten beobachtete, und behielt ihn bei sich. Jener Brahmane ging in die Stadt und hielt Vorträge aus den Purā-

[1] D. h. hier wohl aus einer Familie, in der keine Mischehen vorgekommen waren, ein Vollblutbrahmane. [2] Diese Worte in fehlerhaftem Sanskrit.

nen, hielt Vorträge aus den Gesetzbüchern, und das Geld, das ihm dabei in die Hand fiel, das brachte er dem Brahmanen Sōmscharmā und gab es ihm. In dieser Weise verging eine geraume Zeit. Nun lebte in Sōmscharmās Hause dessen Tochter, die groß und heiratsfähig geworden war. Er hatte gesehen, daß jener ein vorzüglicher Brahmane war, der alle Riten streng beobachtete. Darum sagte er in der Nacht zu seiner Frau: „Unser Töchterchen ist groß geworden. Wenn dir's recht ist, so wollen wir sie dem großen Brahmanen vermählen, der in unserm Hause wohnt und gegen dessen rituelles Leben nichts einzuwenden ist." Seine Frau sagte: „Was dir recht ist, das ist mir von vornherein recht." Darauf sagte am nächsten Morgen Sōmscharmā beim Zähnereinigen: „Laß uns Verwandte werden!" Jener Brahmane sagte: „Wie könnte ich Eure Tochter heiraten? Ich bin ein Fremdling. Ihr wollt mir Eure Tochter geben. Wie ist das möglich? Ihr wißt ja gar nicht, ob ich nicht ein gemeiner Mensch bin[1], und trotzdem wollt Ihr mich, ohne mich zu kennen, zu Eurem Eidam machen!" Aber Sōmscharmā entgegnete: „Ich habe dich an deinem Wandel erkannt. Heirate sie nur!" Da überlegte es sich der andere und dachte: „Ich heirate sie." Und der Brahmane vermählte sich und lebte nun im Genusse der ehelichen Freuden. Nun aber flog Garud[2] umher, eifrig nach ihm suchend. Indem er suchte und suchte, kam er nach Dhārāwās. Garud hatte seine Gestalt verwandelt. Eines Tages gingen die Frauen dieser Stadt nach dem See, um Wasser zu holen. Mit ihnen ging auch Pundrīks Frau dorthin. Die älteren Frauen unterhielten sich eifrig miteinander; sie lobten eifrig untereinander ihre Gatten und deren Vaterhaus. Die eine sagte: „Das Vaterhaus meines Gatten ist das beste." Eine andere sprach: „Wer kennt nicht meines Gatten Vaterhaus?" Die Brahmanin aber, welche ihr Vater dem zugewanderten Fremdling gegeben hatte, ward sehr betrübt, als sie diese Unterhaltung mit anhören

---

[1] Das bezieht sich auf die Abstammung. [2] Ssk. Garuda, der göttliche Adler und unversöhnliche Feind der Schlangen. Siehe in unserm Anhang das Sauparna.

mußte. Als sie in der Nacht mit ihrem Gemahl allein war, fragte sie ihn darum: „Sagt mir, o Herr, aus welcher Familie stammt Ihr? Und wer sind Eure Eltern?“ Da sagte ihr Gatte: „Weshalb fragst du mich erst jetzt, nach vollendeter Tatsache?“ Seine Frau aber bestand hartnäckig auf ihrer Frage. Da hub er an und sprach, liebesblind wie er war: „Wenn ich dir's sage, so wird über mich und dich Unheil kommen, wenn die Sache nicht in deinem Herzen verschlossen bleibt.“ Seine Frau erwiderte: „Wem sollte man ein vom Gatten anvertrautes Geheimnis enthüllen!“ Darauf sagte er: „Ich stamme aus der Schlangenwelt und heiße Pundrīk. Ich habe meine Gestalt gewandelt, bevor ich hierhergekommen bin. Auf deines Vaters Veranlassung habe ich dich geheiratet.“ Das wollte aber seine Frau nicht glauben. Da zeigte ihr Pundrīk seine wahre Gestalt, die eines Schlangengottes. Jetzt glaubte ihm seine Frau. Da nahm er wieder Brahmanengestalt an. Pundrīk sagte: „Verrate es aber keinem Menschen!“ — „Gewiß nicht, Herr! Niemandem sag' ich's!“ Am nächsten Morgen ging Pundrīks Frau wieder Wasser holen an den See. Da konnte sie's nicht über sich gewinnen, zu ihren Freundinnen zu sagen: „Eure Männer sind menschliche Wesen. Mein Gemahl dagegen stammt aus der Schlangenwelt; er ist der Schlangengott Pundrīk.“ Gerade saß Garud in winziger Gestalt, die er angenommen hatte, auf einem Pīpalbaum[1]. So kam es, daß er diese Worte hörte. In Gestalt eines winzigen Sperlings setzte er sich auf den Krug der Frau[2] und gelangte so in ihr Haus. Zu dieser Zeit war Pundrīk daheim. Die Frau wollte ihren Krug absetzen; aber Garud bannte ihn fest, so daß er nicht von ihrem Kopfe zu bringen war. Die Frau rief: „Herr, nehmt mir meinen Krug herab; ich bringe ihn nicht herunter.“ Da erschrak Pundrīk in seinem Herzen: „Garud hat den Krug gebannt. Sicher! Hab' ich doch vergangene Nacht vor meiner Frau mein Geheimnis ausgeplaudert!“ Darauf rief ihr Pundrīk aus dem Hause zu: „Zerbrich den

[1] Ficus religiosa. [2] Da sie den Wasserkrug nach indischer Sitte auf dem Kopfe trägt, kann sie den Vogel nicht sehen.

Krug!" Aber der Krug ging nicht in Stücke, er war von Garud gebannt. Darauf machte Garud sich schwer, so schwer, daß er ihr den Hals zu zerbrechen drohte. Da eilte Pundrīk von drinnen herbei, seiner Frau zu Hilfe. Garud packte (?) ihn. Da stürzte Pundrīk zu Boden. Nachdem er niedergestürzt war, sprach er die Sanskritstrophe: „Weibern soll man kein Geheimnis preisgeben" usw., zu Garuds Nutz und Frommen. Dieser hörte die Lehrerstrophe, welche ihm Pundrīk gesagt und geschenkt hatte. Garud glaubte, die Strophe sei für Pundrīk bestimmt. Er prägte sie sich ein. Darauf begann Garud, ihn sogleich loszulassen. Da sagte die Frau: „Sprecht die Sanskritstrophe:

> ‚Wer den, welcher ihm auch nur eine Silbe gegeben hat, nicht für seinen Lehrer hält, der wird nach hundertmaligem Aufenthalt im Mutterleib von Hündinnen unter den Kastenlosen[1] wiedergeboren.'"

Diese Strophe hörte Garud und gewährte der Frau Freiheit von Witwenschaft[2].

73. Die dankbaren Fische

Die fünf Jakscha[3] auf dem Feigenbaum geben und nehmen. Laß nur die Würfel fallen, meine Holde. Was geschehen soll, das wird geschehen.

Es war einmal eine Stadt Pantschāwati. In dieser regierte ein König Tschandraschēkhar. Dort wohnte ein sehr reicher Töpfer. Dieser Töpfer ging, um Ton zu holen, in die Grube. Während er nach der Grube ging, sah er einen trockenen Wassertümpel. Darin war wenig Wasser. Als der Töpfer hinsah, zappelten fünf große Fische in dem wenigen Wasser. Als der Töpfer das sah, regte sich Mitleid in seinem Herzen. Schnell kehrte der Töpfer in sein Haus zurück, nahm einen Topf, in welchen

---

[1] Tschandāla. [2] Auf die Strophe Pundrīks hin schenkt er diesem das Leben, weil er ihn als Lehrer betrachtet, obwohl er glaubt, P. habe die Strophe für sich gesprochen. Auf die Strophe der Frau hin fügt er einen ihr Wittum ausschließenden Segen hinzu. [3] Einl. S. 8.

Wasser gegossen war, und kam wieder. In den Topf steckte er die fünf Fische, brachte sie dahin, wo der Fluß einen großen Teich bildete, und setzte sie in diesen hinein. Nachdem die Fische ihre volle Lebenszeit ausgekostet hatten, wurden sie alle fünf zu Jakscha in einem Feigenbaum, welcher sich im Weichbild der Stadt Sakōsalā befand. In diesem Feigenbaum wohnten sie. Während sie so dort wohnten, starb in unbegreiflicher Weise eines Nachts der König dieser Stadt Sakōsalā, ohne einen Sohn zu hinterlassen. Nun befand sich dort eine wissende Elefantenkuh; diese schmückte der Kanzler, füllte einen goldenen Krug und gab ihn der Elefantenkuh, und während die fünf Töne[1] erklangen, zogen hinter ihr drein der Kanzler und das gesamte Heer in Prozession unter klingendem Spiel nach den öffentlichen Plätzen. Während sie dies taten, ging die Elefantenkuh aus der Stadt hinaus. Jener Töpfer, der den fünf Fischen das Leben gerettet hatte, war nach seinem Tode ein Kschatrija[2] geworden. Unter jenem Feigenbaum saß dieser Kschatrija mit seiner Gemahlin, beide hungrig und durstig. Die Jakschagottheiten aber veranlaßten die Elefantenkuh, auf des Kschatrija Haupt den Krug auszugießen. In Prozession unter klingendem Spiel führte ihn der Kanzler in einem glückverheißenden Augenblick in die Stadt, veranlaßte ihn, sich auf den Thron zu setzen, ließ den Sonnenschirm über sein Haupt halten, brachte seine Sīdhi[3] und ließ sie drehen [oder: herumtragen]. Nun hatte der König von Sakōsalā noch andere Verwandte. Diese erfuhren, daß der Kanzler irgendeinen Mann aus fremder Familie in die Regierung eingesetzt hatte. Diese Verwandten versammelten sich, kamen und belagerten die Stadt. Da spielte der König mit der Königin Würfel. Die Gemahlin des Kschatrija sagte: „Herr! Von Rādschpūten[4] ist unsere Stadt belagert. Erhebet

[1] Gesang, Trommel, Zimbel, Blasinstrumente, Saiteninstrumente.
[2] Angehöriger des Kriegsadels. [3] „Vollendung", „Erfüllung". Was damit gemeint ist, läßt sich nicht sagen. Etwa das Abbild der Menschenwelt, von dem Pūrnabhadra in seinem Pantschākhjāna S. 181, 8 bei ähnlicher Gelegenheit spricht? [4] = Kschatrija, oder Name eines Volksstamms.

Euch und bringet Hilfe!" Da sagte zu der Frau aus der Kschatrijakaste ihr Gemahl: „Die fünf Jakscha auf dem Feigenbaum" usw. Jene fünf Jakscha, die sich dort befanden, dachten: „Wir haben diesem Kschatrija das Reich gegeben, und fremde Heere sind über ihn gekommen." Da vernichteten diese Jakscha in der Nacht das Heer vollständig. Als man die vielen Elefanten und Rosse der Verwandten des früheren Königs brachte, ward die Stadt damit angefüllt. Da freute sich der Kschatrija.

74. Das belauschte Gespräch

Bei Tage soll man reden, nachdem man sich vorher umgesehen hat, unter keinen Umständen aber in der Nacht. Es gehen sehr verschmitzte Leute umher, wie Wararutschi im Feigenbaum.

Im Lande Kāsmīr liegt eine Stadt namens Nawhaṃspur. In dieser regierte einst ein König Nawhaṃs. Dieser ging einst in seinen Papageiensaal, um sich zu belustigen. Nun hatte der König viele aus fremden Ländern stammende Papageien: Papageien aus dem Lande Ang, Papageien aus aller Herren Länder. Ihre Käfige waren aufs kostbarste zusammengesetzt. In diesem Papageiensaal hielt sich beständig ein gelehrter Brahmane auf, welcher die Papageien Strophen in Sanskrit und in Prākrit[1] lehrte. Unter solchen Umständen begab sich der König dorthin. Der Brahmane setzte dem König Papageien aus den verschiedensten Ländern auf die Hand. Der König fragte sie, und die Papageien trugen ihm Verse in Sanskrit, in Prākrit und in der Landessprache vor. Nun war unter ihnen ein frisch gefangener Papagei; der hatte noch gar nichts gelernt. Den brachte der Brahmane dem König und setzte ihn ihm auf die Hand. Der König redete ihn an: „Was hast du denn alles für Länder gesehen, Papagei?" Darauf sagte der Papagei: „Ich

[1] Wie das Folgende zeigt, ist literarisches Prākrit, wohl Māhārāschtrī gemeint.

habe überhaupt noch kein Land gesehen." Der König sprach: „Ein so göttlicher Vogel wie du, und nichts gesehen — wie kommt das?" Der Papagei erwiderte: „Als ich noch ganz klein war, hat mich der Vogelsteller gefangen. Mein Glück aber hat es gewollt, daß ich einem edlen König in die Hände fiel." Da sagte der König: „So geh denn, dir die Lande zu beschauen!" Darauf der Papagei: „Mir ist's schon recht!" Der König fuhr fort: „Zum Schauen will ich dir Urlaub gewähren, wenn du mir dein Wort geben willst. Hast du dir die Länder angesehen, so sollst du wieder zu mir kommen." Der Papagei gab ihm darauf sein Wort, und der König reichte ihm Kardamomen, Nikulī[1] und Zuckerstückchen zum Verzehren. Er streichelte ihm sein Gefieder, legte ihm ein Perlenkettchen um den Hals und fragte ihn: „Wann darf ich dich zurückerwarten?" Der Papagei erwiderte: „Wenn ich am Leben bleibe, dann sollst du in sechs Monaten nach mir Ausschau halten." Darauf ließ ihn der König fliegen. Während sich nun der Papagei die Welt besah, kam er in den Frauenstaat. Darin war außer Frauen kein Mensch zu sehen. Die Herren waren Frauen, und ebenso waren es die Diener. Wo sich der Papagei befand, befand sich eine große Dame: das war die Herrscherin. Auf ihres Schlosses Kuppel hatte er sich gesetzt. Die Königin erblickte ihn und sagte zu einer anderen Frau: „Das scheint ein köstlicher Papagei zu sein." Darauf sagte die zweite: „Ich will ihn holen." Die Königin sprach: „Holt ihn!" Da warf die andere, nachdem sie eine Zauberformel darüber gesprochen, Reiskörner nach dem Papageien, und der Papagei, dadurch willenlos gemacht, flog ins Zimmer der Königin und fiel darin nieder. Indem sie ihm sein Gefieder streichelte, beruhigte sie ihn. Sie gab ihm Trauben und Kardamomen. Als sie an seinem Hals die Perlenschnur bemerkte, redete sie ihn an: „Wie heißt dein Vaterland? Wo wohnst du? Wie heißt deine Stadt? Wer ist dein Herr?" Darauf sagte der Papagei: „Mein Vaterland ist Kāsmīr, meine Stadt Nawhamspur. Ich bin ein Papagei des Nawhams, welcher dort König ist." Wiederum sagte die

[1] „Eine medizinische Pflanze" (Belsare).

Königin: „Wenn du hierherkamst, so bist du ihm entflohen, hast ihm also mit Undank gelohnt. Unter dem Vogelgeschlecht ist dein Geschlecht das edelste. Wie konntest du da undankbar werden?" Der Papagei entgegnete: „Ich bin gar nicht undankbar, sondern mein König hat mich beurlaubt, damit ich mir die Welt beschaue. Bevor ich hierherkam, habe ich ihm mein Wort verpfändet." Die Königin des Frauenstaates fragte darauf den Papageien: „Wenn ich jetzt deinem Herrn ein Rätsel aufgebe, wirst du es ihm mitteilen, sobald du zu ihm gelangt bist?" Der Papagei sprach: „Sagt mir's; ich will gehen und es ausrichten." Da zeigte die Königin dem Papageien vier Dinge und Handlungen, deren jedes ein Rätsel war. Erstens zeigte sie ihm eine Lotusblume, zweitens Gewichte einer Wage, drittens ihr Stirnzeichen, und viertens steckte die Königin ihre zehn Finger in ihren Mund. Diese vier Rätsel ließ sie den Papageien sehen. Darauf redete die Königin weiter: „Du bist ein Tier und wirst es vergessen." Sie schrieb die Rätsel auf ein Blatt Papier, band diesen Zettel dem Papageien an den Hals, gab ihm köstliches Futter, streichelte ihm sein Gefieder und ließ ihn fliegen. Als der sechste Monat vergangen war, saß König Nawhams auf seinem Thron, umgeben von seinem Hofe. Da kam der Papagei und setzte sich ihm auf die Hand. Er hatte an Größe sehr zugenommen; darum erkannte ihn der König nicht wieder. Der König fragte: „Wer bist du?" Der Papagei antwortete: „Herr, erkennt Ihr mich denn gar nicht? Ihr hattet mich doch freigelassen, damit ich mir die Welt beschauen sollte, und hattet mir eine sechs Monate lange Frist gesetzt. Nachdem der sechste Monat verstrichen ist, bin ich nun wiedergekommen." Da freute sich der König. Er sah den Zettel an seinem Halse. Da fragte der König: „Was ist das für ein Zettel?" Darauf sagte der Papagei: „Herr, ich habe mir viele Länder besehen. Dabei kam ich in den Frauenstaat. Dort wurden mir von der Königin (?) vier Rätsel aufgegeben. Zuerst zeigte sie mir eine Lotusblume, dann Gewichte, dann ihr Stirnzeichen, dann ihre zehn Finger. Und für den Fall, daß ich sie falsch aus-

richten sollte, hat sie mir den Zettel an den Hals gebunden, auf welchem die vier Rätsel aufgezeichnet sind.“ Der König öffnete den Zettel und sah nach: Da zeigte sich's, daß sie sich genau so auf dem Zettel fanden, wie sie der Papagei gemeldet hatte. In des Königs Versammlung saßen 500 Gelehrte. Die entbot der König alle vor sich: „Diese vier Rätsel sind mir aus der Fremde zugesandt worden. Gebt mir dazu die Lösungen!“ Die Gelehrten erwiderten: „Gewährt uns dazu eine Frist!“ Da gab ihnen der Fürst sieben Tage Zeit und sprach: „Wenn ihr mir am siebenten Tage die Lösung nicht sagt, so werde ich euch den äußersten Schimpf antun.“ Da zogen sich die Gelehrten alle in die Einsamkeit zurück, setzten sich nieder und sannen und sannen. Die Lösung aber vermochte keiner zu finden. Von den sieben Tagen, die sie sich beim König ausgebeten hatten, waren sechs verstrichen. Da ließ der König den Gelehrten sagen: „Wenn ihr mir morgen die Lösung nicht gebt, so tu ich euch die größte Schande an.“ Der alte Gelehrte Wīrōtschan dachte in seinem Sinne: „Ich entweiche und warte in der Nähe der Stadt.“ Im Walde stand ein großer Baum, und in dem Baume befand sich eine Höhlung; auf ihm aber nisteten 500 Bhāraṇḍvögel[1]. Am Abend kamen sie alle dorthin. Auch ein ganz kleiner Vogel kam mit. Als sein Vater ihn anredete, antwortete er nicht. Der Vater fragte ihn: „Was hast du[2]?“ Er erwiderte: „Ich bin heute hungrig geblieben. Von keiner Seite hab' ich irgendwas bekommen.“ Da sagte der alte Vogel: „Morgen sollt ihr euch nicht von hier entfernen.“ Der Kleine erwiderte: „Weshalb verbietet Ihr's uns?“ Der alte Vogel antwortete: „Hier leben 500 Gelehrte; die wird der König ins Verderben stürzen. Deren Blut sollst du trinken.“ Der alte Vogel sagte: „Er hat aus der Fremde vier Rätsel gesandt bekommen. Deren Lösung vermögen seine Gelehrten nicht zu geben.“ Der kleine Vogel sagte: „Wie lautet denn ihre Lösung? Sagt mir sie doch!“ Sein Vater sprach: „Ich kann sie nicht verraten.“ Da sagte der kleine Vogel: „Ich

[1] Märchenhafte Riesenvögel, Sskt. Bhāraṇḍa oder Bhāruṇḍa. [2] Wörtlich: „Du so warum?“

werde keinen Bissen verzehren, bevor Ihr mir die Lösung sagt." Darauf sagte nun der alte Vogel eine Prākritstrophe und mit ihr die Lösungen der Rätsel:

In der Stadt Pŏkkhara [= blauer Lotus] ist eine Kaufmannstochter namens Tilaka[= Stirnzeichen]mandscharī in dich verliebt, Bester der Männer; in der zehnten . . . .[1]

Diese Strophe sagte er. Der Gelehrte Wairōtschan aber hörte sie, weil er im Feigenbaume saß. Der Gelehrte prägte sie sich ein. Dann stand er auf. Als er aufstand, raschelten die dürren Blätter am Feigenbaum. Der Vogel erkannte den Gelehrten und sagte zu dem kleinen: „Morgen müßt ihr nun doch auf eure Nahrung ausgehen. Waīrōtschan hat die Prākritstrophe gehört, ehe er ging. Er wird dem König ihren Inhalt mitteilen. Dafür wird der König den Gelehrten Beweise seiner Huld geben, anstatt sie hinrichten zu lassen. Ihr müßt nun auf Nahrung ausgehen." Bei dieser Gelegenheit sprach der alte Vogel die Sanskritstrophe: „Bei Tage soll man reden, nachdem man sich vorher umgesehen hat" usw.

75. Die kluge Ziege

Bei einem Niedrigen suche man keinen Schutz; bei einem Großen soll man Schutz suchen. Weil sich die Ziege an den Löwen anschloß, stieg sie dem Elefanten aufs Haupt.

Es war einmal eine Stadt Wisālā. In dieser regierte ein König Wischwasēn. In dieser Stadt wohnte ein Ziegenzüchter Dēhal; der hatte 200 Ziegen. Dieses Dēhal Bruder ging, die Ziegen zu weiden. Als er einst wieder die Ziegen weidete, trieb er am Abend die Ziegen nach der Stadt. Eine große Ziege blieb auf der Weide. Der Hirt hatte alle Ziegen davongetrieben. Da kam ein Elefant dort zu der Ziege. Der Elefant fragte: „Wer bist du?" Die Ziege sagte: „Ich bin des Löwen Mutterschwester. Sorge dafür, daß ich in die Stadt gelange!" Da sie nun der Elefant für die Mutterschwester des Löwen hielt,

[1] S. d. Anmerkungen S. 380f. zu Nr. 74.

nahm er sie mit seinem Rüssel und hob sie auf die Höcker seines Kopfes. Als er an das Stadttor gekommen war, setzte er sie in die Stadt. Gerade war der Ziegenzüchter Dēhalō[1] ausgegangen, nach der Ziege zu sehen. Da kam ihm die Ziege entgegen. Dēhal sagte: „Wo bist du denn gewesen?“ Die Ziege sagte: „Ich hatte mich verirrt. Da traf ich mit einem Elefanten zusammen. Ich dachte: ‚Der Elefant wird mich töten.‘ Darauf fragte er mich: ‚Wer bist du?‘ Ich sagte: ‚Ich bin des Löwen Mutterschwester.‘ Ich sagte: ‚Lade mich ein[2]!‘ Da lud mich der Elefant ein, indem er mich auf seinen Kopf hob, und nachdem er mich hierhergebracht hat, habe ich dich hier getroffen.“ Dort befand sich ein gelehrter Brahmane. Dieser Gelehrte sprach die Sanskritstrophe: „Bei einem Niedrigen suche man keinen Schutz“ usw.

76. Die in einen Jüngling verwandelte Jungfrau

Das Unheil nimmt die Zeit weg, durch die Zeit schwindet das Unheil. Sorge dich nicht, mein Vater: die Zeit, die Zeit wird kommen.

Es war einmal eine Stadt Sūrjapur. In dieser regierte ein König Sūrsēn. Seines Kanzlers Name war Siṃh Mantrīsar, der der Königin Kastūrdē und der Name der Gemahlin des Kanzlers Sirījādē. Zwischen der Königin und der Gemahlin des Kanzlers bestand Schwesterschaft. Beide Frauen waren schwanger. Sie schlossen untereinander einen Vertrag (?). Die Königin sagte: „Wenn ich einen Sohn gebäre und du eine Tochter gebierst, so müssen wir sie verloben; oder wenn ich eine Tochter gebäre und du einen Sohn gebierst, so müssen wir gegenseitige Verwandtschaft herstellen.“ Die andere sagte: „So sei es!“ Nach einigen Tagen gebar die Frau Königin eine Tochter und die Frau des Kanzlers gebar eine Tochter. Der Kanzler war sehr reich und war außerdem alt. Er dachte: „Daß nur nicht nach mir mein Reichtum in das

[1] = Dēhal. [2] Zum Ritt nämlich.

Königsschloß wandert[1]!" Deswegen sagte der Kanzler zu seiner Frau: „Ihr müßt sagen, Ihr hättet einen Sohn geboren." Sie gab also an, ihr Kind sei ein Sohn: „Morgen sollt ihr das hohe Fest der Geburt eines Sohnes feiern!" Die Königin erfuhr, daß im Hause des Kanzlers ein Sohn angekommen sei. Da freute sie sich. In des Kanzlers Haus zeigte man die Tochter keinem Menschen. Mit der Zeit ward die Tochter fünf Jahre alt. Sie erhielt nun in eines Gelehrten Hause Unterricht. Man hatte sie Knabenkleider anlegen lassen. Die Königin kam ins Haus der Kanzlersfrau. Sie sagte zu der Gemahlin des Kanzlers: „Wir wollen unsere Verwandtschaft herstellen!" Darauf kehrte die Königin nach Hause zurück. In der Nacht sagte sie zum König: „Wir wollen unsere Tochter und des Kanzlers Sohn miteinander vermählen!" Der König sagte: „Mir ist's recht." Am Morgen kam der Kanzler zur Audienz. Der König sagte: „Wir wollen deinen Sohn und meine Tochter miteinander vermählen!" Der Kanzler erklärte sein Einverständnis. Beide Kinder waren zehn Jahre alt. Der König ließ unter großem Festesgepränge die Hochzeit feiern. Darauf gingen die neuen Gatten schlafen. Da wandte des Ministers Tochter der Königstochter den Rücken zu und schlief. Das erzählte die Königstochter ihrer Mutter. Die Königin erzählte es dem König. Der König sagte zur Königin: „Ladet unseren Schwiegersohn zum Bade[2] in unser Haus ein. Dann sollst du ihm die Masseuse schicken." Die Königin lud den Schwiegersohn ein. Der Schwiegersohn kam. Da schickte sich die Masseuse an, ihn zu salben. In diesem Augenblick erhub sich ein Geschrei: „Die Viehherde hat ein Tiger überfallen!" Darauf rückte des Königs Heer aus. Sofort zog der Schwiegersohn seine Kleider an und eilte hinaus. Zu Hause sagte er zu seinen Eltern: „Mach' dir keine Sorgen, mein Vater[3]!" Indem er diese Worte sprach, entfernte er sich. Er eilte hinaus

[1] Nach indischem Recht verfiel das Vermögen eines Mannes, der ohne männliche Leibeserben starb, dem König. [2] Wörtlich: „um das Schmutzbad vorzunehmen", zum Unterschied vom religiösen Bad. [3] Dieser Satz in fehlerhaftem Sanskrit.

und begab sich nach der Herde. Bei dem übermäßigen Lärm flüchtete der Tiger. Das Heer rückte wieder ein, nicht aber der Schwiegersohn. Dieser jagte allein auf seinem Rosse dem Tiger nach. Da den Schwiegersohn die Verzweiflung gepackt hatte, holte er den Tiger ein. Er streckte den Tiger mit einem Pfeil nieder. Der Tiger verendete. Darauf schnitt der Schwiegersohn dem Tiger den Kopf ab, nahm ihn an sich und band ihn an seiner Stute Hals. Darauf machte sich der Schwiegersohn auf den Heimweg. Auf seinem Heimritt gewahrte er ein Göttinnenbad[1]. Des Schwiegersohns Körper war mit Öl eingerieben worden. Da dachte er, als er vor dem Wasserbecken stand: „Ich will mich baden!" Zuerst ließ er seine Stute in das Becken steigen. Als er sie hatte baden lassen und herauszog, war sie zum Hengste geworden. Nun stieg er selbst hinein und badete. Da nahm er Mannesgestalt an. Er freute sich sehr. Geraden Wegs ritt er nach der Stadt. Zuerst ging er nach Hause und sagte zu seinen Eltern: „Laßt jeden Kummer fahren!" Nachdem er dies gesagt, ging er ins Königsschloß. Als der König ihn sah, freute er sich. Darauf rieb ihn die Masseuse mit Öl ein und ließ ihn baden. Die Masseuse trieb mit ihm allerlei Unzucht. Der Zweifel war behoben. Nachdem er gespeist hatte, kehrte er nach Hause zurück. Dort sprach er zu seinem Vater die Sanskritstrophe: „Das Unheil nimmt die Zeit weg" usw.

77. Wie der Brahmane um seine Almosenschale kam

Alles in die Strömung Geworfene wird vom Wasser des Flusses dahingeführt. Ich dummer Brahmane habe meine kupferne Schüssel verloren.

Es war einmal eine Stadt Hastināgpur. In dieser regierte ein König Harischēkhar. Ein Brahmane aus Puschphāwatī hatte sich den Gläubigen in einer Wallfahrtsgesellschaft angeschlossen, um nach der Gangā zu pilgern. Er kam an der Gangā an. Am

[1] Das soll die Wunderkraft erklären. Vgl. oben S. 191.

nächsten Morgen begab er sich ans Ufer der Gangā. Er hatte die Absicht, zu baden, war aber allein. Der Brahmane hatte ein Gefäß bei sich. Dieses vergrub er im Sande. Darüber machte er ein Sandhäufchen, um die Stelle nicht zu verfehlen. Sodann stieg er in die Gangā, um zu baden. Andere Leute hatten wohl gesehen, wie er dieses Häufchen machte, nicht aber, wie er die Kupferschüssel versteckte. Da dachten die Leute: „Heute muß man ein Häufchen machen, bevor man badet." Da machten alle Pilger, die an der Wallfahrt teilnahmen, solche Häufchen, und so entstand eine ganze Reihe derselben. Nachdem der Brahmane sein Bad beendet hatte, stieg er wieder heraus. Da sah er die vielen Häufchen; das seine aber fand er nicht wieder. Er trat an das Häufchen irgendeines der Teilnehmer heran und zerstörte es seiner Schüssel wegen. Da kam der Mann, dem es gehörte, heran und schlug den Brahmanen. Er sagte zu ihm: „Du zerstörst mein religiöses Verdienst! Was fällt dir ein?" Da dachte der Brahmane: „Ich kann mich vor den Leuten nicht verantworten." Darauf sagte der Brahmane, indem er dort stand, die Sanskritstrophe: „Alles in die Strömung Gefallene[1]" usw.

78. Deine Frau ist gut!

Gar manchem Elefanten schon sind die Stirnhöcker [Wortspiel: Töpfe] am Kopfe zerschlagen worden. Wie tugendsam ist deine Gattin! Hat sie dir doch nicht einmal den Preis für den Topf abverlangt!

Es war einmal eine Stadt Kschitipratischtit. In dieser regierte ein König Khēmankar und wohnte ein Kaufmann, der ebenso klug als reich war. Leider hatte er ein Weib in seinem Hause, das eine sehr böse Sieben[2] war. Fortwährend zankte sie mit ihrem Manne. Ihr Mann hatte die Nase voll[3]! Einst besuchte ihren Mann ein Freund

[1] So hier. [2] Wörtlich: „eine große Art." [3] Wörtlich: „Ihrem Mann kam es in [d. h. lief] die Nase." Möglich wäre auch: „Sie brachte ihren Mann in ein Nadelöhr."

aus einem anderen Orte. Wenn er selbst nach dem Orte dieses Freundes kam, so bewirtete dieser ihn stets aufs beste. Vier bis fünf Tage lang blieb er, und der andere bewies ihm in dieser Weise seine Anhänglichkeit. Dieser Freund also kam zu ihm als Gast. Man sagt ja: „Unverhofft kommt oft[1]." Der Kaufmann lud ihn zu Gaste. Er bat ihn, in seinem Laden Platz zu nehmen, und begab sich in seine Wohnung. Doch war ihm vor seiner Frau gewaltig bange. Ängstlich, wie er war, sagte er: „Mein bester Freund ist soeben als Gast zu mir gekommen. Wenn du's gestatten wolltest, so möchte ich ihn zum Essen einladen und ihn mitbringen." Die böse Sieben erwiderte: „Was geht's mich an? Ich koche nicht!" Ihr Mann war ganz niedergeschlagen. Da sagte die böse Sieben: „Wenn du sagst, das sei traurig (?), so will ich bis zu 21 Anordnungen deine Befehle gehorsam ausführen. Mehr aber führe ich auf keinen Fall aus." Ihr Mann sagte: „Das genügt mir!" Er bat seinen Gast, von seinem Laden in sein Haus zu kommen und brachte ihn mit. Nun verlangte er eine Lagerstätte. Ohne Widerrede brachte sie diese und breitete sie aus. Dann machte die böse Sieben einen Strich. Darauf sagte ihr Gatte: „Macht einen Sitz zurecht!" — Die böse Sieben zog den zweiten Strich. Der Ehemann sagte: „Gießt das Bad ein!" — Dritter Strich. — „Setzt ihm eine Fußbank unter die Füße!" Die Sieben zog den dritten[2] Strich. „Macht einen Speisesitz zurecht!" — Vierter Strich. — Der Mann: „Reicht das Handwasser!" — Fünfter Strich. — Der Mann: „Gebt ein Kissen her!" — Sechster Strich. — Der Mann: „Tragt das Konfekt auf!" — Siebenter Strich. — Der Mann: „Tragt Pfannkuchen auf aus feinem Weizenmehl!" — Achter Strich. — Der Mann: „Tragt Lāḍūo[3] auf!" — Neunter Strich. — Der Mann: „Tragt die Murkī auf!" — Zehnter Strich. — Der Mann: „Tragt die Dschalēbī auf!" — Elfter Strich. Ebenso ging's bei der Milch (12), beim Quark (13), bei den Nußkernen (14), beim Zucker-

[1] Wörtlich: „Wer nicht kommt, der ist gekommen" (sprichwörtlich).
[2] Hier verzählt sich der Verfasser. [3] Dieses und die folgenden Worte bezeichnen verschiedene Arten speziell indischer Leckerbissen.

rohr (15), beim Kürbissirup (16), beim Zuckersirup (17), bei den Fadennudeln (18), beim Sandzucker (19), bei der Schmelzbutter (20), beim gekochten Reis (21) und beim Sālnā (22)[1]. Bis zum 21. Auftrag führte die Frau aus, was ihr gesagt wurde, nicht aber, was ihr Mann darauf begehrte. Denn beim 22. Auftrag schlug sie den Topf mit dem Sālnā auf ihres Ehemannes Kopf entzwei. Da schämte sich der Mann. Aber sein Gast sagte zu ihm: „Gräme dich nur nicht. (Sanskritstrophe:) ‚Gar manchem Elefanten‘ usw. Deine Frau ist gut. Meine Frau schlägt auch an mir die Töpfe entzwei, verlangt mir aber dann sogleich noch den Preis derselben ab.“ Nachdem der Gast die Strophe gesagt hatte, tröstete er seinen Freund.

79. König Nand und sein Minister Sakdāl

Nachdem darauf am 50. Tage Prabhāwatī die 16 Arten des Schmuckes angelegt hatte, hatte sie die Absicht, einem fremden Manne ihre Liebe zu schenken. Als sie gehen wollte, fragte sie den Papageien. Der Papagei sagte: „Geht nur! Aber geht nur dann, wenn Ihr Verstand besitzt, wie Sakdāl.“ Da sagte Prabhāwatī: „Wie zeigte denn Sakdāl seinen Verstand?“ Darauf erzählte der Papagei:

Es gibt eine Stadt Nandpur; in dieser lebten ein König Nand, sein Sohn, Prinz Hemnand und sein Kanzler Sakdāl. Sakdāl war klug, gelehrt, sehr fromm, redete nie ein unwahres Wort und verstand sich auf Entscheidungen, wie sie die Klugheitslehre erfordert. Dieser Kanzler hatte das ganze Reich in seine Gewalt gebracht, hatte eine Lederwährung eingeführt[2]. Der König wußte, daß sein Kanzler sehr klug war. Was der Kanzler wollte, das tat er nicht. „Wenn der Kanzler [dem König] gleich wird, so heißt es, daß dann entweder der König den Kanzler tötet oder der Kanzler den König.“ So dachte der König, warf ihn samt seiner Familie in einen licht- und

[1] Sālnā ist eine Art Reisragout (curry) mit Fisch, Fleisch oder pflanzlichen Bestandteilen. [2] D. h. seine Autorität aufs höchste gesteigert.

wasserleeren Brunnen ins Gefängnis und machte jemand anders zu seinem Kanzler.

Niemand wußte, was aus Sakdāl geworden war. Vier bis fünf Jahre vergingen; der König hatte ihn ganz vergessen, und niemand sprach von ihm. Da sandte der König von Bengalen, um ihn auf die Probe zu stellen, zwei Stuten, die waren einander ganz gleich, eine so groß und stark wie die andere, und dabei ließ er sagen: „O König, der du die Säule des Hauses Nand bist! Deine Hofversammlung ist groß, und du bist groß. In deiner Hofversammlung wird alles geprüft. Sei so gut und prüfe diese beiden Stuten und sende mir sie zurück. Prüft Ihr sie nicht, so werdet Ihr künftig als großer Dummkopf gelten. Prüfet also, welche von beiden die Mutter und welche die Tochter ist, und sendet mir den Bescheid."

Mit dieser Botschaft überbrachte der Bote des Königs von Bengalen die beiden Stuten. Es dauerte einen Monat, aber dem König fiel keinerlei Lösung der Frage ein. Da ward er sehr bekümmert: „Ich bin bloßgestellt auf dem ganzen Erdenrund." Er wußte durchaus nicht, wie er entscheiden sollte, und wußte keinerlei Auskunft zu geben. Da ward der König ganz unglücklich und sagte: „Hätt' ich jetzt meinen Kanzler Sakdāl; der würde alles entscheiden können. Ich bin in der größten Angst, daß meine Herrschaft auf dem Spiele steht." Er sagte: „Ich habe meine Diener, meinen Kanzler, meine Minister gefragt; keiner aber hat eine Ahnung, welche die Mutter und welche die Tochter ist." Darauf fragte er die, welche sich bei ihm befanden: „Ist von Sakdāls Familie noch jemand irgendwo vorhanden?" Ein Diener antwortete ihm: „Vielleicht im Gefängnis!" Der König ließ Erkundigungen einziehen: „Seht im Gefängnis nach!" Sakdāl war ganz schwach und verfallen und befand sich in solchem Zustand, daß er gar nicht wiederzuerkennen war. So traf ihn der Diener an. Da nahm er ihn sogleich mit zum König. Der König empfing ihn mit Höflichkeit und Ehrerbietung, verlieh ihm wieder das Kanzleramt und beschenkte seine Angehörigen, so daß sie zufrieden waren. Dann sagte der König: „Du bist

der Herr in meinem Reiche; aber, Sakdāl, eine große Sorge ist über mich gekommen. Zwei Stuten sind aus dem Lande Bengalen gekommen; niemand kann sagen, welche die Mutter und welche die Tochter ist. Du mußt es herausbekommen, damit unser Ruhm nicht verblaßt."

Als Sakdāl das hörte, sagte er: „Das soll geschehen!" Hier fragte der Papagei Prabhāwatī: „Wie hat er herausbekommen, welche die Mutter und welche die Tochter war?" Prabhāwatī sagte: „Ich weiß es nicht." Darauf sagte der Papagei: „Der Kanzler gebrauchte eine List. Er ließ die beiden Stuten von zwei Reitern reiten. Nachdem er sie zwei Kōs[1] hatte laufen und außer Atem bringen lassen, ließ er sie nebeneinander stellen. Da nun die Mutter merkte, wie abgehetzt die Tochter war, traten ihr die Tränen in die Augen; sie leckte ihre Tochter und rieb sie dann ab. Die Tochter aber legte ihr Maul an die Zitzen der Mutter. Dann ging er mit ihnen zur Zeit des Vieheintreibens ans obere Ende des Dorfes und ließ sie los. Da kam die Mutter zuerst nach dem Ort. Auf diese Weise prüfte Sakdāl, welche die Mutter und welche die Tochter war. Da freute sich König Nand. Er schickte die Stuten mit genauen Angaben nach dem Lande Bengalen und stellte damit den König zufrieden. Darauf erwies der König Nand seinem Minister die fünffache Gnade[2] und machte ihn zum alleinigen Oberherrn. — Als Prabhāwatī diese Erzählung gehört hatte, legte sie sich schlafen.

80. „Da erwachte ich"

Am 64. Tage hatte Prabhāwatī wieder die 16 Arten von Schmuck angelegt und konnte es kaum erwarten, dem fremden Manne ihre Liebe zu gewähren. Als sie gehen wollte, fragte sie den Papageien. Der Papagei sagte: „Geht nur! Doch geh nur dann, dem Ehebruch zu frönen, wenn du eine

[1] „Ruf", ein Längenmaß = 1/4 ind. Meile. [2] Das heißt, er huldigte ihm mit Armen und Knien (indem er vor ihm niederfiel), Kopf (indem er die Erde berührte), Stimme und Blick.

List weißt wie Sjāmmāwatī." Da fragte Prabhāwatī: „Wer war Sjāmmāwatī, und wie gebrauchte sie eine List? Das erzählet mir!" Da erzählte der Papagei:

Es war einmal eine Stadt Madanpur, in welcher ein König namens Mahōdschas regierte. Sein Kanzler hieß Narapati. Die Bewohner der Stadt waren mit allen Tugenden geschmückt. Die Stadt selbst war wunderschön, lag am Ufer des Flusses Siprā und war mit vielen Wäldern und Gärten geziert.

In dieser Stadt lebte ein Khatrī[1] namens Kubhkaran und hatte eine Frau, welche Sjāmmāwatī hieß, die zwar sehr schön, aber auch sehr lüstern und ungetreu war, zu anderen Männern lief und mit ihnen die Ehe brach. Eines Tages beabsichtigte ihr Gemahl, einen Dienst zu nehmen. Am Morgen brach er auf. Als er fünf oder zehn Kōs weit gegangen war, machte er halt. Sjāmmāwatī war indessen zu Hause geblieben. Als es Abend wurde, sagte sie zu ihrer Dienerin: „Bereite Tschurmo[2]; wir wollen essen." Die Dienerin bereitete den Tschurmo; Sjāmmāwatī aß und sagte dann zu der Dienerin: „Hörst du, Rāmmrangī! Der Herr ist heute in die Fremde gegangen. Jetzt schwöre mir!" Die Dienerin erwiderte: „Befehlet nur, Herrin; ich werde in allem gehorchen." Da rückte Sjāmmāwatī mit der Sprache heraus: „Bring' mir aus der Stadt einen anständigen Mann[3]; aber ein Liebeskünstler muß es sein!" Die Dienerin ging in den Ort und sah sich bald die Augen aus, vermochte aber keinen „anständigen" Mann zu entdecken. Sie kehrte also mit der Meldung zurück, daß sie keinen gefunden habe. Da nahm Sjāmmāwatī ein Gefäß mit Tschurmo in die Hand, sagte zu der Dienerin: „Bleib zu Hause; ich komme gleich wieder", und entfernte sich. Sie ging nun selbst in der Stadt umher, vermochte aber gleichfalls keinen Mann zu finden, welcher ihr ebenbürtig gewesen wäre. Sie verließ also die Stadt, bekam aber keinen Mann zu Ge-

[1] Angehöriger einer Kriegerkaste, welche niedriger ist als die der Kschatrija. [2] Eine leckere Speise aus Brotkrumen, Sirup und Butter. [3] D. h. einen aus gleicher oder höherer Kaste.

sichte. Schließlich kam sie ans Ufer des Flusses; da entdeckte sie jenseits desselben einen Wandermönch, der sich an einem brennenden Feuer wärmte. Er hatte sich an einem Hanfpräparat berauscht und simulierte vor sich hin. Der war Sjāṃmāwatī gerade recht. Aber zwischen ihm und ihr flutete die Strömung des Flusses; sie konnte nicht hinüber. Da stand sie nun am Ufer und überlegte: „Wie komme ich hinüber? Komme ich nicht hinüber, so nützt mir's gar nichts." Da sah sie einen Leichnam heranschwimmen. Den zog sie aus dem Wasser zu sich heran und trat mit dem Fuß auf ihn. Dann band sie sich den Stoff ihres Kleides um den Kopf und um die Hüfte, das Tschurmogefäß in ihr Hüfttuch, setzte sich auf die Leiche und ruderte auf ihr über das Wasser. So gelangte sie ans andere Ufer. Als sie drüben war, band sie die Leiche an die Wurzel eines Baumes, ging zu dem Mönch, der der Welt entsagt hatte und sich dort wärmte, und begrüßte ihn mit „Rāṃm! Rāṃm[1]!" Dann stellte sie das Gefäß mit dem Tschurmo vor ihn hin und warf sich ihm zu Füßen. Sie blieb liegen und trug ihm ihre Bitte vor, indem sie sprach: „Ich bin gekommen, mich dem Herrn zu Füßen zu werfen. Herr, pfleget mit mir der Liebe! Solltet Ihr mein Begehren nicht erfüllen, so brächte Euch das kein religiöses Verdienst ein, sondern nur die Sünde des Frauenmords[2]." So sagte sie zu ihm. Da verzehrte der Mönch den Tschurmo und kaute Betel[3], ward dadurch gekräftigt und koste mit Sjāṃmāwatī nach Herzenslust. Als sie befriedigt war, verabschiedete sie sich von ihm, setzte sich wieder auf die Leiche und ruderte über das Wasser zurück, um heimzukehren. Als sie über den Fluß hinüber war, ließ sie die Leiche wieder fortschwimmen, zog ihre Kleider an und ging nach Hause. Dort legte sie ihre Kleider ab, um sie zu trocknen, und setzte sich auf ihr Bett.

[1] Die Grußformel der modernen Inder, der Name Rāmas, des vergöttlichten Helden des Rāmājana. [2] Sie deutet an, daß sie sich in diesem Fall das Leben nehmen will. Die Schuld träfe dann nach indischer Anschauungsweise ihn, genau so wie den, der den Fastenden nicht am Verhungern hindert (s. S. 149, Anm. 3). [3] S. 129, Anm. 1.

Inzwischen kehrte ihr Mann zurück, um ihren sittenlosen Wandel zu beobachten, versteckte sich in einen Winkel und lauerte. Sjāṃmāwatī saß auf ihrem Bett und erzählte ihrer Dienerin, was sie getan hatte. Indem sie erzählte, sagte sie: „Nachdem ich meine Liebeslust gestillt, ging ich nach Hause." Ihre Dienerin war indessen eingeschlafen. Darum fragte der Ehemann an ihrer Stelle: „Und was tatet Ihr, als Ihr nach Hause kamt?" Sjāṃmāwatī merkte, daß es ihr Mann war.

„Nun sprich, Prabhāwatī, wie verantwortete sich Sjāṃmāwatī vor ihrem Gemahl? Das sage mir!" Prabhāwatī erwiderte: „Ich weiß es nicht. Sag' du mir's!" Da sprach der Papagei: „So höre, Prabhāwatī! Sjāṃmāwatī sagte: ‚Da erwachte ich. Als ich erwachte, weckte ich die Magd; und in der Annahme, daß dieser Traum von schlimmer Vorbedeutung war, wusch ich, um meinen Herrn vor Unheil zu bewahren, meine Kleider.' Das glaubte der Khatrī und lobte Sjāṃmāwatī dafür aus Leibeskräften: ‚Hab' Dank dafür, daß du nach dem bösen Traum deine Kleider gewaschen hast!' — So verantwortete sie sich vor ihrem Manne und hatte doch ihren Genuß gehabt."

Als Prabhāwatī diese Erzählung gehört hatte, legte sie sich schlafen.

81. Der König und sein Freund

Am 67. Tage hatte Prabhāwatī die 16 Arten des Schmuckes angelegt und konnte es kaum erwarten, dem fremden Manne ihre Liebe zu gewähren. Als sie gehen wollte, sagte sie fragend zum Papageien: „Ich bin im Begriffe, zu gehen." Der Papagei sagte: „Geh nur! Doch vernimm zuvor die Geschichte von dem König, welcher seinen Freund aus dem Unglück rettete."

Es gibt eine Stadt namens Rādschgrahī. In dieser herrschte einst ein König Manrandschan; der hatte einen Prinzen, welcher Manōhar hieß, und sein Kanzler hieß Karmschrēscht.

In derselben Stadt wohnte ein Kaufherr namens Schrīpāl, welcher einen Sohn Wīrarādsch besaß. Der war sehr gescheit, und als er seine Schulbildung vollendet hatte, heiratete er. Seine Gemahlin hieß Madanmandscharī; sie war ebenso schön wie klug, besuchte aber fremde Männer und lebte im ständigen Ehebruch mit einem Kaufmann.

Nach einiger Zeit starb der Kaufherr Schrīpāl, und sein ganzes Vermögen befand sich gerade in der Fremde. Er hatte auf einmal 60 Wagen befrachtet, und die waren noch draußen. So war kein Vermögen mehr da, und Wīrarādsch war in Not.

Er ging nach dem Markte der Juweliere, auf welchem er nun beständig zu finden war, und befreundete sich mit ihnen. Da gab ihm einer gläserne Armbänder, Korallen, Nadeln und ähnliche Waren und sandte ihn aus, sie zu verkaufen; und Wīrarādsch nahm von dem Juwelier einen Sack, ging damit auf die Nachbardörfer, um seine Waren abzusetzen, und kehrte immer erst nach vier bis fünf Tagen wieder heim.

Einst im Monat Dscheth[1], als gewaltige Hitze herrschte, gewahrte der Kaufmann auf dem Weideland einen Feigenbaum und setzte sich in seinen Schatten. Da kam ein König, von Hitze und Durst erschöpft, auf seinem Roß dahergeritten und sah unter dem Feigenbaum den Mann liegen, welcher die 32 glückverheißenden Zeichen am Körper trug. Darum stieg er an diesem Orte ab. Als Wīrarādsch den König so verdurstet sah, holte er ihm einen ledernen Wassersack voll Wasser; dann nahm er aus seinem Warenbeutel gezuckertes (?) und geröstetes Korn und andere Leckerbissen und gab sie dem König. Der König, welcher den ganzen Tag noch nichts gegessen hatte, verzehrte sie und legte sich erquickt im Schatten nieder, während der Kaufmann ihm Kühlung zufächelte und ihm die Füße massierte. Da fragte ihn der Fürst: „Höre, Kaufmann, man sieht dir's an, daß du ein Mann bist, dem Glück bestimmt ist. Wie kommst du denn hierher und befindest dich in dieser drückenden Lage?" — „Ich wohne in Rādschgrahī, o König, und mein Vater wohnte in derselben Stadt und ist im

[1] Mai/Juni.

ganzen Lande bekannt. Er hatte zu Hause 60 Wagen befrachtet; sie zogen in die Fremde und sind dort verblieben, während daheim mein Vater starb. Das Vermögen war hin. So blieb mir nichts anderes übrig, als in dieser Weise meinen Lebensunterhalt zu verdienen." — Da sagte der König: „Was soll ich dir geben, Kaufmannssohn? Du bist mein Freund geworden, bist mein Bruder geworden. Meine Residenz ist Manibhadrapur: dort mußt du mich besuchen. Und fragst du mich nach meinem Namen, ich bin König Widschaipāl. Von Rādschgrahī sind es dorthin 30 Kōs[1], drei Tagereisen; komm doch ja dahin! Dort ist mein Haus; ich stelle es dir ganz zur Verfügung." Der Kaufmann erwiderte ihm: „Dein Anblick, König, wird mir Glück bringen; und was du tun willst, das ist mir recht." Aber der König fragte den Kaufmann nochmals: „Hast du denn hier etwas Geld bei dir, lieber Freund?" Der Kaufmann entgegnete: „Jawohl, Herr, jetzt habe ich welches. Gib mir hundert Perlen." Sofort gab sie ihm der König und gab ihm zugleich den guten Rat: „Wandere niemals deines Wegs allein!" Da sagte der Kaufmann: „Nimm das Hundert zurück und gib mir dafür noch einen guten Rat!" Damit gab er ihm das Hundert wieder; der König aber sprach: „Was dir mehrere sagen, das tu'!" Und er fügte hinzu: „Teile keinem Weib ein Geheimnis mit!" Und endlich sagte er: „Wenn dir's schlecht geht, so komm zu mir! Diese vier guten Ratschläge, die ich dir gegeben habe, mußt du aber auch befolgen." Der Kaufmann sagte: „Das werde ich tun." Dann sagte der König: „Für diese wenigen Worte habe ich mich von dir bezahlen lassen; wenn du sie aber nicht vergißt, so wirst du sehen, daß du ein gutes Geschäft gemacht hast. Und nun merke dir, was ich dir sage! Wenn du in meine Stadt kommst, so melde dich beim Türsteher, damit du bei mir vorgelassen wirst." Nach diesen Worten kehrte der König heim, und auch der Kaufmann machte sich auf den Weg nach seinem Hause. Unterwegs fand er einen Igel; den band er in seinen Gewandsaum; dann ging er fürbaß, bis er einen Feigenbaum erblickte.

[1] S. 322, Anm. 1.

Unter diesen legte er sich schlafen; denn die Nacht brach herein. Da kam aus ihrem Schlupfwinkel in demselben eine Schlange heraus und wollte ihn beißen. Doch der Igel zerriß das Gewand, kroch heraus und tötete die Schlange. Als der Kaufmann erwachte und sich umschaute, sah er, daß der Igel die Schlange vernichtet hatte. Da dachte er: „Der König hatte recht, als er mir riet, nicht allein zu gehen. Wäre der Igel nicht gewesen, so hätte mich die Schlange totgebissen. Der Rat, den er mir gegeben hat, hat sich als gut erwiesen." Damit setzte er seinen Heimweg fort.

Als Prabhāwatī diese Geschichte gehört hatte, legte sie sich schlafen.

Am 68. Tage wollte Prabhāwatī den fremden Mann besuchen; als sie im Begriffe war, zu gehen, fragte sie den Papageien. Dieser sagte: „Höre erst, Prabhāwatī, was der Kaufmann weiter tat. Während der Kaufmann seines Weges weiterging, trat ein großer Regenguß ein, und es ging ihm übel; aber durch Gottes Schutz gelangte er schließlich an eine Stadt. Er ging hinein. Durchnäßt und erfroren, so sahen ihn die Bewohner. Da sagten die Kaufleute zu ihm: „Wir wollen dir einen Armreif geben, der hundert Rupien wert ist, gesticktes Tuch, Bettzeug und eine Bettstelle; du mußt aber einen fremden Kaufmann, welcher hier gestorben ist, forttragen und ins Wasser des Flusses werfen. Er hat durch Schicksalsfügung nach seinem Tode mit dem Kopf gewackelt. Das bedeutet Unheil, dem wir entgehen wollen." Da dachte Wīrarādsch in seinem Herzen: „Der König hat zu mir gesagt: ‚Was dir mehrere sagen, das tu'!' Seinen ersten Rat hab' ich genau befolgt und bin dadurch am Leben geblieben, als die Schlange mich bedrohte. Darum muß ich auch diesen Auftrag ausführen." Er ließ also den Sack, in welchem er seine Kästen hatte, in einem Laden zurück und trug den Leichnam fort. Um des Toten Hüfte war eine Geldkatze gebunden. Die nahm er und band sie um seine Hüfte. Dann badete er und ging, um nach seinem Sack zu sehen. Da dachten die Kaufleute: „Das ist ein außergewöhnlicher Mann; sonst wäre er nicht entkom-

men. Wo sollen wir ihm einen Ort zum Schlafen anweisen?" Da sagte ein Kaufmann: „Brüder, ich weiß einen geeigneten Ort; es ist jenes große Zimmer[1], in welchem sich eine Hängematte befindet." Darauf gaben ihm die Kaufleute 100 Silberrupien und führten den Kaufmann in das Zimmer. Nachdem er seinen Leib durch ein Mahl gestärkt hatte, legte er sich in dem Zimmer schlafen. In der Nacht aber erscholl in dem Raume zweimal eine Stimme, welche sprach: „Ich falle! Ich falle!" Der Kaufmann sagte: „So fall doch!" Da fiel ein goldener Mann[2] herunter. Der Kaufmann dachte: „Was ist denn da herabgefallen?" Als er nachsah, war es ein goldener Mann. Den nahm er, steckte ihn in seinen Sack und ging am nächsten Morgen weiter. Er ging fröhlich seines Wegs, nachdem er alles Geringwertige weggeworfen hatte."

Darauf sagte der Papagei zu Prabhāwatī: „Wer dem Rate achtungswerter Leute folgt, dem geht es gut, wie dem Kaufmann Wīrarādsch. So wird es auch dir sehr gut gehen, wenn du meinem Rate folgst. Geh nicht, um dem fremden Mann gefällig zu sein; das würde dir Unglück bringen. Gehst du nicht, so wird es dein Glück sein."

Als Prabhāwatī diese Geschichte gehört hatte, legte sie sich schlafen.

Am 69. Tage hatte Prabhāwatī die 16 Arten Schmuck angelegt und konnte es kaum erwarten, bis sie den fremden Mann besuchte. Als sie im Begriffe war, zu gehen, fragte sie den Papageien: „Was tat denn nun der Kaufmann, Papagei?" — „Vernimm, Prabhāwatī!

Der Kaufmann kam glücklich zu Hause an und händigte seiner Frau den goldenen Mann ein. Nachdem er nämlich den Reichtum erlangt, hatte er des Königs Ratschlag vergessen und vertraute seiner Frau sein Geheimnis an. Sie fragte ihn: „Wie seid Ihr denn zu dem Manne gekommen, o Herr?" Ihr Gemahl erzählte ihr die ganze Vorgeschichte von dem Mann, wie alles geschehen war. Noch in derselben Nacht kamen auch die 60 Wagen, welche sein Vater ausgesandt hatte und welche

[1] Oder: Gebäude. [2] Einl. S. 7.

in der Fremde geblieben waren, in die Stadt Rādschgrahī zurück. Aus dem Wagenzug war einer vorangeeilt, um dem Kaufherrn Glück zu wünschen. Er begab sich nach dem Hause desselben und war noch nicht drinnen, als er sich schon am Torweg erkundigte, ob in Schrīpāls Hause alles wohl und munter sei. Die Leute, die sich da befanden, sagten zu ihm: „Der Kaufherr Schrīpāl hat das Zeitliche gesegnet. Sein Sohn Wīrarādsch ist noch da, lebt aber jetzt im Unglück." Als das der Bote hörte, ward er traurig, und weinend ging er in das Haus. Da trat Wīrarādsch aus der Tür, traf seinen Diener und fragte ihn aus. Der Mann erzählte ihm alles: „Die sechzig Wagen sind mit reichem Gut beladen zurückgekehrt." Der Kaufmann erkundigte sich, ob sich darunter auch Einzigartiges befände. Der Diener zog einen Sack hervor und zeigte ihm Samenkörner, welche derselbe enthielt, indem er sagte: „Dies sind Gurkensamen. Sobald man sie sät, fruchten sie auch." Das wollte der Kaufherr nicht glauben. Da ließ der Diener ein Messer holen, machte damit einen Platz zurecht und steckte ein Samenkorn. Sofort keimte es; es entstand eine Ranke, Blüten setzten sich an, und die Früchte waren fertig. Als das der Kaufmann sah, war er hocherfreut und dachte: „Das muß ich meiner Frau zeigen!" Er rief sie, und Madanmandschari kam. Der Diener grüßte sie; sie bot ihm ihren Gegengruß und sprach: „Unsere glückliche Zeit ist mit meinem Schwiegervater dahingegangen." Der Diener erwiderte: „Grämt Euch nur nicht; es wird alles gut werden." Der Kaufmann sagte: „Händigt meiner Frau diese Samenkörner ein!" Die Frau erwiderte: „Was soll ich denn mit dem Samen anfangen?" Der Kaufmann sagte: „Sobald man ihn sät, entsteht auch schon die Frucht." Da das die Frau nicht glauben wollte, ward ein Korn gesteckt und ihr die Sache gezeigt. Das sah sie mit Freuden.

Darauf sagte der Kaufmann zu seinem Diener: „Da dieser Samen an keine Zeit gebunden ist, so will ich ihn dem König schenken." Darauf gab er seinem Diener eine Betelrolle[1] und schickte ihn zu den Wagen zurück. Der Kaufherr und seine Frau

[1] S. 129, Anm. 1.

freuten sich und pflagen miteinander der Liebe in den 84 Stellungen. Darauf schlief der Ehemann ein. Da nahm die Frau Samenkörner aus dem Sack und ging zu ihrem Buhlen. Nachdem sie mit ihm in den 84 Stellungen der Liebe gepflegt hatte, erzählte sie ihm die Geschichte von der Karawane: „Die Wagen sind zu meinem Gemahl zurückgekehrt." Da sagte ihr Buhle: „Was enthalten sie denn?" — „Vernehmt, o Herr! Gold und Silber." — „Und was ist denn noch drin?" — Sie zeigte ihrem Buhlen Schrīwant die Samen: „Wenn man diese Körner steckt, so entstehen sofort Früchte aus ihnen." Das glaubte der Buhle nicht. Da steckte sie sie und zeigte es ihm: die Früchte entstanden sofort. Darüber war ihr Buhle sehr erstaunt: „Weib! Du wirst mich wohl nun nicht mehr kennen wollen?" — „Herr! Dieser mein Leib gehört doch dir!" — „Dann sag' mir, wieviel habt ihr denn solcher Samenkörner?" — „Herr, es ist ein ganzes Säckchen voll. Morgen früh will mein Mann sie dem König zum Geschenke machen." — „Weib, wenn du in mein Haus ziehen wolltest, so würde ich eine List ins Werk setzen." — Die Frau sagte: „Ich bin einverstanden!" — „So geh schnell nach Hause. Dein Mann wird noch schlafen. Gib mir diese Samen[1]!" Die Frau ging nach Hause und bähte alle Samen; dann steckte sie sie wieder in den Sack und legte sich an ihres Mannes Seite schlafen.

Am Morgen nahm ihr Gemahl die Samenkörner zum König mit und machte diesem seine Aufwartung. Als der König die Rückkehr der Wagen erfuhr, freute er sich. Dann legte der Kaufmann dem Fürsten sein Geschenk vor[2] und zeigte ihm die Samen, indem er ihm mitteilte, wie die Früchte zustande kamen. Da sagte der Buhle Schrīwant: „Herr, aus Freude darüber, daß seine Wagen zurückgekommen sind, ist der Mann wahnsinnig geworden. Wenn diese Samen aufgehen, so magst du[3] aus meinem Hause forttragen, was du mit deinen

---

[1] Hier scheint der ursprüngliche Wortlaut geändert zu sein oder etwas zu fehlen; denn die Frau tut sogleich etwas anderes, als ihr Buhle ihr aufgetragen hat, und tut es, ohne seine Absicht zu kennen. [2] S. 31, Anm. 2. [3] Damit wendet er sich an Wīrarādsch.

beiden Händen zu fassen vermagst. Gehen die Samen aber nicht auf, so will ich aus deinem Hause holen, was ich mit beiden Händen fasse." Der König ward als Zeuge angerufen, und die Samen wurden gesteckt. Wie aber hätten sie aufgehen können, da sie gebäht waren?

Der Kaufmann Schrīwant hatte also seine Wette gewonnen, und Wīrarādsch hatte verloren. Betroffen ging er nach Hause, sann nach und war in großen Sorgen."

Der Papagei fragte: „Prabhāwatī! Wie wird unser Wīrarādsch loskommen?" Prabhāwatī antwortete: „Ich weiß es nicht." Da erzählte der Papagei weiter:

„Darauf fragte der Handelsherr seinen Diener: „Höre, mein Diener! Befindet sich unter unseren Wagen und sonstigen Fuhrwerken ein Wagen oder ein Fuhrwerk, welches einen drei Tagereisen langen Weg in einer Nacht hin und zurück zu machen imstande ist? Haben wir ein solches Kamel oder Roß?" Da antwortete der Gehilfe: „Wir haben ein Rossegespann, welches einen Weg von drei Tagereisen in drei Stunden zurücklegt." Da sagte Wīrarādsch zu seinem Gehilfen: „Schirre den Wagen an und mach' ihn fertig!" Der Wagen ward fertig gemacht, Wīrarādsch und sein Gehilfe setzten sich beide hinein und fuhren nach der Stadt Manibhadrapur. Abends neun Uhr kamen sie in ihr an. Als sie ankamen, sagte der Kaufmann zum Torhüter: „Meldet dem König, Türsteher: ‚Dein Wegfreund Wīrarādsch ist da.'" Da dachte der Türsteher: „Das ist der Kaufmann, von dem mir der König gesprochen hat." Darum meldete er ihn dem König, und der Kaufmann ward aufgefordert, einzutreten. Er verneigte sich vor dem Fürsten und erzählte ihm die Geschichte von der Schlange und dem goldenen Mann und was darauf geschehen war. Da sagte der König zu ihm: „Ich hatte dir doch gesagt, lieber Freund, du solltest keinem Weibe ein Geheimnis anvertrauen. Nun hast du es doch getan! Laß trotzdem den Mut nicht sinken, Wīrarādsch! Die Sache ist nicht gefährlich!" — „Herr, daß dann nur die Nacht nicht vergeht!" — „So laßt den Wagen anschirren!" Darauf fuhren sie zu dritt, der König, der Gehilfe und Wīra-

rādsch, nach der Stadt Rādschgrahī. Es war im letzten Teile der Nacht, um sechs Uhr, als sie glücklich abstiegen. Dann unterhielten sich die drei.

Inzwischen war Wīrarādschs Frau in der Nacht zu ihrem Buhlen gegangen, um mit ihm zu genießen. Ihr Buhle hatte zu ihr gesagt: „Liebe Madanmandscharī! Möglicherweise gelingt die List, durch welche du in mein Haus kommst." — „So Gott will, Herr, nimmt die Sache einen glücklichen Verlauf. Mich sollte es freuen." — „Wenn du kommst, so bring' nur so viel Schätze als möglich aus dem Hause mit." Das Weib hatte gesagt: „Ich will's schon machen." Dann war sie heimgekehrt.

Der Morgen brach an. Der König, der Kanzler und andere Leute kamen alle zusammen herbei. Der Buhle forderte den König auf, ihm zu folgen, und ging schnell in Wīrarādschs Haus. Er ging hinein, vom König begleitet.

Nun hatte aber der andere König, Wīrarādschs Freund, die List gebraucht, daß er alles Gut und die Frau auf den Oberboden bringen, die Leiter aber hatte wegnehmen lassen. Er ließ dem einheimischen König und dem Buhlen Schrīwant sagen: „Nimm dir, Schrīwant, was du in deine beiden Hände fassest." Schrīwant sah sich überall um; aber im ganzen Hause war nichts zu finden. Schließlich sah er das Weib auf dem Oberboden sitzen; es hatte alle Kostbarkeiten und den goldenen Mann in seinen Händen. Um es herabzuholen und hinaufzusteigen, faßte der Buhle Schrīwant mit beiden Händen, um seine Torheit auszuführen (?), die Leiter. Da sagte der König von Manipur: „Sehet, Brüder! Schrīwant hat mit beiden Händen die Leiter im Hause aufgehoben. Legt ihm also diese Leiter auf den Kopf und weist ihn hinaus!" Alle Anwesenden stimmten dem zu.

Darauf fragte der König von Rādschgrahī den König von Manipur: „Höre, Fremdling, was ist das?" Der andere sagte ihm den Grund: „Um das Weib zu bekommen, hat der Buhle diese Samen bähen lassen. Wie können sie da aufgehen?" Da verstand der König den Fall. Er behielt den anderen König

als Gast bei sich, und nachdem er ihn fünf bis sieben Tage bei sich behalten und ihm viele Rosse, Elefanten, Kamele, Soldaten und Geschmeide geschenkt hatte, entließ er ihn nach Hause.

Dem Buhlen Schrīwant wurde die Nase abgeschnitten, sein ganzes Gut wurde eingezogen, und er und das Weib wurden des Landes verwiesen. Wīrarādsch aber vermählte sich mit einer anderen Frau."

In dieser Weise erzählte der Papagei Prabhāwatī die Geschichte; und als diese sie gehört hatte, legte sie sich schlafen.

82. Die dankbare Nachtigall

Es wird erzählt, daß ein Landmann einen Garten besaß, der voll war von Blumen und Früchten.

Ein Rosenbeet ist dem Garten der Jugend gleich,
An Rosen und Knospen, an Säften und Schönheit reich.

An der Ecke eines Rasenplatzes befand sich ein Rosengebüsch, und jedes seiner Stämmchen war frischer als die Schößlinge des Glücks und übertraf die Bäume der Freude. Jeden Morgen blühten neue Knospen auf, und der Besitzer des Gartens hatte seine Freude daran, sie zu betrachten.

Eines Tages war er wieder ausgegangen, um die wundervolle Pracht der Blumen zu schauen. Da sah er, wie eine Nachtigall ihren Kopf auf eine Rose gelegt hatte und laut ihr Liedchen sang und wie sie dabei mit ihrem scharfen Schnabel deren farbenprächtige Blättchen beschädigte.

Als der Mann sah, wie die Rose zerstört wurde, riß ihm die Geduld; er ward böse auf die Nachtigall, breitete ein verräterisches Netz über den Weg, streute trügerische Körnchen aus, fing den Vogel und sperrte ihn in einen Käfig.

Die Nachtigall war tief betrübt; sie löste ihre Zunge wie ein Papagei[1] und sprach: „Lieber Mann! Weshalb hast du mich

[1] Das heißt, sie sprach in menschlicher Sprache.

gefangen? Ich bin in meiner tiefsten Seele betrübt. Hat dich meine süße Stimme dazu verleitet? Nun, mein Nest befindet sich ja in deinem Garten! Sollte dir aber etwas anderes in den Sinn gekommen sein, so sage mir, was es ist; ich will mich in Geduld fassen und schweigen."

Der Bauer sagte: „Weißt du denn nicht, wie sehr du mich betrübt hast? Wie du meine Rosen vernichtet hast, an denen mein ganzes Leben hängt? Und wie du mir allen Grund gegeben hast, darüber zu trauern?"

Die Nachtigall erwiderte: „Das solltest du mir verzeihen. Denke doch einmal recht darüber nach, daß ich nur des geringen Vergehens wegen, weil ich eine einzige Rose verdorben habe, nun in einem Käfig gefangen sitze. Wie wird es da erst dir ergehen, der du ein Herz betrübst?"

Diese Worte rührten ihn, und er ließ die Nachtigall frei. Die Nachtigall aber dankte ihm und sprach: „Weil du dich mir gegenüber als wohltätig erwiesen hast, so will gewiß auch ich mich dir mit einer Wohltat dafür erkenntlich zeigen. Wisse, unter dem Baum, unter dem du stehst, ist ein mit Goldmünzen angefüllter Wasserkrug vergraben. Grabe ihn aus und verwende ihn zu deinem Nutzen!"

Als der Landmann die bezeichnete Stelle aufgrub und sich die Angabe der Nachtigall bewahrheitete, sagte er: „Ei, Nachtigall! Mich wundert daß du den Krug unter der Erde zu sehen vermochtest, nicht aber die Schlinge, welche auf der Erde lag." Da gab ihm die Nachtigall zur Antwort: „Weißt du's denn gar nicht? Wenn es Gottes Wille ist, so schwindet das Licht aus dem Auge der Weisheit, und die Beratung des Verstandes bringt keinen Nutzen."

83. Der König von Kaschmir

Man erzählt, daß der König von Kaschmir eine geliebte Gemahlin besaß, ein feenhaftes Geschöpf. Da aber die Untreue den Frauen im Blute liegt, so ward sie die Freundin eines jungen Mannes, welcher ein Amt am Hofe bekleidete, und der junge Mann ließ sich von ihren Reizen umgarnen. Durch Zeichen und Winke verständigten sich der Liebhaber und die Geliebte fortwährend untereinander.

Eines Tages indessen bemerkte das der Fürst. Das Feuer der Eifersucht loderte in seinem Busen empor; doch überlegte er sich, daß schnelles Handeln hier alles andere bedeuten würde als Klugheit, und daß es wider die Vorsicht verstieß, wollte er in der Aufregung die beiden, so sehr sie seine Feinde waren, beseitigen.

Er tat also, als ob er den Vorfall nicht bemerkt hätte, sah äußerlich darüber hinweg, faßte aber in seinem Herzen den Entschluß, die beiden Ungetreuen zu bestrafen, ohne daß jemand etwas davon bemerkte.

Am nächsten Tage bestieg der König den Thron des Glücks und ließ unter hoch und niedrig verkünden, er werde Geschenke verteilen. Als er sein Vorhaben ausgeführt hatte und wieder Ruhe um ihn herrschte, behielt er seinen Wesir zu vertrautem Gespräch zurück, um ihm mitzuteilen, was nächtlicherweile hier vorging, und um nach seinem Rate jene beiden in das Reich des Nichtseins wandern zu lassen, obwohl ihm die Herrscherin Klugheit zuraunte: „Verbirg deine Absicht vor deinem Wesir und tu, was dein Herz begehrt!" Aber er hörte nicht auf den Rat der Klugheit; alles, was sein Herz bewegte, erzählte er seinem Minister und erbat sich dazu dessen Rat.

Der Minister riet, die beiden zu töten, und sagte, es sei das beste, ihnen Gift zu trinken zu geben, natürlich so, daß außer dem König und ihm keine Seele etwas davon erführe. So müsse das Vorhaben ausgeführt werden, damit sich der

Vorhang der Schmach nicht öffne und der Faden des guten Rufes nicht zerreiße.

Als der Wesir nach Hause kam, traf er seine Tochter tief bekümmert an; und als er sie nach ihres Grames Ursache fragte, erfuhr er, daß des Königs Gemahlin sie unfreundlich behandelt und sie beschimpft hatte, wodurch sie unter ihren Angehörigen und ihren Genossinnen entehrt war. Den Wesir betrübte das in seinem Herzen; doch sagte er zu ihr: „Mach dir nur keine Gedanken darüber; denn in zwei bis drei Tagen wird ihr Lebenslicht verlöschen und die Rose ihres Daseins verwelken.“ Das Mädchen fragte ihn, was das bedeutete, und der Minister entdeckte ihr etwas von dem strengen Geheimnis, schärfte ihr jedoch ein, es sorgfältig zu bewahren. Seine Tochter freute sich über diese gute Nachricht, verließ ihren Vater und ging hinaus. Zur selben Zeit aber war eine von den Haremsdienerinnen gekommen, um ihr ihre Teilnahme zu bezeigen.

Doch als sie mit ihren Trostesworten begann, sagte die Wesirstochter zu ihr: „Sei unbesorgt! Wenn mich auch die Herrin der Himmelsgegenden beschimpft hat, ohne daß ich es verschuldet hätte, so steht Ihrer Majestät die Strafe schon nahe bevor.“ In scheinbarer Freude fragte die Sklavin: „Woher weißt du das? Und wann wirst du ihrer Tyrannei ledig werden?“ Die Wesirstochter antwortete: „Wenn du mein Geheimnis zu wahren imstande bist, so will ich dir erzählen, wie sich's damit verhält.“ Und als die Dienerin das mit vielen Eiden beschworen hatte, erzählte ihr jene alles, was sie in ihrem Herzen verwahrte. Die Sklavin kehrte schnell zurück und erstattete ihrer Herrin Bericht. Diese ließ ihren Geliebten in ihr Privatgemach kommen und teilte ihm mit, wie die Sachen standen. Da begab sich dieser, von einer Anzahl Übeltätern begleitet, zum König und stieß dessen Lebensschiff in den Strudel der Vernichtung.

Er hatte eben sein Geheimnis offenbart, und deshalb war es mit ihm zu Ende.

84. Sultan Sulaimān und der Reiher

Ich habe vernommen, daß in den Tagen der Herrschaft Sultan Sulaimāns, welcher der König aller lebenden Wesen war, der Menschen wie der übrigen, aus der unsichtbaren Welt ein Weiser an seinen Hof kam und ihm einen Becher brachte, welcher mit dem Wasser des Lebens gefüllt war, und daß er zu ihm sprach: „Durch göttliche Eingebung ist mir eröffnet worden, daß deine Majestät in kurzem aus dieser Welt abscheiden muß, wenn du diesen Becher nicht leerst. Doch wenn du ihn leerst, so ist dir ein langes Leben beschieden. Darum habe ich diesen Becher mit dem Wasser des Lebens gefüllt und ihn dir gebracht. Wenn es deine Seele begehrt, magst du es trinken und magst leben bis zum Tag der Auferstehung. Doch kannst du's auch unterlassen; dann aber rüste dich zum Aufbruch in die Welt des Nichts: denn also ist es befohlen."

Da dachte der Herrscher Sulaimān in seinem Herzen: „In dieser Sache muß ich mich mit den Weisen beraten." Und seinem Befehl entsprechend traten die Weisen und Scharfsichtigen jeder Art, Menschen wie Tiere, alle vor ihn. Er eröffnete ihnen das verborgene Geheimnis, und alle richteten herzerfreuende Worte an ihn, um ihm zu raten, das Leben zu wählen. Sie sagten: „Das Bargeld des Lebens ist ein Kapital, mit dem man, wenn man es weise verwendet, gute Taten sammelt und dadurch Gottes Huld erwirbt." Kurz, alle waren der festen Meinung, der König müsse den Becher mit dem Wasser des Lebens leeren.

Sulaimān — Friede ruhe auf ihm! — fragte: „Ist einer unter meines Reiches Weisen nicht in unserer Ratsversammlung zugegen?" Alle sagten: „Jener Reiher ist nicht da." Da entsandte Sulaimān das Roß, ihn zu laden. Der Reiher, welcher in einem abgelegenen Winkel lebte, weil er zufrieden war und es aufgegeben hatte, sich ins Getriebe der Welt zu mischen, beachtete des Rosses Worte nicht und blieb, wo er

war. Da schickte Sulaimân abermals einen Boten, den Hund, mit dem Auftrag, jenen zu holen; und auf des Hundes Worte hin begab sich der Reiher an des Fürsten Hof. Der König sagte zu ihm: „Ich habe dich zu einer Beratung laden lassen; doch bevor ich dir eröffne, was ich begehre, sollst du mir sagen, weshalb du dem Rufe des Rosses nicht gefolgt bist, welches eine hervorragende Stelle unter den edelsten der lebenden Wesen behauptet, während du dem Rufe des Hundes folgtest, welcher in aller Augen ein gemeines Wesen ist." Der Reiher entschuldigte sich zunächst seiner Unweisheit und Armut wegen und sprach sodann: „Wie wäre ich würdig, daß diese Führer unter den Weisen meiner gedenken? Da mir aber das Schicksal freundlich war und sie meiner gedacht haben, so hoffe ich, daß diese Ehre mir Weisheit verleihen möge, auf daß ich infolge ihrer Führung das Wort spreche, welchem das Herz deiner gesegneten Majestät zustimmt. Majestät! Obwohl das Roß trefflich ist in Anbetracht seiner edlen Gestalt, so hat es doch niemals auf der grünen Wiese der Treue geweidet und hat nicht einen Tropfen getrunken aus dem Quell der Dankbarkeit. Die Weisen der Vorzeit sind darin einig, daß dem Weibe, dem Schwerte und dem Rosse die Treue gebricht. Wenn der Hund dagegen dem Auge auch gemein erscheint, so hat er sich doch von dem Bissen der Treue genährt und hat die Gewohnheit der Dankbarkeit als sein Teil erkoren. Da ich infolge des Unglücks meines Lebens in einem abgelegenen Winkel saß, so schenkte ich dem Worte jenes Treulosen kein Vertrauen; als aber der Getreue und Vielgeschmähte kam, so wußte ich, daß er die Wahrheit sprach, und kam an deinen Hof."

Der Fürst billigte seine Rede und fragte ihn nun, ob er das Wasser des Lebens trinken solle. Der Reiher sprach: „Werdet Ihr allein des Lebens Wasser trinken oder es auch Euren Freunden zu trinken geben und denen, die es gut mit Euch meinen?" Der König erwiderte: „Es ist nur für mich gesandt; anderen davon zu geben habe ich keinerlei Befugnis. Weshalb soll ich es ihnen geben?" Da sagte der Reiher: „O Herr der Welt! Welche Freude kann das Leben besitzen, wenn man

vorher von seinen Gefährten und Freunden scheiden muß? Euch hat Gott zum Oberhaupt in seiner Welt gemacht. Ohne Helfer wird Euch kein Werk gelingen."

Der Herrscher lobte die Worte dieses echten Weisen und gab das Wasser des Lebens zurück.

85. Der Fakīr[1] Dānādil und die Räuber

Wie man erzählt, lebte einst in einer Stadt, welche Rakba hieß, ein Fakīr, den gute Sitten und löbliche Eigenschaften zierten. Sein Name war Dānādil[2], und die Großen des Landes würdigten ihn ihrer Freundschaft. Der Darwesch jedoch versetzte die Menge, die sich auf dem Markte seiner Tugenden drängte, in Bestürzung; denn um Gottes Zufriedenheit zu erwerben, beschloß er, zu wandern und seine Zeit in Einsamkeit und Verlassenheit zu verbringen.

Eine Mörderbande aber, welche bei ihm Gold und Juwelen vermutete, folgte ihm in der Absicht, ihn umzubringen. Obwohl ihnen Dānādil zeigte, daß er gar nichts besaß, glaubten sie ihm nicht, und so sehr er auch wünschte, des Schicksals Spruch zu entgehen, es nützte ihm nichts: in dieser einsamen Wildnis war der Darwesch in seiner Sache machtlos. Er blickte nach rechts und nach links, ob ihm wohl ein Retter erschiene; plötzlich kam ein Schwarm von Kranichen und flog vorüber. Da rief Dānādil mit lauter Stimme: „Ihr Kraniche! Ich werde in diesem Walde von der Hand dieser Bösewichter ermordet. Rächt mich um Gottes willen an dieser Bande."

Als die Räuber diese Worte hörten, lachten sie und sprachen: „Wie heißt du denn?" Er sagte: „Dānādil." Da sagten sie: „Die ganze Weisheit steckt bei dir nur im Namen, und die Dummen totzuschlagen ist gar keine Sünde." Und kurz, sie ermordeten den Darwesch und raubten ihm alles, was er bei sich trug.

---

[1] Fakīr = Darwesch = mohammedanischer Mönch. [2] „Der, dessen Herz weise ist."

Als die Nachricht von seiner Ermordung zu den Bewohnern der Stadt gelangte, wurden sie alle traurig und klagten und bemühten sich, herauszubekommen, wer seine Mörder waren. Nach längerer Zeit nahte ein Festtag, und eine große Menge Menschen versammelte sich auf dem Festplatz, und unter ihnen waren auch Dānādils Mörder dorthin gekommen. Da ließ sich ein Schwarm von Kranichen aus dem Luftraum nieder. Sie flogen auf die Köpfe der Verbrecher und machten dabei einen großen Lärm. Da rief einer von diesen seinen Freunden zu: „Glaubt's nur! Diese Vögel klagen uns des Mordes an, den wir an Dānādil begangen haben." Einer von den Städtern aber, welcher neben ihnen saß, hörte diese Worte und teilte sie einem zweiten mit, und so ging's weiter, bis der Richter davon erfuhr. Der Richter ließ die Verbrecher ergreifen, und schon unter dem Einfluß einer ganz geringen Tortur gaben sie den ganzen Vorfall preis und verfielen der vergeltenden und rächenden Strafe.

86. Die alte Frau und ihre Tochter Muhastī

Man erzählt, daß eine alte Frau eine Tochter namens Muhastī hatte, die über die Maßen schön und lieblich war. Infolge göttlichen Beschlusses aber wandte sich deren Glück, so daß sie erkrankte und das brennende Fieber sie schwächte. Die Alte war unaufhörlich um sie herum und betete und flehte ohn' Unterlaß: „O Seele deiner Mutter! Wär' es mir doch vergönnt, mein Leben für dich zu opfern! Ich will mich gern für dich zum Opfer bringen." An jedem Morgen klagte und jammerte sie und sprach: „O Gott! Verschone dieses Kind und nimm dafür meine Seele, die Seele der Alten, die welk ist wie Heu und am Leben übersättigt." Kurz, in mütterlichem Mitleid verharrte die Alte Tag und Nacht, indem sie betete und klagte.

Da traf sich's, daß eine ihrer Kühe von der Weide zurückkam, in die Küche trat und angezogen vom Brodem ihren Kopf in ein Kesselchen steckte und alles auffraß, was sich darinnen

befand. Als sie den Kopf aber wieder herausziehen wollte, brachte sie's nicht zuwege. Sie wußte sich nicht zu helfen, kam mit dem Kessel auf dem Kopfe aus der Küche heraus und lief irrend von einem Winkel in den andern. Plötzlich fiel der Blick der Alten auf diese Schreckensgestalt. Sie entsetzte sich und dachte: „Die Leute haben schon immer behauptet, ein Engel komme und bemächtige sich der Seelen; und das ist jetzt der Fall. Kein Zweifel! Er ist gekommen, um Muhastīs Seele gefangenzunehmen." Da kreischte sie auf und jammerte und wimmerte und rief: „Ich bin nicht Muhastī, Engel des Todes! Ich bin eine geplagte alte Frau. Bist du gekommen, dich ihrer Seele zu bemächtigen: Muhastī ist drinnen im Hause. Geh hinein, ergreife die Seele und laß mich in Frieden!"

87. Der Arzt und der Kranke

Ein Mann kam zu einem Arzte, und da ihn Leibschmerzen peinigten, warf er sich zu Boden und wälzte sich umher, jammerte in seiner Schwäche und bat um ein Heilmittel. Der Arzt fragte die Begleiter des Kranken: „Was hat er denn heute gegessen?" Sie sagten: „Heiße Brotschnitten." Der Arzt gab [seinen Dienern] die Weisung: „Reicht mir ein Mittel, welches die Sehkraft stärkt! Ich will es diesem Kranken in die Augen träufeln!"

Da schrie der Mann: „Ach, Doktor! Das ist doch kein Anlaß zu Spaß und Scherz! Ich habe Leibschmerzen, daß ich laut aufschreien muß, und du weist mir eine Medizin für die Augen an! Was hat denn ein Augenwasser mit Leibschneiden zu tun?"

Der Arzt erwiderte ihm: „Ich will dir die Sehkraft schärfen, damit du Schwarz und Weiß unterscheiden lernst und nicht wieder heißes Brot verzehrst.

Darum ist es wichtiger, dir die Augen zu kurieren, als den Bauch."

88. Der Araber und der Bäcker

Ein Wüstenaraber kam in die Stadt Bagdād, und als er dort in eines Bäckers Laden Brote gewahrte, ward er aufgeregt, wußte aber vorläufig nichts zu tun, als von ihrem Dufte zu leben. Als er aber der Brote Antlitz betrachtete, zerriß er schließlich den Kragen seiner Geduld, ging zu dem Bäcker und sagte zu ihm: „Was nehmt Ihr dafür, Meister, damit ich mir an Euren Broten den Bauch vollessen kann?" Der Bäcker bildete sich ein, dieser Jüngling gliche den andern und dachte: „Wieviel wird er essen? Sollte er ja recht hungrig sein, so wird er doch nicht mehr als zwei bis drei Brote verzehren können." Dann sagte er: „Nun, Araber, gib mir einen halben Dīnār und iß, so viel du willst!" Der Araber zahlte seinen halben Dīnār und setzte sich am Tigris nieder; und der Bäcker langte ihm ein Brot nach dem andern zu. Der Araber aber feuchtete jedes im Wasser an und verzehrte es. Schon hatten die Brote den Wert eines halben Dīnārs überschritten und waren auf den von vier Dāng gestiegen; aber auch diesen Wert überstiegen sie noch und gelangten zur Höhe eines Dīnārs. Da wußte sich der Bäcker nicht mehr zu helfen und sagte: „Hör' mal, Araber! Wieviel willst du denn noch essen?" Der Araber gab ihm zur Antwort: „Solange dieses Wasser weiter fließt, gedenke ich auch weiter zu essen."

Anhang

Das Sauparna, ein wēdisches Mysterium

Vorbemerkung. Das Sauparna oder „die Dichtung vom Adler" behandelt einen dem wēdischen Inder heiligen und in der wēdischen Literatur weit verbreiteten Erzählungsstoff, in welchem Mythisches, z. T. bereits zur Sage Entwickeltes mit Märchenhaftem und mit theologischer Spekulation vermischt ist. Die Form ist die des Dramas, dessen Ansätze bereits in den Dialoghymnen des Rigwēda vorliegen. Das Sauparna, obwohl noch ein wēdischer Text und zu den Apokryphen des Rigwēda gehörig, steht bereits auf der Form, welche die neuindischen, „Swāng" genannten Mysterien bis auf den heutigen Tag zeigen. Mit ihnen teilt es einzelne erzählende Stellen, welche die Bühneneinrichtung und anderes ersetzen, was die alten Dramatiker nicht darzustellen vermochten. Der Held des Dramas ist der als Schlangenvertilger göttlich verehrte Vogelkönig, der Adler Suparna, Garutmant oder Garuda, welcher in nachwēdischer Zeit als Reittier Wischnus gilt, wovon sich in unserem Texte noch keine Spur findet. Die vorliegende Dichtung erklärt, wie die Feindschaft zwischen dem Adler und den Schlangen entstand und wie Indra jenem seine Freundschaft und als Aufenthalt den Himmel gewährte. Die Feindschaft entstand durch einen Wettstreit der Erde, der Mutter der Schlangen, und des Himmels, der Mutter des Blitzes, des Morgenrots und des Adlers. Die Erde, als Schlange Kadrū verkörpert, überlistet den Himmel, der in Gestalt des Adlerweibchens Winatā erscheint. Winatā muß Kadrū daraufhin als Sklavin dienen und die Schlangen tragen. Garuda nimmt der Mutter diesen Dienst ab. Um sich und seine Mutter loszukaufen, soll er den Schlangen den Unsterblichkeitstrank der Götter, den Sōma, holen, dessen Gefäß der Mond ist. Die Dichtung schildert, wie der Adler diese Aufgabe ausführt, wie er aber den Trug, dem seine Mutter zum Opfer gefallen ist, dadurch vergilt, daß er den Schlangen zwar den Sōma bringt, aber nicht ausliefert. So sind sie um die erhoffte Unsterblichkeit betrogen und werden dem Adler von Indra, welchem er den Göttertrank zurückbringt, als Nahrung angewiesen. Wie die Dichter und Darsteller der heutigen Swāngs war der Dichter ein Brahmane. Daraus erklärt es sich, daß im Sauparna überall die Macht und die Unverletzlichkeit der Brahmanen und die Wichtigkeit des Wēdenstudiums hervorgehoben und der Adler selbst, wie schon in der Brāhmana-Literatur, durch theologische Spekulation als eine Verkörperung der Metren bezeichnet wird, die den auf Erden den Göttern dargebrachten Sōma zu Indra emportragen. Daher auch

die Feindseligkeit gegen den nichtarischen Stamm der Nischāda (S. 355ff.). Die von uns in Prosa wiedergegebene, im Urtext vollständig metrische Dichtung ist offenbar erst später ganz äußerlich in Lieder eingeteilt und mit häufig falschen Akzenten versehen worden, um sie den alten Liedern des Rigwēda anzugleichen, in den sie als apokryphe Dichtung aufgenommen wurde, ein Umstand, dem wir ihre Erhaltung zu verdanken haben. Der Text ist zum Teil in schlechtem Zustand; einige Einschübe, die wir in unserer Übersetzung in Klammern setzen, sind als solche nachweisbar. Die fehlerhafte Form ist alt, wie mir die Vergleichung mehrerer vom Herausgeber des Textes nicht benutzter Handschriften ergeben hat. Die Dichtung selbst, die für die Geschichte der indischen Erzählungsliteratur und des indischen Dramas ebenso wichtig ist wie für die Religionsgeschichte, hat ein Alter von mehr als 2500 Jahren. Um wieviel sie älter ist, läßt sich nicht sagen. Im übrigen vgl. unsere Anmerkungen S. 367f.

1,1 [Wer Söhne, Vieh, Reichtum, den Himmel, Alter und Nichtblindheit begehrt, der möge die elf reinen, auf den Suparna[1] bezüglichen Lieder studieren.

2 Ich verneige mich beständig vor dem nicht alternden Sohne der Winatā[2], welcher goldene Federn und ungemessenen Glanz besitzt, dem Unermeßlichen, aus Metren bestehenden, dessen Körper aus verschiedenen Opfern besteht, dem Vortrefflichen, und dessen beide Schwingen Brihat und Rathawat[3] sind.

3 Der Garutmant[4], dessen Glut gewaltig ist, der infolge der Hälfte der Kasteiungen jener Rischi geboren wurde, welche als Wālakhilja bekannt sind[5], der eine Teilinkarnation des höchsten Herrn ist, der möge uns beständig schützen, der Vogelkönig.

4 Der Segen, den vor alters Winatā dem Suparna zuteil werden ließ, als dieser des Amrita[6] wegen ausgeflogen war, dieser Segen möge mir werden.

5 Die Erzählung von Suparna besteht aus Liedern in 31 Ab-

---

[1] Suparna, „der Schöngeflügelte“, bedeutet einen großen Raubvogel („Adler“, „Geier“). [2] S. unten I, 2, 1. [3] Namen zweier wēdischen Melodien. [4] „Geflügelt“, Name Garudas. [5] Rischi = Verfasser und Sänger wēdischer Hymnen. Die Wālakhilja sind daumengroße Rischi, denen 11 Hymnen des 8. Buches des Rigwēda zugeschrieben werden. [6] Einl. S. 5.

schnitten. Der Rischi, der ihn verfaßt hat, heißt Wāmadēwa. Garuda, Indra, Tārkschja, Winatā, Kadrū, die Schlangen, die Götter sind die Gottheiten[1]. Das Metrum ist Trischtubh. Die Verwendung findet statt am Knotentag[2], beim Studium und bei der Besprechung des Brāhmana[3].]

2,1 Erzählung: Himmel und Erde sind Schwestern; in körperlicher Gestalt aber bewegen sie sich in den Welten. So war denn einst der Himmel Winatā, das Adlerweib; die Erde aber war eine Schlange namens Kadrū.

2 Bei einer großen Sōmafeier der Götter[4] ließen sich die beiden einen Verstoß zuschulden kommen. Dafür wurden sie durch die Götter von Gebeten und Opferspenden ausgeschlossen, und angstgequält flüchteten sie zu dem Rischi Tārkschja[5], als sie gesehen hatten, daß Kadrūs eines Auge durch die Opfer zerstört worden war.

3 Die beiden Rischi Griha und Ānana[6], welche, um den Stiel eines Palāschablattes[7] als Feuerholz zu holen, eine Pfütze durchwaten wollten, welche durch den Eindruck eines Kuhfußes gebildet war, versanken dabei im Schlamm.

4 Als Indra die beiden Wālakhilja-Rischi in der Kuhfußspur im Schlamm stecken sah, mußte er lachen. Da packte die beiden der Zorn, und sie begaben sich gleichfalls zum Rischi Tārkschja:

5 „Wir wollen dir die Hälfte unserer Kasteiung überlassen[8], wenn du dafür einen eigeborenen Sohn erzeugen willst, der des selbstgefälligen Indra Hochmut zuschanden macht."

6 Der hochberühmte Tārkschja trank die Hälfte der Kasteiung der beiden Wālakhilja und legte dann in Winatā einen unübertrefflichen Keim für Eigeborene.

3,1 Nachdem Schaunakī[9] den trefflichen heiligen Keim empfangen hatte und schwanger geworden, legte sie, da ihre Zeit erfüllet war, an einem reinen Orte dreimal ein Ei.

---

[1] Die in der Dichtung auftreten. [2] Mondwechseltag. [3] S. 368. [4] Opferfeier, bei welcher Sōma (Einl. S. 5) von den Göttern getrunken wurde. [5] Ein vogelgestaltiger Rischi. [6] Zwei Wālakhilja. [7] Butea frondosa. [8] D. h. der übernatürlichen Macht, die unsere Kasteiung uns verschafft. [9] „Tochter" oder „weiblicher Abkömmling Schunakas" (dieser Name bedeutet „Hund") = Winatā.

Da indessen die Schönhüftige[1] in heftigem Verlangen die Zeit nicht erwarten konnte, so machte sie ein Löchlein in das zuerst gelegte Ei. Durch den Spalt fuhr die Freundin der Wolke, der Blitz[2], zum Äther empor. 2

Da schämte sie sich über die Maßen, sie sann und sann und öffnete schließlich das mittelste Ei. Aus ihm ward Aruna[3], der Freund der Sonne, geboren. 3

Kaum war er geboren, so fluchte er seiner askesereichen Mutter: „Was hast du da Übles getan, du, deren religiöses Verdienst so groß ist! Ich bin noch fußlos, Ungestüme[4]!" 4

Als er geboren war, kam der Sonnengott herbei und sprach das Wort: „Gib ihn mir, o Göttin! Dein Sohn vermag meiner Rosse Ungestüm zu zügeln; du aber magst wieder fröhlich sein!" 5

II

Kaum war Garuda geboren, so erbebten alle drei Welten[5]; die ganze Erde erbebte samt Gebirgen, Wäldern und Hainen. 4,1

Vom Himmel verschwanden Sonne und Mond; keine Gestirne leuchteten mehr. Die Götter zitterten vor Entsetzen; kein Lufthauch wagte sich zu regen. 2

Kein Weib empfing mehr eine Frucht; die Meere trockneten aus. Die Kühe gaben keine Milch mehr und liefen angstgepeinigt auseinander. 3

Die Brahmanen vergaßen den Wēda[6]; allerorten wimmelte es von Schlangen. In der Erkenntnis, daß Garuda allgegenwärtig war, stellten sich alle[7] in seinen Schutz. 4

---

[1] Wörtlich: *καλλίπυγος*, in Indien eine ganz gewöhnliche Bezeichnung für „Weib". [2] Im Sskt. Femininum. [3] Aruna = „der Rötliche" = Morgenrot, der Wagenlenker des Sonnengotts. [4] Der Fluch ist im Texte ausgefallen. Er bestand darin, daß Winatā Sklavin werden sollte. Vgl. MBh. I, 16, 17. Es fehlt, wohl auch infolge von Textverlust, die Angabe, daß aus dem dritten, unverletzten Ei der göttliche Adler Garuda auskroch. Vgl. S. 385 Bem. zu 4, 6. [5] Die der Götter, der Menschen und der Dämonen = Himmel, Erde und Hölle. [6] Oder: gaben das Wēdenstudium auf. [7] Das soll wohl heißen: „alle Wesen." Garuda wird also hier schon als der Schlangenfeind betrachtet, obwohl die Feindschaft zwischen ihm und den Schlangen erst durch die im folgenden dargestellten Ereignisse entstand.

5 Da kehrten alle Schlangen unverzüglich in ihre Wohnungen zurück. Diejenigen Wesen, welche bei Garutmants Geburt zugrunde gegangen waren, wurden durch den Selbsterschaffenen[1] neu geschaffen.

6 [Für die unter dem Sternbild Maghā Geborenen, für die, deren Leiber alle Wēden sind, für die, welche 1000 Jahre lang Embryonen waren, tritt Stillung des Feuers ein.]

III

5,1 Den Starken, den Helden, den Unwiderstehlichem Widerstehenden[2] will ich preisen, Garuda, den Sohn der Winatā, der seine von Kadrū besiegte und zur Sklavin gemachte Mutter loskaufte.

2 Darum will ich seine Tat verkünden, die Tat des gesegneten Sohnes Winatās, seinen über die Erde verbreiteten hohen Ruhm, den er sich durch den Sōmaraub errang.

3 [Kadrū und das Adlerweib wetteten, indem sie sich selbst zum Preise setzten. Kadrū besiegte das Adlerweib. Dieses sprach:]

4 Winatā: Die andern haben wirklich recht, wenn sie sagen, daß das Schlangengezücht[3] immer boshaft ist, da es nur des Zankes wegen, ohne meinen Sohn zu kennen, das Einäugige, grausame, schneidende Worte über ihn redet!

5 Kadrū: Sieh nach dem anderen Ufer, Winatā, du Adlerweib! Du hast ja, wie man mir erzählte, Adleraugen. Dort hat ein weißes Roß sich an einem Baumstumpf gerieben. Von ihm weht sein schwarzer Schweif schräg hinab.

6,1 Winatā: Bist du bei Sinnen oder redest du im Wahnsinn? Ich sehe keinen Schweif; was siehst du nur? Ob das Roß weiß ist oder ob es schwarz ist; was, womit oder wie willst du das denn erkennen?

2 Die Unwahrheit, wahrlich, redest du, Kadrū, du Einäugige, deren Auge zerstört ist! Soviel ich sehe, ist das Roß ganz weiß, hat aber überhaupt keinen Schweif!

[1] Den Schöpfer. [2] Oder: „Unerträgliches Ertragenden." [3] Damit meint sie Kadrū, die die Gestalt einer Schlange hat

Kadrū: Wenn ich nicht mit einem Auge so weit sehe, wie du mit beiden, Adlerweib Winatā, Arunas Mutter[1], so will ich deine Sklavin sein; anderenfalls sollst du die meine sein! 3

Winatā: Ich will hier deine Sklavin sein, Mutter der Schlangen, wenn das, was du gesagt hast, nicht falsch ist. 4

Kadrū: Du, Aditi[2], wirst mir in der Tat noch heute Sklavendienste tun. Wohlan, wir wollen gehen, die Wahrheit festzustellen! 5

Winatā: Laß uns einen Boten aussenden zu Mātarischwan[3]; laß ihn uns bitten, daß er uns sage, wie es sich verhält. Oder wir wollen lieber beide selbst gehen, o Kadrū. Ich trage dich an den Ort, da jenes Roß weidet. 6

IV

Kadrū: Da hängt der Schweif an dem Baumstumpf[4]. Siehst du ihn hängen? Ich habe dich besiegt: das Meer ist mein Zeuge! Bis zur Erschöpfung sollst du meine Sklavin sein! 7,1

Wir haben gehört, daß im Meere eine liebliche ewige Insel liegt, früher der Aufenthalt der Schlangen; dorthin trage uns, o Winatā! 2

Winatā zu Garuda: Du vergießest Tränen? Was ist das, Garutmant? Du bist des Tārkschja Sohn, Arischtanēmi[5]! Nicht solcher Männer Kinder, o Vogel, o König der Doppeltgeborenen[6], quält der Kummer; so wahrlich habe ich vernommen. 3

[1] S. 347, Anm. 3. Diese Anrede (statt „Garudas Mutter") soll natürlich Winatā kränken, da Aruna eine Mißgeburt ist. [2] „Die Schrankenlose" = Himmel. [3] Name Agnis („des Wesenkenners"), oder des Windes, oder eines Rischi. Welcher von diesen hier gemeint ist, läßt sich nicht mit Sicherheit sagen. [4] Die falsche Schlange hat Winatā durch die doppelsinnigen Worte in 5, 5 betrogen. „Von ihm" hat Winatā natürlich auf das Roß gedeutet, welches, wie sie richtig sagt, keinen Schweif hat. Kadrū meint dagegen mit „von ihm" den Baumstumpf. — Deshalb betrügt später Garuda Kadrū und ihre Söhne, als er seine Mutter befreit. [5] Arischtanēmi, „der, dessen Radfelge unversehrt ist", hier Beiname Garudas. [6] „Doppeltgeboren" heißen 1. die aus dem Ei ausgebrüteten Geschöpfe (Vögel); 2. die durch die Weihe wiedergeborenen Brahmanen.

4 Garuḍa: Zu quälen wagen dich, Winatā, Arunas Mutter, die Unverschämten! Wer sich in seiner Jugend keinen Lehrer verschafft hat, dem bleibt nichts übrig, als so mit Tränen im Auge umherzufliegen[1].

5 Winatā: Ich trage, ich trage diese umher; ich muß Schlangen tragen, als hätte ich ein Unrecht begangen. Nach des Meeres Inseln trage ich Unselige die Kadrū nebst ihren Söhnen, die Flut berührend[2].

8,1 Die Schlangen: Du hast ja einen jugendlichen Sohn, Adlerweib, dessen Schwingen im Flug an den Himmel rühren. Den sende, den Mächtigen, für dich! Er komme, uns alle an den Ort zu tragen, da sich die Sonne befindet!

2 Garuḍa: Ich bin der Adler, ihr Schlangen! Aruna hat mich gesandt. Was Schungī[3] mir befiehlt, das will ich tun. Steigt auf und quälet meinen Leib! Ich will im Nu euch nach der Sonne tragen.

[Garuḍa trägt die Schlangen zur Sonne empor.]

3 Die Schlangen: Allenthalben, o Adler, treffen uns die stechenden Strahlen der Sonne und brennen uns auf unsere Hauben. Verneigung dem Vogel! Laß es gut sein! Kehre um! Wo unsre Mutter Aditi[4] ist, dahin begib dich!

4 Wir begehren nicht mehr, nach dem Sitz der Sonne zu gelangen; versengt sind unsre Leiber durch der Sonne Flammen. Entweder wir verlassen dich und stürzen hinab auf die Erde[5], oder du, Vogel, gibst unserm Drängen nach und kehrst zurück.

[Garuḍa trägt die Schlangen zu Kadrū zurück.]

5 Kadrū: Das war nicht recht, o Adlerweib, daß er meine Söhne durch den Raum dahintrug, die zappelnden, wo es ihnen an Halt gebrach, eilig der Sonne entgegen, so daß sie gebrannt wurden!

---

[1] Garuḍa will damit sagen, er sei machtlos, da er in der Jugend nicht den Wēda studiert habe, dessen Studium übernatürliche Kräfte verleihe. [2] So schwer lasten sie auf dem weiblichen Adler. [3] Dieses Beiwort halte ich für eine (etwa des Metrums wegen eingesetzte) mundartliche Form für Schaunakī (S. 346, Anm. 9). [4] S. 349, Anm. 2. [5] Dadurch würde nach indischer Anschauung Garuḍa die Sünde des Mordes auf sich laden.

V

Winatā: Da sind die Haubenschlangen, zwar von der Sonnenglut versengt, doch wieder auf der Erde, Aruna! Ich weiß nicht, wie ich Kadrūs Söhne töten soll. Auch Tārkschja[1] ist nicht hier, der mich sicher zu schützen wüßte. 9,1

Kadrū: Das war eine grausame Tat, o Adler, daß du Surasās[2] Söhne mit Gewalt dahintrugst! Betrübt klagt Kadrū, deren Söhne versengt sind. Halte dich immer niedrig in der Nähe deiner Herren. 2

[Zum Regengott Pardschanja betend:]

Erdröhne, donnere, geh hinauf zu den Behältern der Gewässer; Gebirgen sollen deine Wässer gleichen[3]! Die Wolke raube der Gebirge Gipfel! Die Schlangen sollen in des Wassers Mitte gehen! 3

Alles sei eine einzige Flut! Uferlos sei das Ufer! Das Froschweib schreie die ganze Nacht. Sie sollen melken die Kuh, deren Fußspur Milch ist. Dem Barmherzigen[4] gefalle es, aufs Festland zu kommen! 4

Garuda: Den Himmelswelten folge ich mit dem Auge, Mutter, mit Kraft, mit Stärke und mit Macht. Wie konnte ich zum Sklaven werden? Hast denn du etwas Böses getan, oder ist mein Vater einen bösen Wandel gewandelt? 5

Winatā: Ich wettete mit jener Kadrū und hoffte, sie zur Sklavin zu gewinnen, nicht ahnend die Gefahr infolge meines Zorns. Da überwand sie mich im Streit. 10,1

Garuda: Wie kannst du aus der Sklaverei erlöst werden, durch mich, den Sklaven, oder durch die Erde[5]? Sag mir's, o Schungā[6]! Denn ich bin sehr traurig; vielleicht durch Speise, oder auch durch Schätze? 2

Geh, frag die Schlangen, ob durch irgend etwas Befreiung möglich ist, durch mich, durch Aruna, durch Vieh, durch Schätze? 3

Winatā [zu den Schlangen]: Nicht Söhne kenne ich, noch einen Gatten; euch tragend ward ich dürr und kam von Kräf- 4

[1] S. 346 nebst Anm. 5. [2] = Kadrū. [3] Er soll Gewitterwolken aufziehen lassen, welche sich wie Gebirge türmen. [4] = Pardschanja. [5] Kadrū. [6] Wahrscheinlich „Schungī" zu lesen. Vgl. S. 350, Anm. 3.

ten. Des Körpers Grundstoffe sind hin. Ich bin nicht schnell mehr. Wie kann ich Alte völlig frei der Knechtschaft werden?

VI

11,1 Die Schlangen: Indras Sōma[1] ist in einem Versteck geborgen, auf der dritten Höhe[2], in der Unendlichkeit des Raumes. Wenn du ihn holst mit heilsamster Gewalt, so kauf dich los damit und geh in Frieden!

2 Winatā [zu Garuda]: Die Schlangen wünschen den Sōma zu trinken; wir sollen ihn vom Himmel holen. Doch schwer ist der Mond vom Himmel zu holen, o Garutmant; und nur er ist das Lösegeld.

3 Garuda: Ich gehorche dir, Adlerweib Winatā, wenn du keinen Brahmanen getötet hast, o Mutter[3]! Ich will fliegen nach dem Gegenstand deines Begehrens, um von des fernen Himmels Höhe den Sōma zu holen.

4 Winatā: Keinen Brahmanen habe ich getötet, Garutmant; auch störte ich kein zweites Mal die Opferfeier. Keinen Schuldlosen belade ich mit Schuld und nehme nicht die Schuld von Schuldbeladnen.

5 Garuda [zu den Schlangen]: Was soll ich holen, was erobern, welche Heldentat vollbringen, damit ich eurer Knechtschaft ledig sei? Sagt mir's, ihr Lecker[4]!

6 Die Schlangen: Wir hören, daß ein treffliches, gewaltiges Gefäß mit Sōma hoch im höchsten Himmel verborgen steht, von Indra wohl verwahrt. Das bring' uns her, damit wir es erhalten und Amrita genießen. Befrei' dich dadurch aus der Knechtschaft, wenn du die Kraft hast!

12,1 Garuda: Wie sollt' ich euch nicht Indras Sōma bringen, den Mond, der im Versteck verborgen, aus der dritten Höhe der Unendlichkeit des Raums, nachdem die Wächter ich erschlagen oder sie mit Macht verscheucht?

---

[1] Der im Monde enthaltene Unsterblichkeitstrank (= Amrita). [2] = im Himmel. [3] Im folgenden wird man bemerken, daß in unserem Texte überall die Macht der Brahmanen hervorgehoben wird, die fast als die „Tendenz" des Stückes erscheint. [4] D. i. Schlangen, da sie fortwährend züngeln.

Winatā [zu Garuda]: Alle Götter im Himmel bewachen den Sōma, und andere mächtige Wesen, lieber Sohn! Erkunde erst, ob du dazu imstande! Dein Leben gilt mir mehr, als meine Freiheit. 2

Garuda: Wir sind die Metren[1], Adlerweib Winatā, die das weitschicht'ge Opfer zu den Göttern tragen und es schon oft getan bei früh'ren Opferfesten. Tu mir den Schimpf nicht Mutter, an und glaub', daß ich erliege! 3

Die Metren, welche vier und mehr Silben haben und das weitverzweigte, aus sieben Abschnitten bestehende Opfer tragen, die Metren bin ich, Adlerweib Winatā. Die Götter sandten mich bereits zum Sōma[2]. 4

Doch wer nicht ißt, in dem steckt keine Stärke, wenn er sich in der Welt bewegt, o Adlerweib! Drum frag' ich dich, Winatā, dies: „Was soll ich essen, um nach der Götter Welt emporzufliegen?" 5

VII

Winatā: Dort ist ein großer Berg, auf seinem Gipfel ein großer See, darin ein großes Wesen[3]. Den Elefanten, der in ihn hinabsteigt, sollst du ergreifen: er sei deine Speise. Sieh da die beiden, Garuda! 13,1

Der mächt'ge Elefant, genannt „der Brüller", gefleckt, mit mächt'gen Zähnen, einer Wolke gleicht er! Ihn schenk' nebst seiner Freundschaft dir der Schöpfer. Wenn beide du verzehrt, magst du zur Welt der Götter fliegen! 2

Garuda: Adlerweib Winatā, wir sind ein Vogel. Uns freut nicht, was wir auf dem Boden fressen. Nenn' irgendeinen Baum uns, weißt du einen, auf dem wir sitzend dieses Mahl mit Lust verzehren! 3

Winatā: Wo dort die Wālakhilja-Rischi wohnen und die Waikhānasa-Asketen[4], Adler, flieg' auf den Baum, um dort dein Mahl zu halten, da seine Äste meilenweit sich strecken! 4

Eil' nur zu Rauhina, dem besten Baume mit mächt'gen 5

[1] Vgl. oben I, 1, 2. [2] In den Hymnen. [3] S. zu 14, 2. [4] S. 345, Anm. 5. Die Waikhānasa sind gleichfalls eine Art von Rischi.

Ästen, deines Vaters Freunde[1]. Auf diesen setz' dich, Adler, um zu essen. Vielleicht nimmt er dich auf; kein anderer könnt' es.

14,1 [Garuda: Ich habe diese beiden, weiße Lotusflecken, wie sie sonst auf einer Elefantenkuh sind, habenden Elefanten, die an den Schläfen gespaltenen beiden mächtigen Begleiter des Elefanten, mit großer Freude ergriffen. Ich fliege diesen Weg, da ich dorthin ziehen will.]

2 Der Baum Rauhina: Einen gewaltig starken Elefanten so groß wie der Mēru[2] samt einem Ungetüm im Luftraum tragend, mit seiner Eile mächt'gen Sturm erregend, kommt zu mir her der Adler, mich erschütternd.

3 Halt! Schon' den Rauhina, daß durch Ermüdung mich eine Ohnmacht nicht etwa befalle!

Garuda: Mit den Metren vermischt, mit den Gottheiten werde mit Gewalt ich dich besteigen, ich, Garutmant!

4 Rauhina: Hier ist die östliche Seite, Garuda! Setz' dich auf diese, scheust du dich vor Sünde! Denn auf der nördlichen, auf der die Waikhānasa-Rischi und die Wālakhilja sich befinden, neigt sich mein Ast nach unten.

5 Du brachst den Ast entzwei, wirst dich versünd'gen, wirst die Brahmanen töten, die darunter sitzen. Den unendlichen Raum, das Dunkel und den Dunstkreis[3] wirst du vernichten und wirst den Sōma dann nicht holen können, o Garutmant!

VIII

15,1 Mit der Linken trägt er den Ast, mit der Rechten die beiden anderen[4]! Siehe des Adlers Gewalt, die nicht in Worte zu fassen ist!

2 Winatā [des noch nicht sichtbaren Garuda Stimme vernehmend]: Wer läßt im Luftraum seine Stimme hören, die heilverkündende? Der eine meiner Söhne schläft[5]; der zweite kommt heran!

3 Garuda: Ich, o Indra, bin für dich das Jahr, bin von

---

[1] Einl. S. 9f. [2] Der goldene Berg in der Mitte der Welt. [3] Das soll wohl heißen: Himmel, Hölle und Erde, also die drei Welten. [4] Das Seeungeheuer und den Elefanten. [5] Aruna.

meiner Mutter hier auf diese Höhe[1] gesandt, und da bin ich!

Indra: Wirf mit dem Fuß den Ast nur in die Tiefe und ziehe deine Schwingen ein[2]!

Garuda [zu Winatā]: Ein aus hundert Fellen bestehender, ...[3] Lederriemen vermöchte den Ast des Rauhina nicht zu umspannen, Mütterchen, den ich getragen habe, und ich bin erschöpft. 4

Nicht dadurch habe ich hinreichend gegessen, Schungā[4], daß ich in dem Abgrund (?) den Elefanten samt dem Ungetüm verzehrt habe. Weis' mir noch eine andre mächt'ge Nahrung, damit gesättigt ich im Nu zum Himmel fliege! 5

Winatā: Was sich bewegt, verzehrt das Unbewegliche; das ist ein ewig eingehalt'ner Brauch. Die Vögel aber essen beides, was unbeweglich und was sich bewegt. 16,1

Das Reich der Nischāda[5] ist volkreich und ununterbrochen[6]. Verzehr' das Volk, o Held, um meinen Wunsch zu erfüllen. Die Leute kennen weder Opferruf noch Opfer. Sie sind eine heilsame Nahrung, Garutmant; so haben wir vernommen. 2

Sollte aber ein Brahmane unter ihnen sein, der eine Gemeinde sucht, so sollst du ihn nicht verletzen. Denn er ist ein Gott und geht ganz im Mitleid auf, mein Held! Er wäre dein Tod, der einzige, der dir drohte. 3

Garuda: Wie ich bemerke, haben sie alle einen Kopf, zwei Füße und zwei Hände. Drum frag' ich dieses dich, o Winatā: wie ist wohl ein Brahmane gestaltet? 4

Winatā: Mit Staub bedeckt, bezopft, mit Lehm zwischen den Zähnen, den Haarstrang hinaufgekämmt, redet er nur die Wahrheit. Mitten unter seinen Feinden fürchtet er sich nicht vor dem Tode: das ist der Brahmane, den töte nicht, Garutmant! 5

---

[1] D. i. nach dem Himmel. [2] D. h. hemme deinen Flug! Indra fürchtet, der Adler möchte zum Sōma emporsteigen. [3] Im Text ein Adjektiv von unbekannter Bedeutung, wahrscheinlich verderbt. [4] S. 350, Anm. 3. [5] Nichtarier. [6] Wörtlich: „einen Teil bildend."

17,1 Der Mann, welchen sechs Feuer durchglühen, das Feuer in der Zunge, im Herzen, im Bauch und im Samen, die heiße Sonnenglut und der kalte Frost[1]: der ist ein Brahmane, den töte nicht, Garutmant!

2 Wie ein Fisch, der den Köder verschlungen hat, bekommt man einen schweren Bauch durch einen verschlungenen Brahmanen. Wie Kohle brennend geht er in den Hals ein; der ist ein Brahmane, den töte nicht, Garutmant!

3 Garuda: Ich werde dir den Sōma holen; ich kenne jetzt die ewige Speise. Von jetzt an immer werd' ich beides essen, was unbeweglich ist und was sich regt.

4 Ein Brahmane unter den Nischāda: Der Vögel König, seiner Feinde Sieger, dem Himmelsaar, der alt an Jahren ist, dem Adlerhelden, der auf mich sein Antlitz richtet, des Tārkschja Sohn, der Schungā Sohn, nah' ich mich mit Verehrung!

5 Empor zum Luftraum und nach allen Seiten bewegt er sich, und Erd' und Himmel dröhnen von seiner Stimme. Ich glaub', es ist ein Sohn der Schungā, ein lieber Sohn, Garuda oder Aruna: er wird mir jetzt zum Untergang!

18,1 Erzählung: Darauf kam der Adler hungrig heran und verzehrte nach seiner Mutter Weisung die Nischāda. Die Sittiche anziehend, steckte er die, welche er verfolgte und erreichen konnte, in seinen Schnabel.

2 Wieder und wieder auffliegend und die Nischāda verzehrend ward der Vogel plötzlich von einem, der ihm in den Hals gekommen war, wie von einem Feuerhaufen gebrannt.

3 Gepeinigt, obwohl kein Rauch noch Feuer zu bemerken war, gedachte er an Schungās Worte: „Wie gewaltig sind doch die Brahmanen, die einzig leben von ihrer Geburt[2]!"

4 Garuda: Komm' heraus aus uns, Bester der Doppeltgeborenen[3]! Du sollst mir nicht zur Nahrung dienen! Nur die anderen habe ich als Speise bekommen; du aber wolle dich nicht härmen!

---

[1] Die Wirkung des Frostes bezeichnen die Inder gleichfalls als „Brennen". [2] D. h. von ihrer Zugehörigkeit zur Brahmanenkaste. [3] Oben S. 349, Anm. 6.

Der Brahmane: Ich kann mich selbst nicht für lebendig halten, muß meine Frau und Söhne ich entbehren! Doch ist ein Doppeltgeborener mit seiner Nischādafrau und seinen Söhnen Gift in deinem Munde. 5

Erzählung: Darauf ließ der Vogel den Doppeltgeborenen nebst den Seinen heraus und erfüllte so die erhaltene Anweisung. Nur die anderen verzehrte er. Und sicherlich war das der Grund, daß ihm der Sōmaraub gelang. 6

Garuda: Ich, der Adler, der Beste der Fliegenden, geh' in der Mutter Auftrag als Sōmaräuber. In Knechtschaft schmachtet Arunas Mutter. Darum schlage mich nicht mit Unheil[1], Fürst der Doppeltgeborenen! 19,1

Der Brahmane: Ich segne dich mit Lebenskraft und Alter. Ist alles wohl in Eurem Haus, mein Lieber? Grämt sich Garutmatī[2], Arunas Mutter, auch nicht im Herzen, daß sie einst gewettet? 2

Garuda: Wohl glaubt' ich, alles sei im Hause wohl: da ließ das Adlerweib mich wissen, daß Knechtschaft sie bedrücke. Ich scheide jetzt von dir, der Beste aller, die da fliegen, schwing' mich zum dritten Himmel auf, dem Mond entgegen. 3

Der Brahmane: Das Opfer schütze dich, sowie die Opferlöhne[3]! Das beste Sōmagefäß sei vor dir, wenn du fliegst[4]. Die Strophen des Rig-Wēda und des Jadschus[5] Sprüche und alle Tage und Nächte sollen sich dir auf deinem Flug gesellen! 4

Den Heilbringenden, den Sohn des Tārkschja, Arischtanēmi[6], das große Wesen, den Vogel der Gottheiten, den Asuratöter[7], den Freund Indras, den großen Ruhm in den Schlachten, den wollen wir besteigen wie ein Schiff! 5

Zu dem Nothelfer aus dem Geschlecht des Angiras, dem Gaja, dem Swastjātrēja und dem Tārkschja[8] flüchte ich mich 6

---

[1] Mit deinem Fluche. [2] „Das Vogelweib", Winatā. [3] Die den Brahmanen gespendet werden. Das religiöse Verdienst, welches die Opfernden durch diese Opferlöhne gewinnen, soll auf Garuda übertragen werden. [4] D. h. „Bringe es glücklich herab!" [5] Eine alte wēdische Sammlung prosaischer und metrischer Opfersprüche. [6] S. 349, Anm. 5. [7] Asura = Dämonen, Titanen. [8] Beinamen Garuḍas.

im Geiste mit ausgestreckter Hand: Heil und Befreiung aus Gefahr in allen Nöten!

20,1 Bhauwana, der Sōmawächter[1] [zum Götterpriester Brihaspati]: Gibt's wohl hier irgend etwas schon Entstand'nes, Brihaspati, oder etwas, was noch entstehen wird, das die mir anvertraute Wache überschreitend durch seine Stärke plötzlich den Sōma von hier entführen könnte?

2 Winatā, den Garuda preisend: Sechzigtausend Wagenlasten herab vom Luftkreis, neunundneunzig Hunderte von der Wēdi[2] wirst du herbeiholen, der Garuda, Winatās Sohn; halte aus, indem du den verwahrten Sōma holen willst!

3 Bhauwana: Woher stammt der, aus welcher Welt, von welcher Erde, der mit Bhauwana zu kämpfen begehrt, dem unübertrefflichen Bogenschützen[3]?

4 Brihaspati: Das Adlerweib namens Winatā hat sich schwer kasteit. Von ihr ward Garuda geboren, Winatās Sohn, der Vogel, der den Sōma rauben wird, das wisse!

X

21,1 Indra: Bin ich denn Indra, oder ist es Winatās Sohn? Welcher von uns beiden hat denn den Wēda studiert, die Herrschaft über die Welten begehrend, daß er den Mond, den abgesonderten, verwahrten, den leuchtenden, den Sōma mir rauben könnte mit Gewalt?

2 Brihaspati: Dir, o Indra, gehört, was geboren ist und noch geboren werden, dir, o Indra, was entstanden ist und noch entstehen wird, dir die Haupt- und Nebenhimmelsgegenden und alle Richtungen nach oben, du Starker! Durch deinen Wunsch und auf deinen Befehl wird alles gesprochen[4].

---

[1] Bhauwana „Erdensohn" (also „Sohn Kadrūs") wird unten „fußlos" genannt, ist also offenbar als himmlische Schlange gedacht. S. Einl. S. 6. [2] Der in einer flachen Grube bestehende Opferaltar, in welcher das Sōmagefäß (der Mond) steht. [3] Dies spricht nicht gegen die Auffassung Bhauwanas als Schlange. Man findet indische Darstellungen von Schlangendämonen, die eine in Schlangenleib ausgehende Menschengestalt zeigen. [4] Oder vielleicht: „ist alles, wie man sagt."

Winatā [zu Aruna]: Ein mächtig Dröhnen läßt sich oben hören. Warum, mein Sohn, eilst du dem Bruder nicht zu Hilfe? Nur einer ist der Aar, und viel die Götter. Allein kann Schakra[1] ihn wohl nicht bezwingen. 3

Da Aruna sein Bruder ist, ist ohne Bruder Garuda und ohne Sohn das Adlerweib, Schungā, Winatā. 4

Aruna: Aruna, Mutter, geht gewißlich nicht! Geh selbst zum dritten Himmel, dir den Sōma zu holen!

Winatā [zu Aruna]: Der fußlose Bhauwana stiftet gewiß nichts Gutes; er tötet seine Feinde und ist sicherlich nicht sorglos. Blind ist er wohl, doch wachsam und nicht sorglos. Wie wird sich Garuda, der Adler, retten? 22,1

Aruna [zu Winatā]: Wie die Macht, wie die Stärke, wie der Nebel, wie die Kraft, wie die Wolke, wie die Angst, so ist diese gewaltige Kraft unwiderstehlich. Auf Garuda paßt kein Vergleich, o Schungā. 2

[Garuda raubt den Sōma.]

Sōma: Der Sturmgott schütze seine Lebensgeister, die Marut[2] seine Sittiche, sein Haupt Agni, der Wesenkenner[3]. Ich bin vor ihm und hinter ihm; ich, der Mond, erfreue mich auf Garudas Rücken! 3

Indra: Wie kommt es, daß sich ein Gedröhne vernehmen läßt da, wo der Sōma steht? Laß gehen uns, Brihaspati, es zu erkunden! Schwirrt doch die Bogensehne nur, wenn ab sie schnellte, und laut brüllt auch der taube Sōmahüter! 4

Brihaspati: Ich kenne dieses Dröhnen, Schätzespender! Vom Adler kommt es, der da fliegt, o Gatte Schatschīs[4]! Winatās Sohn schlug deine Sōmawächter nieder; Garutmant hat den Sōma dir geraubt! 5

XI

Indra: Der fußberaubte Bhauwana mit dem schnellenden Bogen, wo war er, dessen Pfeilspitze selbst Agni durchdringt, durch dessen Arme der gewaltige Pfeil mit Macht preiswürdiger Myriaden dreißig, sechzig gar durchfliegt? 23,1

[1] = Indra. [2] Die Windgötter. [3] Der Feuergott. [4] Der Name der Gemahlin Indras.

2 Brihaspati: Den Fußlosen schreckend, eilte der Heldenaar mit dem schnellenden Bogen. Als er dahinflog, flog der Pfeil nicht schneller, als er. Zum Sōma eilte er, als dieser am höchsten Himmel strahlte.

3 Indra: Wo waren Arbuda[1], Nahuscha, Kādrawēja, wo Ulūka, Balbūla, Schwasana? Wo war Sapannimischa, Pralischa, als meinen Sōma raubte Winatās Sohn?

4 Wo war Kakubbhanda, Tschakratunda, wo war Aschwamukha, Kundakarna? Wo war Wikrōschana, Kharakantha, als meinen Sōma raubte Winatās Sohn?

5 Kaschambuka, Wēnuka, Aschwakranda, Alagarda, Paruscha — wo war er? Wo waren Nabhōrūpa und Sarūpa, als meinen Sōma raubte Winatās Sohn?

6 Schaschākscha, der sich am Ufer befand, Martta, der durch seinen Zorn die Menschen ausrottet, Wjādājaswāpin, Wibhida, wo war er, als meinen Sōma raubte Winatās Sohn?

24,1 Brihaspati: Als die Schlangen des Vogels Nahen infolge Garudas gewalt'ger Glut bemerkten, Schakra, da fürchteten sie sich vor der Berührung mit dem Vogelkönig und bargen sogar ihre Köpfe unter ihren Leibern.

2 Indra: Die beiden Blitze Abhaja und Bhaja, die allenthalben gehn, indem sie töten, mir die Nahrung schützend, schliefen sie denn und hatten sie im Mund die Augen, als sie Ausschau hielten? Wie kam der Geier über sie denn weg?

3 Brihaspati: Die beiden Blitze Abhaja und Bhaja, die allenthalben gehn, indem sie töten, dir die Nahrung schützend: nach diesen beiden schätzte Garuda, Winatās Sohn, den Raum. Als sie sich voneinander entfernt hatten, da flog er auf sie zu, auf Abhaja und Bhaja[2].

---

[1] Die folgenden Wörter sind Namen von Sōmawächtern, wie sich aus einem Teil der Namen und aus 24,1 ergibt, himmlischer Schlangen.
[2] Und zwischen ihnen hindurch. Das Motiv der Symplegaden, das sich auch im Anfang des oben gegebenen Romans von Mahābala und Malajasundarī S. 191 f. wiederfindet.

Indra: Und meine Mājā[1], schneller als das Augenblinzeln, das Wunschlicht, die nicht umkehrt vor dem Feinde, scharf wie Messersschneide, wo war sie denn, Brahmane, als meinen Mond mir raubte Winatās Sohn? 25,1

Brihaspati: Deine Mājā, die schneller ist als Augenblinzeln, das Wunschlicht, die nicht umkehrt vor dem Feind, ließ Garuda, sein eigener Begleiter, der schneller als die Schnelligkeit, weit hinter sich mit Macht. 2

Indra: Mein Diskus, schneller als das Augenblinzeln, das Wunschlicht[2], der nicht umkehrt vor dem Feinde, scharf wie Messersschneide, wo war er denn, Brahmane, als meinen Mond mir raubte Winatās Sohn? 3

Brihaspati: Deinen Diskus, schneller als das Augenblinzeln, das Wunschlicht, der nicht umkehrt vor dem Feind, ließ Garuda, sein eigener Begleiter, der schneller als die Schnelligkeit, weit hinter sich mit Macht. 4

Indra: Die Felsenkugeln, scharf wie Messersschneide, die abgrundtiefen[3] Mōdā[4], die Teiche, die Flüsse, leuchtend wie die Sonne und strahlend wie der Mond, vielfältig und vielgestaltig: wie kam der Geier nur über sie hinweg? 5

Brihaspati: An den Hälsen zerschnitten, an den Köpfen gespalten, zerhauen taten sie das und jenes, Schakra[5]; der fußlose Bhauwana lag dort, zu Boden geschlagen. Ein groß Gemetzel hat der Adler angerichtet. 6

Indra: Die Āditja und Rudra, die Wasu und die Sādhja[6], die vielfältig dort gelagert waren, den Sōma zu bewachen, und die Marut, Brahmane, wo waren diese, als meinen Mond mir raubte Winatās Sohn? 26,1

Brihaspati: Nach dem Osten flohen die Wasu bei Garudas Anblick, nach dem Norden alle Marut und Sādhja, nach 2

---

[1] Zauber, Trug, Verblendung. [2] Meteor? [3] Das Wort könnte sich auch auf die Felsenkugeln beziehen und bedeuten: „die gute Abgründe haben." [4] Bedeutung unbekannt. [5] D. h. sie wußten sich nicht zu helfen. [6] Verschiedene Götterarten.

dem Süden die Rudra mit dem Heere der Gandharwa, nach dem Westen jagte die Āditja Winatās Sohn.

3 Indra: Wo war der Feuergott, der Wesenkenner, der meines Mondes waltet, ihn umfassend? Über die Flamme, über den Lohenden, über ihn, dessen Glut unzerstörbar ist, wie kam der Geier sogar hinweg über ihn?

4 Brihaspati: Ströme von Schmelzbutter brachte Winatās Sohn, Mengen über Mengen, zehntausend mal sechzig. Mit diesen sättigte er deinen Wesenkenner; dann flog der goldene Vogel über ihn hinweg.

5 Nachdem er den Feuergott mit Schmelzbutter gesättigt und alle anderen Sōmawächter besiegt hatte, flog davon, wie eine mächtige Wolke die Vertiefungen ebnend[1], Garuda, Winatās Sohn.

XIII

27,1 Als einzelner hat der Furchtbarstarke viele bestanden. Selbst dir, o Schakra, ist er gleich an Gewalt.

Indra: Weil sich der Vogel an meinen Wächtern vergriffen hat, will zornig ich auf ihn meinen Donnerkeil schleudern.

[Er tut es. Der Donnerkeil prallt an Garuda ab.]

2 Dieser, mein Donnerkeil, der aus Askese besteht, der scharf ist wie des Messers Schneide und gewaltig, mit dem ich Writras[2] Herz zerschnitt, ist an dem Vogel abgeprallt. Brihaspati, was für ein Wesen ist denn dieser Adler?

3 Brihaspati: Dieser Adler vereinigt in sich alle Metren, Schakra, besteht aus den Jadschus-Sprüchen, und die Melodien bilden seinen Leib. Der Sōma, den Tārkschjas Sohn getrunken, hat ihn erst recht gestärkt; darum prallte an ihm dein Donnerkeil ab.

4 Indra zu Garuda: Dies ist der Donnerkeil, der die Feinde der Götter getötet hat von Writra an bis auf den heutigen

[1] Bei der Eile, mit welcher Garuda fliegt, erscheint ihm der Erdboden trotz seiner Gebirge und Täler wie eine ebene Fläche, geradeso wie die regnende Wolke durch Überschwemmung eine Ebene erzeugt. [2] Ein von Indra erlegter Dämon.

Tag. Er flog zurück: das ist nicht gut für die Götter[1]! Erbiete Ehre, Garutmant, dem Donnerkeil!

Garuda: Aus meinem Schenkel laß ich eine Feder fahren, Untadeliger! Die schneide ab mit deinem Donnerkeil, und ernte dafür Preis! Dir liegt ja nur der Götter Heil am Herzen. Nicht mit Gewalt, mit Güte will ich handeln, Schakra! 5

Dem Rischi will ich Ehre gern erbieten, aus des Gebein der Donnerkeil entstanden[2]. Dem Donnerkeil auch will ich sie erbieten, und dir, Schatakratu[3]! 6

[Indra schleudert nochmals den Donnerkeil.]

Indra: Die Feder hat der Donnerkeil zerschnitten in drei Teile. Aus ihrem obern Teile sind die Pfauen entstanden; aus ihrer Mitte die zweiköpfige Reihe der Schlangenfürsten[4], aus ihrer Wurzel der Ichneumon, der Feind der Schlangen. 28,1

Ich frage, Vogel, dich: Wie groß ist deine Macht? Und welcher Teil von dir ist zu bezwingen, Vogelkönig? Nenne mir deine Stärke, die Unwiderstehlichem widersteht, und ewige Freundschaft soll uns beide binden! 2

Garuda: Acht Erden, neun Himmelsgegenden, drei Ozeane, Gatte Schatschīs, und mehr als tausend Gebirge könnt' ich tragen, wenn ich wollte. 3

Indra: Wenn du den Schlangen diesen Sōma bietest und sie ihn trinken, Luftdurchwandler, so werden sie die Menschen alle vernichten; das wird nicht gut sein! 4

Garuda: Den Schlangen werf' ich nicht den Sōma vor, o Feindepeiniger! Ich raubt' ihn nur, um sie ihn sehen zu lassen[5], Schakra! Du brauchst mir nicht zu zürnen, lieber Freund! 5

---

[1] Da es eine böse Vorbedeutung gibt. [2] Der Asket Dadhītscha (ältere Form Dadhjantsch) gab seine Gebeine dazu her, den Donnerkeil zu bilden, mit welchem Indra den Writra erschlug. [3] „Hundertfachen Rat (hundert Kräfte) habend", Name Indras. [4] Der Text ist hier wahrscheinlich falsch überliefert. Pfauen und Ichneumone sind Feinde der Schlangen; so wird auch aus dem mittleren Teil der Feder ein Schlangenfeind entstanden sein. Bei der Unsicherheit der Stelle enthalte ich mich naheliegender Vermutungen. [5] Er betrügt die Schlangen, wie Kadrū seine Mutter Winatā betrogen hatte; s. oben S. 349, Anm. 4.

[Garuda trägt den Sōma zu den Schlangen und zeigt ihn denselben.]

XIV

29,1 Garuda: Da ist der Sōma, den ich hergebracht. Seht ihn euch an, ihr Erdensöhne[1], hier! Jetzt bin ich frei, und Aruna ist frei, und frei ist Schungā, Winatā, das Adlerweib!

2 Da ist der Sōma, Kadrūs Söhne, den ich von des Himmels dritter Höhe, von dem grenzenlosen Raum geholt, der Mond. Ich rat' es euch: seht ihn euch alle an, denn euch verläßt der König[2]!

3 Ich raube euch den Sōma wieder, und wenn ihr alle auch mir nachlauft! Wer ein Held ist unter euch, der setze mir nach! Zeigt alle euch als Helden, ihr Bauchkriecher!

[Garuda trägt den Sōma zu Indra zurück.]

4 Garuda: Hier hast du deinen Sōma wieder, den Mond, den ich dir erst entführt, o Indra! Jetzt bin ich frei, und Aruna ist frei; befreit ist Schungā Winatā aus der Gefangenschaft!

5 Indra: Nachdem ich Pipru[3] einst, Namutschi, Schambara erschlug und Wipratschitti besiegt und vor allem Writra vernichtet, legte ich mir Himmel und Erde um, wie einen Anzug[4].

6 Durch meine Stärke überwand ich alle Nebenbuhler; durch meine Stärke bin ich dieses All geworden. Wie war es möglich nur, daß du aus eigner Kraft dem Mächt'gen mir, dem Übermächtigen gewaltsam meinen Sōma hast geraubt?

30,1 Garuda: Die Mutter mein, das Adlerweib Winatā, geriet durch Sklaverei in Not infolge einer Wette, Indra! Dein Sōma war für sie das Lösegeld. Den hab' ich, unversehrt von andern dir zurückgebracht.

2 Dein ist der Aar, du Gabenreicher, dein der Mond. Du bist, der war, der ist und sein wird, Schakra! Du bist der Schirmherr, du die Zuflucht, die Gewässer. Dein ist das Weltall; segensreich beherrsche du die Welt!

---

[1] = Söhne Kadrūs = Schlangen. [2] Sōma (der aus der Sōmapflanze, dem König der Pflanzen, gepreßt wurde). [3] Dieser und die folgenden sind Namen von Indra erlegter Dämonen. [4] Wörtlich: wie ein Paar Kleidungsstücke.

3 Indra: Nachdem die Nahrung ich zurückerhalten, begrüß' ich, Indra, jetzt den Heldenaar, Arunas jüngern Bruder. Ich will dir eine Gnadengabe spenden, lieber Freund, wie sie dein Herz beliebig sich erwählt.

4 Du bist mein Freund geworden; darum wähle beides, eine Speise und Unsterblichkeit in der Rede[1]. Sprich aus, Sohn Tārkschjas, was dein Herz begehrt! Wähl' eine Gnadengabe dir, Winatās Sohn!

5 Garuda: Zur Speise wähl' ich mir die Schlangen, Schatschīs Gatte! Laß mich das Opfer zu den Göttern tragen, und laß mich eingehn in die Wēden! Es sollen die Brahmanen mich studieren, die nach dem Himmel trachten, und im dritten Himmel sollen sie mit dir und mir den Aufenthalt dann teilen.

6 Indra: Die Schlangen seien deine Speise, Fürst der Luftdurchwandler! Trag' uns das Opfer zu, geh in die Wēden ein, du Held[2]! Und die Brahmanen sollen dich studieren, wenn sie den Himmel zu gewinnen trachten, und werden dann mit uns den Aufenthalt im dritten Himmel teilen.

7 Erzählung: Entsetzt richteten sich die Schlangen empor, als sie den Aar am dritten Himmel schweben sahen. Der starke Vogel zehrte sie, nahm dadurch zu an Stärke. und nahm an Stärke stetig zu bis auf den heutigen Tag.

[Schlußwort, gesprochen vom Dichter und Darsteller Indras.]

31.1 Den mächt'gen Vogel, Garuda, der sich in glückverheißendem Augenblick auf einem Schalmalibaum auf mächtigem Gebirge sein Nest gebaut, den Sohn der Winatā, der Vögel König: ihn ruf' ich an mit Macht, damit er seine Hilfe mir gewähre.

2 Ich hab' im Trischtubh-Metrum ihn gepriesen, wie den Feuergott der Hōtrin[3] preist. Er spricht aus meinem Munde. Gib Heil und Segen uns und Glück, Sohn Winatās, und tilge die Sünde aus und unsre Widersacher!

---

[1] Wir würden heute sagen: „in der Literatur." [2] Dadurch, daß die obige Dichtung in die Sammlung des Rigwēda aufgenommen wird, zu dessen Apokryphen sie gehört. [3] Einer der Hauptpriester beim Opfer.

3 Wenn ich den Aar gepriesen oder auch ein Bittgebet an ihn gerichtet habe, im Herzen an ihn glaubend, so möge er sich unser erbarmen, möge uns langes Leben schenken und uns Augenkraft verleihen[1] auf lange Zeit!

4 Wer die Dichtung vom Adler beständig studiert an jedem Knotentag[2], dem wird ein heldenhafter Sohn geboren werden, ein kluger, ausgezeichnet durch die Kenntnis wēdischer Wissenschaft.

5 Wer die Dichtung vom Adler beständig studiert an jedem Knotentag, der wird aufsteigen in den unendlichen Himmel und mit mir[3] dieselbe Welt bewohnen.

6 Wer hier die Dichtung vom Adler aus der Astikadichtung[4] demütig geneigt anhört, der wird von allem Unheil befreit werden und von allen Feinden wird er erlöst.

7 Hört eine Schwangere diese Geschichte an jedem Knotenpunkt, so wird sie ein männliches Kind gebären, ein kräftiges, das seine Feinde peinigt.

8 Die Dichtung vom Adler ist das Auge der nicht murrenden Hörer, und in die Himmelswelten werden sie eingehen, wenn sie uns beide[5] immer preisen.

9 Verneigung dem Paare Indra und Adler, Verneigung dem Paare Indra und Adler! In gedankenschnellem Fluge überflog der Aar die eherne Burg; nachdem er in den Himmel gelangt war, brachte er dem donnerkeilbewehrten Indra den Sōma.

---

[1] Diese Zauberwirkung wird dem Anhören der Dichtung zugeschrieben, da der Streit von der Augenschärfe des Adlers und seiner Mutter seinen Ausgang nahm. [2] Oben S. 346, Anm. 2. [3] D. h. mit Indra, dessen Darsteller die Worte spricht. [4] Damit ist wohl ein Zyklus von Dichtungen gemeint; doch kann das Wort des Grundtextes auch bedeuten: „aus gläubigem Herzen“, „gläubig“. [5] Indra und Garuda.

Anmerkungen

Vorbemerkung. Da der Raum nicht verstattet, in diesem Bande auch nur einen kurzen Abriß der indischen Literaturgeschichte zu geben, so sei der Laie auf den trefflichen Aufsatz „Indische Literatur" im Brockhausschen Konversationslexikon und auf die schöne, erst zum Teil erschienene „Geschichte der indischen Literatur" von Moriz Winternitz (1. Band: Leipzig, Amelang 1908; 2. Band, 1. Hälfte ebenda 1913) verwiesen. Auch L. v. Schroeders Buch „Indiens Literatur und Cultur in historischer Entwicklung" (Leipzig, Haessel 1887) ist, wenn heute natürlich auch in einzelnen Teilen überholt, eine noch sehr lesenswerte Darstellung der indischen Literaturgeschichte. Über Indien und seine Bewohner in alter und neuer Zeit gibt reiche Belehrung auf engem Raum Sten Konows Buch „Indien", Leipzig und Berlin, B. G. Teubner 1917 (Aus Natur und Geisteswelt, Bd. 614). Nicht nur seines Textes, sondern auch seiner vielen vorzüglichen Abbildungen wegen ist jedem, der sich mit Indien beschäftigt, Kurt Boecks Werk „Durch Indien ins verschlossene Land Nepal", Leipzig, Hirt & Sohn 1903, aufs wärmste zu empfehlen.

I. Wēdische Literatur

Weda

Eine wēdische Sammlung alter Sagen enthielt der noch für das 4. vorchristliche Jahrhundert beglaubigte, heute leider verschollene Itihāsa-Wēda („Wissen der Geschichten"), aus dem wahrscheinlich eine große Anzahl unter den Erzählungen stammt, die uns in den Brāhmana und den Epen (Mahābhārata, Rāmājana, Purānen) überliefert sind. Die älteste wēdische Liedersammlung, der Rigwēda, enthält außer häufigen Anspielungen auf alte Sagen eine Anzahl rein oder teilweise dramatischer Hymnen, welche — offenbar wie unsre mittelalterlichen Mysterien — derartige Sagen darstellen. Da die Lieder des Rigwēda aus einer Zeit stammen, die weit vor aller übrigen indischen Überlieferung liegt, so sind die Dialoghymnen besonders schwer verständlich, für den modernen Leser meist sehr fremdartig und würden so reichlichen Kommentars bedurft haben, daß wir hier auf Proben von ihnen verzichteten, zumal diese Dialoghymnen in dem für jeden Gebildeten verständlichen Buche L. v. Schroeders, „Mysterium und Mimus im Rigveda" (Leipzig, Haessel 1908) übersetzt und auf breiter ethnographischer Grundlage erläutert worden sind.

Sauparna

Die Form der wēdischen Dialoge findet sich in ihrer höchsten Ausbildung im Sauparna, der „Dichtung vom Adler" (Garuda) — s. den Anhang S. 344 ff. —, welche noch der wēdischen Zeit angehört, aber schon die Literatur der Brāhmana voraussetzt. Diese Form in ihrer

durchaus metrischen Mischung von Dialog und Erzählung ist noch heute mindestens in Nordwestindien verbreitet und unter dem Namen sāng (swāng, sawang, suwāng, suāng) allgemein bekannt. Die Dichter und Sänger sind Brahmanen. Aufgeführt werden die Stücke bei religiösen Festen, dramatisch, von verschiedenen Personen, und zwar werden sie gesungen. Die erzählenden Bestandteile, welche die fehlende Bühneneinrichtung ersetzen und Schwierigkeiten der den Dichtern mangelnden Bühnenkunst beheben, werden von derjenigen Person vorgetragen, auf deren Rolle sie folgen. Das Sauparna ist die einzige bekannte sāng-Dichtung in Sanskrit. Die neueren Werke dieser Gattung sind in Volkssprachen abgefaßt. Man findet verschiedene derselben in Urschrift und Übersetzung bei Temple, The Legends of the Panjâb (3 Bde., Bombay und London 1884ff.). In der Einleitung gibt Temple eine Beschreibung ihres Wesens und der Art ihres Vortrags. Unsre Übersetzung des Sauparna stammt aus dem Jahre 1909 und ist die nur wenig nachgebesserte Fassung, auf welcher der in des Vfs. Aufsatz „Der Suparnādhyāya, ein vedisches Mysterium" (WZKM 23, S. 302ff.), gegebene Auszug beruht. Die dortigen Ausführungen, welche gemacht sind, bevor mir die sāng-Dichtung bekannt war, bestehen trotz einzelner dagegen erhobener Einwände, auf die ich gelegentlich zurückzukommen hoffe, zu vollem Recht. Eine schwedische Übersetzung hat K. F. Johansson in seiner Abhandlung Solfågeln i Indien (Inbjudning till fil. doctorspromotion wid Upsala Universitet, Upsala 1910) geliefert. — Das Sauparna ist in gewissem Sinne eine Tendenzdichtung, insofern es die Wichtigkeit des Wēdenstudiums selbst für die Kriegerkaste und die Unverletzlichkeit und Macht der Brahmanen hervorhebt. Das Anhören des Stückes soll Augenschärfe und männliche Nachkommenschaft verleihen. Halb epische, halb dramatische Form findet sich in der Sanskritliteratur noch im Mahābhārata, in der Pāliliteratur noch in vielen Dschātaka. Rein epische Form — wie in der späteren Sanskritliteratur — ist daneben auch schon in der spätwēdischen Zeit vorhanden. Aus praktischen Gründen haben wir die Wiedergabe des Sauparna in den Anhang verwiesen (Seite 344ff.).

Die prosaische Literatur Nr. 1—9

Die prosaische Literatur der wēdischen Zeit ist vertreten durch die Brāhmana — Nr. 1 bis 9 —, umfangreiche theologische Werke zum Gebrauch der einzelnen bei den Opfern beteiligten Priester. Zur Erläuterung und Begründung der einzelnen Riten, der Verwendung von Melodien und Metren u. dgl. werden zahlreiche alte, fast immer zu dem besonderen Zweck entstellte Sagen in schlichter Prosa erzählt. Kosmogonische und Natursagen sind in den Brāhmana in großer Menge vorhanden und werden in des Vf.s „Altindischen Natursagen" gesammelt werden. Hier geben wir nur eine kleine, allgemeinverständliche Auswahl. Kulturhistorisch wichtig sind Nr. 7 Sintflut, Nr. 8

Nr 7, 8

Uschanas Kāwja[1], weil zu dem Sagenkreis „Der Teufel und Noahs Frau" (Dähnhardt, Natursagen I, S. 258ff.) gehörend und Nr. 9 Tschjawana (Jungbrunnen). Auf letztere Sage wird im Rigwēda, in welchem der Held Tschjawāna heißt, oft angespielt, so daß ein außerordentlich hohes Alter für diese Sage in Indien beglaubigt ist. Über die Zeit der Brāhmana läßt sich nur so viel sagen, daß sie zur Zeit des Buddha (500 v. Chr.) längst vergangen war. Die wēdischen Hymnen dagegen (älteste Sammlung: der Rigwēda) gehörten in der Brāhmanazeit bereits der grauen Vorzeit an und wurden in ihr nicht mehr richtig verstanden.

Nr. 9

II. Sanskritliteratur

A. Brahmanische Literatur. Mahābhārata (MBh.) — Nr. 10 bis 14. Das Riesenepos Mahābhārata, zum größten Teil metrisch, ist wesentlich in seiner jetzigen, stark erweiterten Gestalt bereits in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung vorhanden gewesen und enthält eine Menge episodischer Erzählungen aller Art. Einen Versuch, den Inhalt des nichtüberarbeiteten Mahābhārata und einiger wichtiger Episoden desselben dem deutschen Leser poetisch nahezubringen, hat Adolf Holtzmann in seinen „Indischen Sagen" gemacht (3 Teile, Karlsruhe 1845 bis 1847. Neudruck: A. Holtzmann, Indische Sagen mit Einleitung von Prof. M. Winternitz. Buchausstattung von F. Schneidler. Eugen Diederichs Verlag in Jena). Holtzmanns Bearbeitung ist eine freie Nachdichtung mit teilweise erheblichen Änderungen. Über den Gesamtinhalt des Riesenepos orientiert am schnellsten und übersichtlichsten H. Jacobi, Mahābhārata. Inhaltsangabe, Index und Concordanz der Calcuttaer und Bombayer Ausgaben. Bonn 1903. Im übrigen sei auf Winternitz, Gesch. d. ind. Litteratur, S. 259 ff. verwiesen, wo man eine eingehende Besprechung des Ganzen und seiner wichtigsten Episoden mit reichlichen Literaturangaben findet. Kulturhistorisch wichtig sind in unsrer Auswahl Nr. 11 „Froschprinzessin", Nr. 12 „Rohr und Flüsse" und Nr. 14 „Bhangāswana". In Nr. 11 wird man die Urform des chinesischen Märchens Nr. 96 der Sammlung von Richard Wilhelm wiedererkennen. Die dort rätselhaften Züge vom Töten der Frösche (S. 320) und vom Verbot, in Gegenwart der Frau das Wort „Frosch" auszusprechen (in der indischen Fassung das Zeigen von Wasser), zu denen in der chinesischen Fassung die logischen Folgerungen fehlen, finden durch die indische ihre Erklärung. Hinter dem Satz „Diene diesem König willig und gehorsam" (S. 36) hat der Sanskrittext folgenden Einschub:

Mahabharata Nr. 10—14

Nr. 11

[1] Dschaiminīja-Brahmana I, 125. Text und englische Übers. bei Hanns Oertel, Contributions from the Jāiminīya Brāhmaṇa to the history of the Brahmaṇa literature. Sixth Series; JAOS, XXVIII, 81 ff.

„Nachdem er dies aber gesagt hatte, überwältigte ihn der Zorn, so daß er seiner Tochter fluchte: ‚Weil du so viele Könige betrogen hast, so sollen deine Kinder brahmanenfeindlich werden infolge deiner Falschheit!'" Daß dies nicht zur ursprünglichen Erzählung gehört, zeigt deren Schluß. Der Einschub wird dadurch verständlich, daß im Mahābhārata die Erzählung weitergeführt und berichtet wird, wie Parikschit von seiner Frau drei Söhne, Schala, Dala und Bala, geboren werden. Schala wird Thronerbe und weigert sich, dem Asketen Wāmadēwa seine beiden, ihm entliehenen Rosse wiederzugeben. Schließlich erscheint Wāmadēwa am Hofe, und es entspinnt sich ein erregtes Gespräch, an dessen Ende Schala auf des Mönchs Befehl von Rākschasas getötet wird. Dala, an seiner Statt zum König eingesetzt, weigert sich nicht nur, die Rosse zurückzugeben, sondern schießt auf den Asketen einen vergifteten Pfeil ab, welcher auf des Mönchs Geheiß des Schützen Söhnchen durchbohrt. Als er auf ihn einen zweiten Pfeil abschießen will, wird er durch seines Feindes übernatürliche Macht gelähmt, durch seine Gnade aber dadurch wieder geheilt, daß er mit dem Pfeil eine Büffelkuh berührt. Die Königstochter bittet Wāmadēwa um Verzeihung; dieser läßt sich dadurch versöhnen und erhält seine Rosse zurück. Von dem dritten Bruder Bala wird überhaupt nichts erzählt. Der Dialog und die zwischen ihn eingebetteten Erzählungsteile sind vollständig metrisch, nach Metrik und Sprache dem Sauparna (S. 344ff.) gleichend. Es handelt sich offenbar um ein Fragment einer spätwēdischen Dichtung, die später durch die vorausgehende Prosa ergänzt wurde. Den Anfang dieser Prosa bildet das obige Märchen, das ursprünglich gar nichts mit der Wāmadēwageschichte zu tun hatte. * Vgl. E. Rohde, Kleinere Schriften II, 212. Liebrecht, Zur Volkskunde 57. V. Hehn, Kulturpflanzen⁶ 452. 658. Nr. 12 ist eine der verschiedenen indischen Varianten der auch den Griechen bekannten Fabel. Sie gehört in Indien seit ältester Zeit zu den sprichwörtlichen Musterbeispielen der Staatslehre und wird auch im Mahābhārata als solches aufgeführt. Das Mahābhārata enthält eine ganze Anzahl von Fabeln. Aus Raumrücksichten mußten wir, da die übrigen ziemlich umfangreich sind, auf weitere Proben verzichten. Drei dieser „Fabeln" sind mit dem „Kalīlah und Dimnah" nach Europa gewandert[1]. Nr. 13 ist mit dem von uns angenommenen Schluß offenbar zu Ende. Die überlieferten Mahābhāratatexte haben noch eine ziemlich alberne Fortsetzung, nach welcher der Rākschasakönig den Leichnam des Reihers im Scheiterhaufen verbrennen will, als „die Göttin Surabhi, die schöne Dākschājaṇī" [d. i. die Wunschkuh: Einl. S. 6], am Himmel dahinschreitet. Als sie über den Scheiterhaufen kommt, triefen ihr Mund und Euter. Durch Schaum und Milch wird Rādschadharman wieder lebendig.

Nr. 12

Nr. 13

[1] Vgl. Vf., Das Pañcatantra, S. 364 und 388.

Er fliegt zu Wirūpātscha, zu dem auch Indra kommt, welcher erzählt, der Reiherkönig habe es einst unterlassen, Brahman seine Aufwartung zu machen, weshalb dieser ihm geflucht habe, er solle bald ermordet werden. Auf des Reihers Bitte belebt Indra dann dessen Mörder Gautama wieder, indem er ihn mit Amrita besprengt. Der Reiher umarmt ihn als lieben Freund voller Freude und entläßt ihn dann „mit Reichtum". Gautama kehrt zu seiner Frau zurück und erzeugt mit ihr „Söhne, welche Böses taten". Die „Scharen der Götter" fluchen ihm: „Dieser Böse, Undankbare soll, nachdem er im Leibe der wiederverheirateten Witwe Söhne erzeugt hat, alsbald in eine schreckliche Hölle gelangen." — In der südlichen Rezension (Text nach Krishnāchārya und Vyāsāchārya XII, 172, 1ff.) belebt Indra den Reiher, indem er ihn mit Amrita beträufelt, und Gautama wird auf seine Bitte entlassen [von einer Wiederbelebung ist nicht die Rede!]. Er kehrt zu seiner Frau zurück; „dort wurde er im Leibe einer Wilden, der der Hölle glich, wiedergeboren: dies war der gewaltige, von den Scharen der Götter über ihn ausgesprochene Fluch." Dann wird erzählt, daß der Reiher durch Milch und Schaum der Surabhi wiederbelebt wird, und Indra die Geschichte des Fluchs erzählt. In dieser Textfassung sind einzelne, zu verschiedenen Fortsetzungen der Erzählung gehörige Strophen wüst durcheinandergeworfen, so daß jede verständliche Erzählung aufhört. Nr. 14 „Bhangāswana" reiht sich in die große Zahl der indischen Geschlechtswechselsagen ein, die Vf. an einem andern Ort zusammenzustellen gedenkt. Sie findet in der europäischen Teiresiassage ihr Gegenstück, nicht nur im Geschlechtswechsel des Helden, sondern auch in der analog beantworteten Frage, ob Mann oder Weib den größeren Genuß beim Geschlechtsverkehr haben[1]. — In Nr. 10 und 13 sind einige vollständig inhaltlose, offenbar eingeschobene Verse, in den andern Stücken nur gehäufte und als bloße Versfüllsel dienende Anreden in der Übersetzung ausgelassen. Alle Stücke unsrer Auswahl außer Nr. 11 sind in der Urschrift metrisch.

Nr 14

[1] Zuerst in Hesiods Melampodia; danach Apollodor ed. Wagner III, 71f.; Ovid, Metam. III, 318ff. und danach Lact. Placidus, Narr. fab. Ovid. III, 4 und Schol. zu Statius, Theb. II, 95; Lukianos, Totengespr. 28, Hahn 19 nebst d. Scholien (ed. Rabe S. 92, Z. 9f. und 20ff.), Hetärengespr. V, 4 nebst Scholien (S. 277, 14); Juvenal VI, 252ff.; Tzetzes, Komm. zu Lykophron 683 (Hes. ed. Goettling S. 229; vgl. Interpolation in der angeführten Apollodorstelle); Interpolator des Antoninus Liberalis XVII (S. 93, 5 ed. Martini) und danach Lessings Prosafabel II, 29. Hyginus, Fab. 75; Fulgentius, Myth. II; 8. Phlegon Trall. IV. Da im Baudhājanasūtra gerade diese Frage und ihre Beantwortung fehlt, kann es nicht, wie Caland WZKM. 17, 354f. (wo er die Übersetzung gibt) meint, die Quelle der von ihm gleichfalls (S. 351 ff.) übersetzten Mahābhāratafassung sein.

Tantrākhjājika Nr. 15—18 **Tantrākhjājika** — Nr. 15 bis 18 —, die älteste überlieferte Fassung des etwa 300 n. Chr. verfaßten Pantschatantra. Da des Vf.s bei B. G. Teubner, Leipzig 1909 erschienene vollständige Übersetzung des Werkes mit unter dem Gesichtspunkt geschrieben war, daß sie den Semitisten den Grundtext ersetzen sollte, so sind die in vorliegendem Buch gegebenen Stücke in freierer Übersetzung geboten. Form der Urschrift: Prosa mit eingelegten Strophen. Das Tantrākhjājika trat in und mit der Sammlung indischer Erzählungen, welche der persische Arzt Burzōē im 6. Jahrhundert ins Pahlawi übersetzte, einen wahren Siegeszug über Westasien, Nordafrika und Europa an. Vgl. Vf., Das Pañcatantra, S. 357ff. Nr. 17 Vf. sieht in dieser Erzählung eine Verspottung des Standesdünkels der Brahmanen: ZDMG. 68, S. 73ff.

Südliches Pantscha-tantra Nr. 19—21 **Südliches Pantschatantra** — Nr. 19 bis 21 —, stilistisch vereinfachte, in Nordwestindien vor 1300 n. Chr. gefertigte, heute in zahlreichen Bearbeitungen über ganz Südindien verbreitete Fassung des Pantschatantra. Vgl. Vf., Das Pañcatrantra, S. 35ff.

Dandin Nr. 22—24 **Dandin** — Nr. 22 bis 24 — schrieb seinen Roman „**Abenteuer der zehn Prinzen**" (Dascha-kumāra-tscharita) im 6. oder 7. Jahrhundert nach Christus. Anfang und Ende, nicht fertig geworden oder verloren, sind von Unbekannten ergänzt. Das in glänzendem Stil geschriebene Buch ist das beste Prosaerzählungswerk der Inder. Von den beiden deutschen Übersetzungen ist die von **Johann Jakob Meyer** (Leipzig, Lotus-Verlag o. J.) eine wissenschaftlich tüchtige Leistung, enthält eine treffliche Einleitung und wertvolle Anmerkungen, gibt aber gerade in ihrem Bestreben, die indischen Stileigentümlichkeiten ins Deutsche zu übertragen, was angesichts des völlig abweichenden Satzbaus eine Unmöglichkeit ist, ein stilistisch durchaus falsches Bild von Dandins Kunst. Die kurz nach ihr erschienene Übersetzung von **Michael Haberlandt** (München, F. Bruckmann 1903) liest sich gut, läßt aber viele der schwierigeren Stellen einfach aus und ist in den übersetzten Stellen so fehlerhaft, daß vor ihr aufs nachdrücklichste gewarnt werden muß.

Somadewa Nr. 25—26 **Sōmadēwas** „Ozean der Erzählungsströme" (Kathā-sarit-sāgara) — Nr. 25 bis 26 — ist eine der wichtigsten Erzählungssammlungen der Inder. Die Urschrift ist in wohlklingenden fließenden Versen zwischen 1063 und 1082 n. Chr. in Kaschmir geschrieben und stellt eine Bearbeitung einer bestimmten, erweiterten Fassung von Gunādhjas „Brihatkathā" (d. i. „alte" oder „große Erzählung") dar, einem in der Paischātschīmundart abgefaßten, von den Indern öfter zitierten, bis jetzt aber verschollenen Werk. Eine auch stilistisch vortreffliche englische Übersetzung mit wichtigen Anmerkungen hat C. H. Tawney geliefert (The Kathá Sárit Ságara, Bd. 1, Kalkutta 1880, Bd. 2, Kalkutta 1884). Ins Deutsche übersetzt sind nur Teile (von H. Brockhaus: Die Mährchensammlung des Somadeva Bhatta aus Kaschmir, 2 Teile,

Leipzig 1843 [Buch I—V]; von F. von der Leyen: Indische Märchen, Halle a. S. o. J. [1897]; von J. Hertel: Bunte Geschichten vom Himalaja, München 1903). Die erste von uns gegebene Erzählung, Nr. 25 (30, 93ff.) „Harischarman", ist das Märchen vom „Doctor Allwissend" (v. d. Leyen, Das Märchen, 2. Aufl. [Leipzig 1917], S. 127f. Grimm, KHM. Nr. 98; vgl. dazu Bolte, Anmerkungen, Band II, S. 401ff.). Daß die Erzählung bereits der Brihatkathā des Gunādhja angehört habe, ist ganz unwahrscheinlich, da Lacôtes Essai sur Guṇāḍhya et la Bṛhatkathā (Paris 1908) und der von ihm mit französischer Übersetzung veröffentlichte Anfang von Budhaswāmins Bearbeitung der Brihatkathā (Budhasvāmin. Bṛhat-kathā Çlokasaṃgraha I—IX, Paris 1908) zeigen, daß die kaschmirische, durch Sōmadēwas und Kschēmēndras Bearbeitungen bekannte Rezension der Brihatkathā eine große Masse Erzählungen enthält, die bei Budhaswāmin und wahrscheinlich in der alten Brihatkathā fehlten.

Nr. 25

Nr. 26 „Mūladēwa" ist der indische Eulenspiegel. Eine Monographie über ihn verdanken wir M. Bloomfield, The Character and Adventures of Muladeva. Proceedings of the American Philosophical Society, 52 (Nov.—Dez. 1913), S. 616ff. Schaschin ist sein Freund. Mūladēwa erzählt die Geschichte selbst dem berühmten König Wikramāditja.

Nr. 26

B. Die Literatur der Dschaina. Die Erzählungsliteratur der Dschaina ist teils in Sanskrit, teils in Prākrit und den spätern indischen Volkssprachen abgefaßt. Sie findet sich in den Kommentaren zu den heiligen Schriften (dem Siddhānta) oder zu andern Werken oder in selbständigen Werken aller Art und Form. Neben Erzählungssammlungen finden sich in großer Menge Werke, die wir als Märchen-Romane bezeichnen würden, von geringem bis zu sehr bedeutendem Umfang, in einfacher oder künstlicher Prosa mit eingelegten Versen (Zitaten) oder in ganz metrischer Form. Unter den in Volkssprachen abgefaßten Erzählungswerken findet sich eine besondre Ausgestaltung der oben S. 367f. unter Sauparna behandelten, halb epischen, halb dramatischen Dichtung (sāng): die rās- (sskt. rāsa-) Dichtung. In Dschajadēwas Sanskrittext überwiegt stark das Lyrische; die volkstümlichen Rās sind epische Lieder. Einem Beispiel begegnen wir in den Bemerkungen zu dem Roman von Mahābala und Malajasundarī, S. 378. Die selbständigen Märchenromane führen unterschiedlos die Namen kathā, kathānaka und tscharita (in Gudscharat scheint statt des letzten Wortes immer die Form tscharitra gebraucht zu werden). Diese Märchenromane, von denen es außerordentlich viele gibt, werden wie die andern genannten Werke von den Dschainamönchen zur Veranschaulichung ihrer Lehren oder zu sonstigen, ihrer Religion dienenden Zwecken gedichtet. Ähnlich wie die Erzählungen der Buddhisten im Dschātaka zerfallen sie in zwei Teile: die Erzählung einer

Die Literatur der Dschaina Nr. 27—55

Geschichte aus einer früheren Existenz und einer sich in der Gegenwart abspielenden. Doch ist die Form bei den Dschaina insofern geschickter, als die Haupterzählung nicht die der Vergangenheit ist und als in ihr nicht ein Dschina — wie dort der künftige Buddha — die Haupt- oder überhaupt eine Rolle spielt. Die Folge ist, daß die Schriftsteller der Dschaina nicht wie die der Buddhisten durch die Rücksicht auf ihre Religionsstifter und die im indischen Sinne würdige Rolle, die diese spielen müssen, in der Gestaltung ihrer Erzählungen gebunden sind. Sie brauchen nur alles Unglück ihrer Helden auf früheres Verschulden, alles Glück auf früheres Verdienst zurückzuführen, was bei jedem Märchen und bei jeder sonstigen Erzählung leicht genug ist[1]. Wir finden aber bei den Dschaina wie bei den Buddhisten auch Romane, welche das Leben der Helden durch eine ganze Reihe von Existenzen hindurchführen[2]. In diesen Fällen gehen natürlich die früheren Existenzen auch in der Erzählung den späteren vorauf. In dem herrschenden Typus der Märchenromane spendet am Ende derselben ein durch sein asketisches Leben allwissend gewordener Mönch (Kēwalin) die Aufklärung über die Schicksale der Helden. Seit vielen Jahrhunderten ist Gudscharāt der Hauptsitz der Dschaina. Ihre Literatur, und insbesondere die der Konfession der Schwētāmbara („Weißgekleidete", nach der Farbe der Mönchsgewänder), die wieder in eine Menge von Sekten zerfällt, enthält die bedeutendste und umfangreichste Märchenliteratur der Inder. Alle Stücke unsrer Auswahl sind ihr entnommen.

Haribhadras Upadēschapada Nr. 27—28

Haribhadras Upadēschapada, „Schritt zur Belehrung" — Nr. 27 bis 28 — ist ein didaktisches Werk in Prākrit, welches viele Erzählungen enthält (Ausgabe, 1. Teil Pālitānā 1909). Der Verfasser, ein gelehrter Brahmane, der den Dschainaglauben angenommen hatte, lebte nach der indischen Tradition im 6., nach anderer Annahme im 9. Jahrhundert. (Vgl. Hertel, Jinakīrtis Gesch. von Pāla und Gōpāla, a. a. O. S. 146 nebst Anm. 1.) Er gibt die Erzählungen

[1] Vgl. Vf., „Die Erzählungsliteratur der Jaina" in der Münchener Monatsschrift „Geist des Ostens", 1. Jahrgang (1913), S. 178ff., 247ff., 313ff. Unter den dort gegebenen 19 Erzählungen findet man auch die Dschainafassungen des Salomonischen Urteils und des Gleichnisses von den anvertrauten Pfunden. Leider ist der Aufsatz von Druckfehlern nicht frei, die sich sogar in der Druckfehlerberichtigung, S. 322, finden (man lese dort: Āvaśyaka- und Jñāta-). [2] Ein Beispiel wird man unter den Analysen verschiedener Werke aus der Dschainaliteratur finden, die Vf. seiner Textausgabe und Übersetzung von Dschinakīrtis „Geschichte von Pāla und Gōpāla" beigegeben hat (Berichte über die Verhandlungen der Kgl. Sächs. Ges. d. Wissenschaften, ph.-h. Kl. 69 [1917], 4. Heft, S. 81ff. u. 91ff.). Dort findet man auch S. 98ff. die Übersetzung einer längeren Prākriterzählung aus dem Kommentar zum Āwaschjaka.

nur in einzelnen, bloß Stichworte enthaltenden Strophen. Die von uns gegebenen Fassungen sind Übersetzungen des Sanskritkommentars, welchen der Dschainamönch Munisundara in Anhilwat in Gudscharāt im Jahre 1117/18 n. Chr. zum Upadēschapada verfaßte (vgl. Vf., Das Pañcatantra, S. 378f.). Nr. 27 „Die neue Strophe" (Text S. 315). Haribhadras Merkstrophe lautet: „Bei ‚noch nicht gehört' und ‚Becher' durch Betrügen der Leute von einem anderen Schwindler Betrug durch ‚dein Vater dem meinen'." — Die in den Sanskrittext des Kommentators eingelegte Strophe ist in Prākrit abgefaßt. Sie findet sich mit der entsprechenden Erzählung auch in Malajagiris zwischen 1150 und 1160 n. Chr. geschriebenem Kommentar zum Nandī-Sūtra, einer der heiligen Schriften der Dschaina, und danach im Antara-kathā-saṃgraha (Mitte des 14. Jahrhunderts), Nr. 12 (vgl. Pullé, Studi Ital. di Filologia indo-iran. II [1898], S. 14) und etwas stärker abweichend und mit Varianten in der eingelegten Strophe in Hēmawidschajas „Märchenmeer" (1600/01 n. Chr.), Nr. 18. — Die Erzählung ist auch als Episode im Achikar-Roman (am besten in der syrischen Fassung) überliefert. Nr. 28 „Die Weisheit des Alten" (Text S. 372). Haribhadras Merkstrophe lautet: „Esel; junger König, diese [nämlich die Jungen] liebend; der Anblick der Alten im Heer; das Mitnehmen durch den seinen Vater Liebenden; bei Not Loslassen der Esel; Adern; Wasser." — Eine Variante des Rahmens der Achikar-Geschichte. Weitere Varianten: Hertel, Ausg. Erz. aus Hēm. Par. VII, 85ff. (S. 179ff. und 241ff.). Chavannes, 500 Contes, Nr. 400. Zachariä, ZVfV. 1907, S. 172ff. und unsere Nummer 79.

Nr. 27

Nr. 28

Pantschākhjānaka, „das aus fünf Erzählungen bestehende Lehrbuch" — Nr. 29 bis 30 —, ist die etwa zwischen 1000 und 1100 n. Chr. in Gudscharat entstandene Dschainabearbeitung des Pantschatantra (sog. textus simplicior). Vgl. über sie Vf., Das Pañcatantra, S. 70ff. Form: Prosa mit eingelegten Sanskritstrophen. Die Proben im vorliegenden Bande folgen den Hamburger Handschriften, deren Mängel unter Vergleichung der ältesten Handschrift der zweiten Rezension (Abschrift h) gebessert sind. Zu Nr. 29 „Der Weber als Wischnu (I, 5)" vgl. O. Weinreich, Der Trug des Nektanebos (Leipzig und Berlin 1911), namentlich S. 147ff. und 155ff.; von der Leyen, Das Märchen, 2. Aufl. S. 122.

Pantschakhjanaka Nr. 29, 30

Nr. 29

Pantschākhjānaka von Pūrnabhadra (1199 n. Chr.; vgl. Vf., Das Pañcatantra, S. 76ff. und S. 448f.). Die Übersetzung ist nach des Verfassers Ausgabe gefertigt. Zu Nr. 31 vgl. von der Leyen, Das Märchen, 2. Aufl. S. 119.

Pantschakhjanaka von Purnabhadra Nr. 31, 32

Der Dharmakalpadruma, „Wunschbaum der Religion" — Nr. 33 bis 37 —, ist ein umfangreiches Erzählungswerk in Sanskritstrophen, von einem Schüler des Udajadharma aus der Schwētām-

Dharmakalpadruma Nr. 33—37

bara-Sekte der Āgāmika, die im Jahre 1193/94 n. Chr. begründet wurde. Ob der genannte Udajadharma mit einem der beiden Dschainaschriftsteller identisch ist, die in der Mitte des 15. und des 16. Jahrhunderts lebten, läßt sich nicht feststellen. Ich übersetze nach einer alten, leider recht fehlerhaften Handschrift und habe nur zu Nr. 36[1] eine zweite benutzen können. Alle bekannten Handschriften sind leider unvollständig.

Nr. 36

32 Bharataka-erzählungen Nr. 38—49

Die „zweiunddreißig Bharatakaerzählungen" (Bharatakadwātrimschikā) — Nr. 38 bis 49 — gehören, wie in der Einleitung erwähnt, zu den Narrenbüchern, die ihrerseits eine Klasse der „dem Nutzen dienenden" Erzählungswerke bilden. Die Bedeutung des Werkchens ist von denen, die über dasselbe berichtet haben[2], nicht richtig erkannt worden. Das Buch, dessen Verfasser und Alter leider nicht bekannt ist — die Oxforder Hs. ist 1675 n. Chr. datiert; Hēmawidschaja, der 1600/01 schrieb, scheint es benutzt zu haben —, birgt unter der harmlosen Form volkstümlicher Narrengeschichten eine Streitschrift der Dschaina gegen die ihnen wegen ihrer blutigen Opfer bitter verhaßten schiwaitischen Mönche[3]. Eine Beschreibung ihres Aussehens findet man in der aus dem „Wunschbaum der Religion" gegebenen Erzählung 37, S. 133. Der Begriff „Narr" ist dabei, wie in der Narrenbuchliteratur unserer Reformationszeit, nicht nur intellektuell, sondern auch moralisch gefaßt. Die schiwaïtischen Mönche werden als dumm, ungebildet, gefräßig, wollüstig, betrügerisch und spitzbübisch

---

[1] Erstmalig in Text und Übersetzung vom Vf. veröffentlicht in den Ber. über die Verhandlgn. der Kgl. Sächs. Ges. der Wissenschaften zu Leipzig, ph.-h. Kl. 64 (1912), Heft 1, S. 58 ff. [Es sei hier bemerkt, daß das hs., in den Wörterbüchern fehlende °dūmitā 151 b nicht in °dūṣita zu ändern ist, da ich das Wort inzwischen wiederholt im Sanskrit von Gudscharāt gefunden habe. Vgl. auch Mudrārākschasa VI, 2, S. 157 Hillebrandt.] Zu dieser indischen Version der Geschichte vom tapfern Schneiderlein (KHM. 20, Bolte I, S. 148 ff., namentlich S. 161 ff.) vgl. außer der angeführten Stelle noch Vf., ZVfV. 1913, S. 51 ff., wo der Nachweis geführt ist, daß die europäischen Fassungen auf einer sehr zusammengesetzten indischen beruhen; Vf., Das Pañcatantra S. 312, wo die auf unser Märchen anspielenden Worte der 9. Strophe lauten: „Durch den Kuchen sind die Räuber getötet." [2] Aufrecht, Cat. cod. mss. Ssc. postved., Pars I, Oxonii 1859; ZDMG. 14 (1860), 569 ff.; Festgruß an Roth, Stuttg. 1893, S. 129 ff.; Weber, Ind. Streifen I, 245 ff. (1868); Pavolini, Studi ital. di Filol. indo-iranica I, S. 51 ff. (1897). In diesen Aufsätzen finden sich einzelne Erzählungen in Text und Übersetzung. [3] Bharata(ka) wie Bhautika nach den gleichlautenden Namen Schiwas genannt, ebenso „Bezopfte" oder „Zopfträger", da diese Mönche mehrere sehr lange, dünne Zöpfe tragen (Abbildungen bei Boeck, „Durch Indien ins verschlossene Land Nepal", S. 176 und 177).

der Lächerlichkeit und Verachtung preisgegeben. Ich bedauere lebhaft, aus Raumrücksichten nicht die vollständige Übersetzung geben zu können, und bemerke nur noch, daß das Werk mehrere Erzählungen mit dem alten, in meiner angeführten Abhandlung besprochenen Narrenbuch gemeinsam hat. Unsere leider ziemlich fehlerhafte Handschrift gehört nicht zu der Klasse der Florenzer, sondern zur besseren der Oxforder, hat aber von dieser verschiedene Abweichungen im Wortlaut, darunter einzelne sicher ursprünglichere Lesarten. Mehrere anscheinend korrekte Lesarten der Oxforder Handschrift sind irrige, auf fehlerhaften Lesarten unserer Handschrift beruhende Konjekturen.

Hēmawidschajas Märchenmeer Nr. 50—54

Hēmawidschajas Märchenmeer (Kathā-ratnākara) — Nr. 50 bis 54 — ist im Jahre 1600/01 n. Chr. in Ahmedabad geschrieben. Es enthält 257 Erzählungen aller Art, aus der Literatur und aus dem Volksmund gesammelt, und gehört zu den wichtigsten Erzählungssammlungen der Inder. Die Form ist gewählte Sanskritprosa, offenbar, wie die vielen Reime zeigen, durch den Stil der persischen Prosa beeinflußt, mit eingelegten Strophen in Sanskrit, Prākrit, Altgudschārātī und Althindī. Ich übersetze nicht nach der den Text stark entstellenden indischen Ausgabe (von Pandit Schrāwak Hīrālāl Hamsrādsch, Dschāmnagar 1911), sondern nach Hēmawidschajas eigenhändiger, zu einer zweiten Auflage vorbereiteten Niederschrift. Die gegebenen Proben sind meiner auf drei Bände berechneten Übersetzung entnommen, deren erste beide Bände unter dem Titel erschienen sind: „Kathā-ratnākara, das Märchenmeer. Eine Sammlung indischer Erzählungen von Hēmavijaya. 1920, München bei Georg Müller." Nr. 50 ist bereits in meinem oben erwähnten Aufsatz im „Geist des Ostens", 1. Jahrg., S. 320 ff., gedruckt, wo man S. 318 f. zwei weitere Proben findet. *Grimm, KHM. 192. R. Köhler, Kl. Schr. I, 307. Zu Nr. 52 *von der Leyen, Ind. Märchen (Halle, Hendel) S. 145 und Das Märchen, 2. Aufl. S. 123 f.; Zachariä, ZVfV. 1901, S. 186. 262; von der Leyen, Ind. Märchen, S. 27 und 130.

Nr. 50

Nr. 52

Auszug aus der Geschichte von Malajasundari Nr. 55

Dharmatschandras „Auszug aus der Geschichte von Malajasundari" — Nr. 55 —. Von dem Märchenroman „Mahābala und Malajasundarī" sind Vf. folgende Bearbeitungen bekannt:

1. Malajasundarī-kathā, Prākritdichtung in 1303 Māhārāschtrīstrophen (Metrum: Āryā). Verfasser und Abfassungsjahr unbekannt. Die mir zur Verfügung stehende Handschrift, datiert Saṃ. 1528 (= 1471/72 n. Chr.), ist leider sehr fehlerhaft. Mit den beiden ersten Blättern sind die 83 Anfangsstrophen verloren. Neben kleineren Lücken innerhalb einzelner Strophen liegt eine im Manuskript nicht bezeichnete größere zwischen den unvollständigen Strophen 889 und 973 vor. Da in dieser Fassung als Schreibmaterial nicht, wie in den folgenden, Papier, sondern Birkenrinde erwähnt wird, so gehört sie wahrscheinlich noch der Zeit vor dem 13. Jahrhundert an. Auf ihr beruht mittelbar

2. Dharmatschandras „Auszug aus der Erzählung von Malajasundarī" (Malajasundarī-kathôddhāra), in schlichter Sanskritprosa, mit eingestreuten Strophen in Sanskrit und Prākrit. Aus einigen stehengebliebenen Versen ergibt sich, daß zwischen 1 und 2 noch eine ausführlichere Bearbeitung in Sanskritstrophen lag. Der Inhalt ist derselbe wie in 1, doch sind namentlich lyrische und beschreibende Stellen gekürzt. Der Text beginnt mit den Worten: „Verehrung dem gesegneten Haupte der Sekte, dem guten Lehrer, dem Lehrerfürsten Mērutunga", und die Unterschrift nennt den Namen des Verfassers. Unter Mērutunga kann hier nur der Verfasser des Saṃ. 1361 (= 1304/05 n. Chr.) datierten Prabandha-tschintāmani gemeint sein, welcher mit Dharmadēwa zusammen arbeitete (Peterson, 3[b] Rep. S. 267; 4[th] Rep. S. xcviii), der seinerseits als Lehrer Dharmatschandras genannt wird (Pet., 5[th] Rep. S. xxxiv). Unser Dharmatschandra lebte also im 14. Jahrhundert. Gleichfalls in Sanskritprosa mit eingelegten Zitatenstrophen geschrieben ist

3. Mānikjasundaras „Erzählung von Mahābala und Malajasundarī" (Mahābala-malajasundarī-kathā). Der Verfasser gehörte der Antschalasekte an und war Schüler eines andern Mērutunga, welcher von Saṃ. 1403—1471 (= 1346/47 bis 1414/5 n. Chr.) lebte (Pet., 4[th] Rep. S. xcviii; Klatt-Leumann, Samachari-Sat. S. 171, Z. 3). Dieser Mānikjasundara hat eine ganze Anzahl von Werken geschrieben. Eines derselben, „Die Geschichte Schrīdharas" ist Saṃ. 1463 (= 1406/07 n. Chr.) datiert. Wie seine „Geschichte Prithwītschandras" teilte er die Malajasundarī-Geschichte in vier Kapitel (Ullāsa) ein. Auf Grund dieser Fassung schrieb

4. Dschajatilaka aus der Āgamikasekte seine „Geschichte von Malajasundarī" (Malajasundarī-tscharitra) in Sanskritstrophen unter Beibehaltung der Einteilung in vier Kapitel (Prastāwa) und zweier von den drei Strophen, welche Mānikjasundaras Bearbeitung abschli ßen. Auf Dschajatilakas Fassung wieder beruht

5. Kāntiwidschajas „Liederzyklus von Mahābala und Malajasundarī" („Schrī-Mahābal-Malajasundarīnō Rās") in der Landessprache von Gudscharāt (Gudscharātī). Er umfaßt 3488 Strophen und ist in der Stadt Pātan in Gudscharāt im Jahre Saṃ. 1775 (= 1718/19 n. Chr.) geschrieben. Der Verfasser war ein Dschainamönch der Tapāsekte. Die rās sind halb epische, halb dramatische Dichtungen. Von den oben S. 368 genannten sang unterscheiden sie sich dadurch, daß in ihnen die lyrischen Stellen bedeutend überwiegen, die in künstlichen Strophen mit verschiedenen Melodien gesungen werden. Dschajadēwas Gītagōwinda ist ein Sanskritbeispiel dafür. Die neuindischen rās-Dichtungen sind epische Liederzyklen.

Mānikjasundara, der Verfasser der dritten der eben aufgeführten Bearbeitungen, sagt am Schlusse seines Buches, die Erzählung sei

erstmalig von dem Apostel (Ganadhara) Kēschin dem König Schankha erzählt worden. Diese Angabe ist in die vierte Bearbeitung wörtlich, in die fünfte dem Inhalte nach übernommen. Sie findet sich außerdem in der vierten Einleitungsstrophe Mānikjasundaras, der in der folgenden hinzufügt, er gebe eine gekürzte Erzählung der ausführlichen metrischen Prākrit- und Sanskritfassungen, in denen dieselbe Geschichte von früheren Schriftstellern behandelt worden sei. Auf eine solche, noch nicht wieder aufgefundene Sanskritfassung geht unmittelbar die oben unter 2 aufgeführte Bearbeitung Dharmatschandras zurück. Von den genannten Bearbeitungen sind im Grundtexte jetzt die dritte [s. oben S. 14], die vierte (von Hamsrādsch, Dschāmnagar 1910) und die fünfte (von Mānak, Bombay 1907) gedruckt. Die erste und zweite liegen Vf. in je einer, die dritte in zwei Handschriften vor. Da die Prākritfassung ihrer Lückenhaftigkeit wegen für eine Übersetzung nicht in Frage kam, geben wir die ihr zeitlich am nächsten stehende, zugleich kürzeste Fassung Dharmatschandras in unserer Übertragung wieder unter Auslassung des kurzen, nicht mit Sicherheit herzustellenden Vorworts des Verfassers, zumal diese Bearbeitung auch besser erzählt ist, als die ihr zeitlich folgende Mānikjasundaras. Der Text hat zwar durch Abreißen der Ränder der ersten drei Blätter der Handschrift etwas gelitten und ist auch nicht fehlerfrei überliefert. Doch konnten die Schäden durch Vergleichung mit den übrigen, inhaltlich nur ganz geringfügig abweichenden Fassungen geheilt werden.

(Seite 188) S. 188. Der Ehebruch Indras mit Ahaljā, der Frau des Asketen Gautama, wird in der indischen Literatur oft erwähnt. Eine Fassung der Geschichte, welche ein hübsches Wortspiel enthält, findet sich bei Sōmadēwa (Tawneys Übersetzung Band I, S. 122f.).

III. Aus der Literatur der Volkssprachen

(Maharaschtri Nr. 56—61) Mahārāschtrī. Die Erzählungen Nr. 56 bis 58 sind dem alten von Haribhadra (oben S. 374) abgeschlossenen Kommentar zum Āwaschjaka, einem Buche (Anga) der heiligen Schriften der Dschaina (Siddhānta) entnommen, nach der begonnenen Ausgabe von E. Leumann[1] übersetzt und Nr. 56 und 57 vom Vf. bereits im „Geist des Ostens", 1. Jahrgang, S. 248f. veröffentlicht. (Nr. 56, 57) Die eine von ihnen ist allen unsern Lesern aus Gellerts Fabeln bekannt. Über ihre Verbreitung in Vorderasien und Europa vgl. E. Nestle, Orient. Literaturzeitung 15 (Juni 1912), Sp. 245; A. Marmorstein, ebenda (Okt. 1912), Sp. 449; Vf. ebenda 16 (1913), Sp. 213.

(Nr. 58) Nr. 58 ist als vom Pantschatantra unabhängige Variante der

[1] Die Āvaśyaka-Erzählungen, herausg. von Ernst Leumann. 1. Heft, Leipzig 1897 (= AKM. X, Nr. 2), S. 19. Vgl. Vf., Ausg. Erz. aus Hēm. Par., Einl. S. 19, 6ff.

5. Rahmenerzählung des Tantrākhjājika wichtig. — Form der Erzählungen: Prosa. Die Nummern 59—61 sind Dēwēndras 1073 n. Chr. geschriebenem Kommentar zum Uttarādhjajana-Sūtra entlehnt, das gleichfalls einen Teil der heiligen Schriften der Dschaina bildet. Unserer Übersetzung liegen die Texte zugrunde, die H. Jacobi in seinen „Ausg. Erz. in Mâhârâshtrî" (Leipzig 1886) veröffentlicht hat. Nr. 59 ist deswegen wichtig, weil sie eine der Urformen von 1001 Nacht enthält. Sämtliche von Jacobi herausgegebenen Texte sind ins Englische übersetzt von J. J. Meyer, Hindu Tales, London, Luzac & Co. 1909.

Nr. 59—61

Nr. 59

Bradsch Bhākhā heißt ein alter Hindīdialekt. Die drei Erzählungen Nr. 62 bis 64 unsrer Auswahl sind der erweiterten Fassung (B) des „Hitōpadēscha-Pantschākhjāna-Buches" entnommen, über welches Vf., Das Pañcatantra S. 51ff. berichtet hat. Sie sind in der Festschrift für Ernst Kuhn[1] nebst den anderen Erzählungen, welche die Handschrift B mehr hat als O, in Urschrift und Übersetzung S. 41ff. bereits gedruckt. Nr. 63 (Geh mit keinem Bösewicht) erscheint im vorliegenden Abdruck mit einigen Berichtigungen. Es sei hier hinzugefügt, daß auf eine Rezension dieser Bradsch-Bhākhā-Bearbeitung des Hitōpadēscha Tādsch Uddīns persische Bearbeitung (vgl. Vf., Das Pañcatantra, S. 62ff.) zurückgeht, die dem 16. Jahrhundert angehört und unter Nasr (oder Nasīr) Uddīn in Bihār in Indien geschrieben ist. Vgl. Vf., „Die Akhlāq-ē Hindī und ihre Quellen", ZDMG. 72 (1918)f., wo man auch ein genaues Inhaltsverzeichnis des letztgenannten Buches und Übersetzungen der von de Sacy irrig bestimmten Erzählungen finden wird. — Form der Erzählungen: Prosa.

Bradsch Bhakha

Nr. 62—64

Nr. 63

Altgudscharātī. Die gegebenen Erzählungen sind in nahe verwandten, wohl im Norden von Gudscharāt gesprochenen Mundarten abgefaßt. Das Pantschākhjānawārttika, „Kommentar zum Pantschākhjana", dem unsere Nummern 65 bis 78 entlehnt sind, ist eine Sammlung höchst verderbter Überschriftsstrophen in Sanskrit, denen jedesmal die entsprechende Erzählung in mundartlicher und durchaus volkstümlicher Gudscharātīprosa beigefügt ist. Vgl. Vf., Das Pañcatantra, S. 122ff. Gegenüber den dort gegebenen Auszügen erscheinen die in vorliegendem Buche gebotenen Übersetzungen zum Teil berichtigt. Die einzige zu Gebote stehende Handschrift trägt das Datum Sam. 1730 (= 1673/74 n. Chr.). Abfassungsjahr und Name des Vfs. sind unbekannt. — Form der Erzählungen: Prosa. Zu Nr. 74, S. 314: Statt Pŏkkhara — was nach dem Zusammenhang die ursprüngliche Lesart sein muß — hat die Hs. Poghana oder Yoghana (ob Po oder Yo gemeint ist, läßt sich nicht sicher sagen).

Altgudscharatī

Nr. 65—78

Nr. 74

[1] Aufsätze zur Kultur- und Sprachgeschichte vornehmlich des Orients, Ernst Kuhn zum 70. Geburtstag am 7. Februar 1916 gewidmet von Freunden und Schülern. Breslau, Marcus 1916.

Da gha und ṣa in den Hss. sehr ähnlich sind, so schrieb der Vf. des Pw. wahrscheinlich Yoṣana und brachte das Wort fälschlich mit Sanskrit yōṣā „Weib" zusammen. Daraus erklärt sich, daß er die Senderin der Rätsel zur Amazonenkönigin macht, während sie nach der (verderbten) Prākritstrophe und nach dem im Zeigen der Gewichte bestehenden Rätsel eine Kaufmannstochter war. Aus dem letzten Rätsel, das im Hineinstecken der zehn Finger in den Mund [also in einen finsteren Raum] besteht, geht hervor, daß das nicht herzustellende 4. Viertel der Prākritstrophe die Aufforderung enthalten haben muß, ihre Verfasserin am 10. Tage oder in der 10. Nacht der dunklen Monatshälfte (d. h. bei abnehmendem Mond) zu entführen oder zu besuchen. Hier liegt eines von den gar nicht seltenen sprachlichen Mißverständnissen vor, die auf die Gestaltung der Erzählungen ihren Einfluß ausüben und die für die Geschichte der Märchen kritisch wichtig sind. Das Volksmärchen geht auf ein literarisches zurück und weicht lediglich infolge eines Mißverständnisses von ihm ab.

Nr. 79—81

Die Erzählungen 79 bis 81 sind den „72 Erzählungen des Papageien" (Suvā-bahuttarī-kathā) entlehnt. Diese Prosafassung mit eingelegten, sehr verderbten Sanskrit- und Prākritstrophen geht mit dem von R. Schmidt herausgegebenen und übersetzten sog. textus simplicior der Schukasaptati auf eine gemeinsame Quelle, eine metrische Sanskritbearbeitung der alten verlorenen Schukasaptati zurück, steht also gleichwertig neben ihm. Die unmittelbare Quelle des Altgudscharātī- (oder Rādschasthānī-) Textes war eine metrische Sanskritfassung des Brahmanen Dēwadatta. Der textus simplicior muß übrigens gleichfalls in Gudscharāt geschrieben sein, da er mehrere vom Herausgeber nicht verstandene und darum auch nicht übersetzte Strophen in Altgudscharātī enthält. Die einzige bekannte Handschrift, der unsere Proben entnommen sind, ist von einem Dschainamönch in der Stadt Dschagtāranī im Jahre Saṃ. 1787 (= 1730/31 n. Chr.) geschrieben. Vgl. Vf., „Festschrift, Ernst Windisch zum 70. Geburtstag am 4. September 1914 dargebracht", S. 138ff. Die Einzelerzählungen sind von einem Rahmen umschlossen, in welchem berichtet wird, wie ein Kaufmann auf eine Handelsreise geht, indem er seine junge Frau Prabhāwatī unter der Obhut eines Papageien zurückläßt. Als sie einem fremden Mann ihre Liebe zu schenken gedenkt, erzählt der Papagei ihr eine Geschichte, deren Held in eine schwierige Lage gerät. Als Prabhāwatī zu erfahren wünscht, wie er sich aus ihr rettet, gibt ihr der Papagei nur unter der Bedingung Auskunft, daß sie diesen Abend auf den Besuch des Geliebten verzichtet. Das wiederholt sich 72 mal, bis ihr Gemahl zurückkehrt. Über die verschiedenen Fassungen der Schukasaptati vgl. Vf., Das Pañcatantra, S. 234ff.

Nr. 79 Nr. 79 „König Nand und sein Minister Sakdāl" ist eine weitere Variante des Achikar-Rahmens. Vgl. oben S. 375, Nr. 28 (vgl.

Nr. 81 auch Nr. 27). Nr. 81 * S. 327 Ratschläge als Belohnung: Ruodlieb V, 422 ff. S. 329 „ich falle" Grimm, KHM. 4. Weber, Indische Studien XV, S. 433.

Urdu Nr. 82—88. Urdū (von den Europäern Hindustānī genannt) ist die moderne Verkehrssprache der indischen Mohammedaner, welche aus der nordindischen Volkssprache (Hindī) durch starke Beimischung persischer und arabischer Wörter entstanden ist. Die Chirad afros („Erleuchtendes Wissen") ist die von Ahmad Maulawī Hāfis Uddīn im Jahre 1803 in gewandter Prosa geschriebene Übersetzung des persischen 'Ijār-e Dānisch („Prüfstein des Wissens") von Abu'l Fāsl. Vgl. Vf., Das Pañcatantra, S. 411. Aus den gewählten

Nr. 85 Stücken dürfte als Wandermärchen besonders Nr. 85 interessieren, welches inhaltlich fast genau den „Kranichen des Ibykus" entspricht. Vgl. dazu Bolte, Anm. zu den KHM. II, S. 534.

Sauparna Anhang. Das Sauparna, ein wēdisches Mysterium. Über diesen nur aus äußerlichen Gründen zuletzt gegebenen Text und seine Stellung in der indischen Erzählungsliteratur s. oben S. 367 f.

Textkritische Bemerkungen

Seite 40: umschwärmten sie zwitschernde Vögel: Dahinter steht die offenbar eingeschobene Strophe: „und andere mit Menschenköpfen, Bhārunda genannt, und andere, Bhūlingavögel, zum Meere gehörig, aus dem Gebirge stammend."

„ 60: mit dem Polizeimeister: So nach der Rezension α.

„ 63: Ihre Lippen sind rund und rot: Ich lese: raktādharam.

„ 64: Mine von Saphirsteinen: Ich lese: śilākara°.

„ 121: Dann wird noch alles gut werden: Text fehlerhaft. Möglich auch die Besserung: „dann wird dieser alles zum Guten wenden."

„ 134: Sie opferte besten Guggala: Dahinter fehlt nach Ausweis des Metrums ein Wort.

„ 135: wie zwischen einem Mutlosen und seiner Mutter: Nicht ganz sicher, da der Text verderbt ist.

„ 136: einen erbitterten Kampf: Im Text fehlt nach Ausweis des Metrums ein Wort.

„ 136: Krallen, Zähne und Haare: Vermutungsweise Ergänzung eines im Texte fehlenden Wortes. Möglicherweise war der Sinn ursprünglich: „sie bearbeiteten einander mit Krallen und Zähnen."

„ 136: und ging in deren Hof. Nach „ging" steht im Text ein unverständliches, wohl verderbtes Gerundium.

„ 137: der allerlei Trug in sich birgt: Wörtlich: „eine Baumhöhle des Trugs", wahrscheinlich verderbte Lesart.

„ 138: verwandelte sich dieser in einen Büffel: dahinter 1/4 Strophe nach Ausweis des Metrums verderbt und sinnlos.

„ 140: umarmten sie wie eine Mutter: Text vermutungsweise hergestellt.

„ 143: „Dauganduka-Götter": Was das für Götter sind, vermag ich nicht zu sagen. Außer im Dharmak. habe ich das Wort noch in Tschāritrasundaras Mahīpālatscharitra gefunden. Es findet sich in folgenden Schreibungen: dogundaka (Mahīpālac. S. 62, 50), daugaṃduka (Dhkd. IV, 8, 235) und daugaṃdika (Dhkd. IV, 8, 4).

„ 145: ich lernte alle Wissenschaften: Text der letzten Worte stark verstümmelt, daher die Übersetzung nicht ganz sicher.

„ 146: Wann wird der Fluch sein Ende erreichen?: Text lückenhaft; Übersetzung nicht ganz sicher.

„ 156: nahe am Ufer: unsere vermutungsweise Besserung des verderbten Textes. Die Oxforder Handschrift hat dafür „im zweiten Teile der Nacht", wohl gleichfalls Korrektur.

Seite 159: Nr. 41: Die Überschriftsstrophe ist in unserer Handschrift verderbt; wir bessern den Text nach dem von Pavolini gegebenen der Florentiner Handschrift.

„ 165: Nr. 46: Die Überschriftsstrophe ist in der Handschrift so verderbt, daß sie sich nicht mit Sicherheit herstellen läßt.

„ 186: An allen Gliedern gelähmt und gepeinigt: Nach Mānikjasundara ergänzt, da kleine Lücke in der Handschrift.

„ 186: vermag es zu löschen: In der Handschrift fehlen etwa fünf Silben, die ich nach Mānikjasundara ergänzt habe.

„ 187: sah dort einen stattlichen Mann: Ergänzt. Es fehlen vier bis fünf Silben.

„ 187: Kuschawardhana: Mānikjasundara wohl richtiger Kuschalawardhana.

„ 193: Darum ist er hier an die Spitze der Kaufmannschaft gestellt worden: Einige in der Handschrift fehlende Silben dem Inhalte nach ergänzt.

„ 196: Weil sich nun aus ihm viele Scheiterhaufen herstellen ließen, schickten die Minister Fährleute und andere in den Fluß: Der Satz ist in der Handschrift zu fehlerhaft, um eine sichere Besserung zuzulassen. Unsere Herstellung beruht auf Vermutung.

„ 221: wie sie sich vor dem Schützen verneigte: Dieser Nebensatz ist in der Handschrift verderbt, die Übersetzung daher unsicher.

„ 223: Als sie aber ihre Hände wieder lösten, usw.: Der Text dieses Satzes ist in der Urschrift nicht ganz in Ordnung.

„ 225: Da kam der Mann dort, tat, als sei er bereit, mir zu dienen: Lesart unsicher.

„ 234: an welchem der Räuber Lōbhasāra gehängt worden ist: Die Handschrift hat hier Lōhasāra, S. 240 wieder Lōbhasāra. Beide Namen sind möglich. Der erste bedeutet: „der Eherne", der zweite „der Habgierige". Im Prākrit, auf welches unsere Fassung mittelbar zurückgeht, entspricht Sanskrit bh und h inlautend zwischen Vokalen h, so daß der Prākritname in beiden Fällen Lōhasāra lautet. Wir haben die in unserem Text zuerst stehende Form durchgeführt.

„ 245: Dann gab er ihm den Namen Bala: Die Handschrift hat Schatabala; das ist aber ein Versehen, da das Kind diesen Namen erst später erhält. S. S. 260.

„ 256: deshalb schloß er den Korb mit dem Deckel und besprengte ihn mit Wasser: Der fehlerhafte Text nach den anderen Fassungen gebessert.

„ 261: ohne sie zu befehden: Text vermutungsweise gebessert.

Seite 266: Der königliche Mönch Mahābala lernte usw.: Der Text scheint hier nicht ganz in Ordnung zu sein. Die Prākritfassung hat (Str. 1256) nur: „Der königliche Mönch Mahābala erlernte nach und nach alle Dschainawissenschaften" (gīyattho so kamena samjāo).

„ 266: und blieb daselbst in der Dämmerungszeit: Ein verderbtes Wort nach der Prākrit-Fassung gebessert. Mānikjas.: „verharrte in der Kājōtsarga-Stellung; vgl. S. 262, Anm. 2.

„ 275: damit du diesen Reichtum lange genießest: Ich lese ābhōgī.

„ 276: du kannst es ja durch einen deiner Diener tun lassen: Ich lese mit A und C attavaggena = sskt. ātmavargena.

„ 278: mit seinem stählernen Schwert: Daß kankalōha eine Art besonders harten Eisens, also etwa „Stahl", bezeichnet, ergibt sich aus Hēmawidschaja, Kathār. 127, wo das Wort zweimal vorkommt.

„ 287: auf der Straße: Die Übersetzung des Wortes ist unsicher.

„ 307: Jetzt glaubte ihm seine Frau: Nach einer Korrektur in der Handschrift wäre zu übersetzen: „Seine Frau glaubte ihm noch immer nicht."

„ 317: Puschphāwatī: Richtig Puschpăwatī, ein Wallfahrtsort. Der Text scheint nicht ganz in Ordnung zu sein. Offenbar ist Puschpawatī das Ziel der Wallfahrt.

„ 330: Da ließ der Diener ein Messer holen: Handschrift pīlī; ich lese pālī.

„ 345: 1, 1—5 ist unecht. S. Vf., WZKM. 23, 323—329.

„ 348: 4, 6: Diese Strophe, die offenbar unecht ist und ganz außer Zusammenhang steht, ist wahrscheinlich ursprünglich eine Randnotiz, veranlaßt durch die Erwähnung des tausendjährigen Embryonentums. Denn nach dem auf das Sauparna zurückgehenden Bericht des MBh. (I, 16) lag Garuda 1000 Jahre im Ei. Vgl. Anm. zu 3, 4.

„ 348: 5, 3: Diese nur halb metrische Strophe ist offenbar Einschub. Sie zerreißt den ganzen Zusammenhang. Nach den ankündigenden Worten 5, 1, 2 beginnt das Drama.

„ 354: 14, 1: Diese Strophe ist sicher unecht. Vgl. Vf., WZKM. 23, 334f.

Die Stellen, an denen das Sauparna zu bessern war, wird der Verfasser an anderer Stelle anführen.

Verzeichnis der Abkürzungen

AKM = Abhandlungen für die Kunde des Morgenlandes, herausg. von der Deutschen Morgenländ. Gesellschaft.

Belsare, An Etymological Gujarati-English Dictonary. 2d Ed. Published by H. K. Pathak. 1904. Ahmedabad.

Bhāsa, Awimāraka = Trivandrum Sanskrit Series. Nr. XX. The Avimâraka of Bhâsa ed. w. notes by T. Gaṇapati Sâstrî. Trivandrum 1912.

Bhāsa, Bālatscharita = derselben Ausgabe Nr. XXI. Trivandrum 1912.

BVKSGWL = Berichte über die Verhandlungen der Königl. Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Leipzig, phil.-hist. Klasse.

JAOS = Journal of the American Oriental Society.

Jolly, Medicin = Grundriß der indo-arischen Philologie und Altertumskunde, III. Band, 10. Heft. Straßburg, Trübner 1901.

KHM = Brüder Grimm, Kinder- und Hausmärchen.

MBh = Mahābhārata.

Mudrārākschasa = Mudrārākṣasa by Viśākhadatta. Ed. from MSS. and provided with an Index of all Prākrit words by Professor Alfred Hillebrandt, Ph. D. Breslau M. and H. Marcus 1912 (= Ind. Forschungen, 4. Heft).

Tattw.-S. = Umāsvāti's Tattvārthādhigama Sūtra, nach Jacobi, ZDMG. 60, 287 ff. und 512 ff.

WZKM = Wiener Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes.

ZDMG = Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft.

ZVfV = Zeitschrift des Vereins für Volkskunde (Berlin).

Inhalt

Die zweiundsiebzig Erzählungen des Papageien Seite

Urdū

Chirad Afrōs („Erleuchtendes Wissen")

Gedruckt in der Spamerschen Buchdruckerei in Leipzig

Europäische Märchen:

Nordische Volksmärchen. 2 Bände. Herausgegeben von Klara Stroebe. Band I: Dänemark und Schweden. Band II: Norwegen. Buchausstattung von F. H. Ehmcke. 14. Tausend.

Russische Volksmärchen. Übersetzt und eingeleitet von August von Löwis of Menar. Buchausstattung von F. H. Ehmcke. 19. Tausend.

Balkanmärchen. Aus Albanien, Bulgarien, Serbien und Kroatien. Herausgegeben von August Leskien. Buchausstattung von F. H. Ehmcke. 14. Tausend.

Neugriechische Märchen. Herausgegeben von P. Kretschmar. Buchausstattung von F. H. Ehmcke. 10. Tausend.

In Vorbereitung:

Isländische Märchen. Herausgegeben von Andreas Heusler.

Lettische und litauische Märchen. (M. H. Böhm und F. Specht)

Finnische und esthnische Märchen. (August von Löwis of Menar)

Italienische Märchen. Herausgegeben von Walter Keller.

Türkische Märchen. Herausgegeben von F. Giese.

Deutscher Märchenschatz:

Musäus Volksmärchen der Deutschen. 2 Bände. Herausgegeben von Paul Zaunert. Mit Holzschnitten von Ludwig Richter. 13. Tausend.

Kinder- und Hausmärchen. Gesammelt durch die Brüder Grimm. 2 Bände. Jubiläumsausgabe herausgegeben von Friedrich von der Leyen. Buchausstattung von F. H. Ehmcke. 14. Tausend.

Deutsche Märchen seit Grimm. Herausgegeben von Paul Zaunert. Buchausstattung von F. H. Schneidler. 21. Tausend.

Plattdeutsche Volksmärchen. Herausgegeben von Wilhelm Wisser. Buchausstattung von Bernhard Winter. 14. Tausend.